E
78
C15
K6
MAIN

Staatliche Forschungsinstitute in Leipzig

Institut für Völkerkunde

Erste Reihe: Ethnographie und Ethnologie

Vierter Band:

Die Kultur der kalifornischen Indianer

in ihrer Bedeutung für die Ethnologie und die nordamerikanische Völkerkunde

von

Dr. Fritz Krause

Leipzig 1921

Die Kultur der kalifornischen Indianer

in ihrer Bedeutung für die Ethnologie
und die nordamerikanische Völkerkunde

von

Dr. Fritz Krause

Mit 5 Karten und 14 Tafeln Abbildungen

1921
Verlag von Otto Spamer in Leipzig

E 78
C15K6

GIFT

Das vorliegende Werk wurde im September 1919 abgeschlossen und im Januar 1920 von der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig als Habilitationsschrift angenommen.

Die Drucklegung übernahm das staatliche Forschungsinstitut für Völkerkunde in Leipzig unter Beihilfe der Vereinigung von Förderern und Freunden der Universität Leipzig, wofür der Verfasser beiden Körperschaften auch hierdurch seinen ergebensten Dank abstattet.

E
78
C15
K6
MAIN

Herrn Geh. Rat Prof. Dr. Seler

zum 70. Geburtstag
in Verehrung gewidmet

vom Verfasser

473523

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung 1

I. Die Haustypen Kaliforniens 7
A. Der Viereckstil 8
B. Der Rundstil 15
1. Die Kegeldachhütte 15
a) Die einfache ebenerdige rindenbedeckte Kegeldachhütte 16
b) Die einfache ebenerdige Kegeldachhütte mit Gras- oder Binsendeckung . . . 19
c) Die einfache versenkte Kegeldachhütte 19
d) Die versenkte erdbedeckte Kegeldachhütte mit Dachtür 21
e) Die versenkte erdbedeckte Kegeldachhütte mit Seiteneingang 24
Zusammenhang und Herkunft der fünf Typen 31
2. Die einfache Kuppeldachhütte 34
a) Die Kuppeldachhütte mit Erddeckung 34
b) Die kleine Kuppeldachhütte mit Gras- oder Binsendeckung 34
c) Die große grasbedeckte Kuppeldachhütte 35
C. Vereinzelte Haustypen 38

II. Die Wirtschaftsform Kaliforniens 41
Darlegung der wirtschaftlichen Verhältnisse 41
Pflanzliche Nahrung 42
Die Maisbaukultur 47
Jagd und Fischfang 49
Die Frage der Mehlherstellung 56
Folgerung für die Stellung der kalifornischen Kultur 61

III. Die soziale Organisation der Kalifornier 66
Die Familie 66
Das Dorf 68
Gruppenbildungen 73
Die Typen sozialer Formen in Kalifornien 76
Vergleichung über Nordamerika hinweg 78
Entwicklung der sozialen Organisation Kaliforniens 80

IV. Der primitive Charakter der kalifornischen Kultur 84
Fragen der Kulturentwicklung 92

Verzeichnis der wichtigsten neueren Literatur 95

Verzeichnis der Abbildungen 97

Einleitung.

Die Kultur der kalifornischen Indianer ist bis vor 20 Jahren im wesentlichen nur durch das Werk von Powers, Tribes of California, 1877, bekannt gewesen. Ging dieses Werk mit seinen Nachrichten auch teilweise bis in Zeiten zurück, wo einzelne Stämme noch ein verhältnismäßig ungestörtes Stammesleben führten, so berücksichtigte es andererseits die nur in Trümmern erhaltenen Stämme der Küste südlich von San Francisco und die damals wenig zugänglichen Schoschonenstämme des wüstenhaften Innern Südkaliforniens fast gar nicht und ließ das wertvolle Material, das in alten Berichten über die Missionsindianer und andere Stämme Kaliforniens enthalten ist, außer Acht. Seit Beginn des 20. Jahrhunderts hat die kalifornische Universität in Berkeley sich die Erforschung der Kultur- und Sprachverhältnisse der Ureinwohner Kaliforniens zur Aufgabe gemacht, und es ist ihr gelungen, in dieser Zeit nicht nur das Powers'sche Material über viele Stämme wertvoll zu ergänzen und zu berichtigen, sowie besonders die Südstämme eingehend zu untersuchen und an Hand von Quellenforschungen die Möglichkeit historischer Studien zu eröffnen, sondern auch das so gewonnene kulturelle und sprachliche Material soweit zu bearbeiten, daß uns heute die Sprach- und Kulturverhältnisse Kaliforniens in großen Umrissen klar vor Augen liegen.

Darnach gliedern sich die zahlreichen kalifornischen Sprachen in drei einheimische Gruppen, sowie in sechs Gruppen, die, nur in den Randgebieten Kaliforniens auftretend, offenbar von außen her eingedrungene Elemente darstellen. Ich stelle die drei einheimischen Familien voran. Die Sprachfamilie der Penuti[1] sitzt mit den Stämmen der Wintun, Maidu, Miwok, Yokuts im nördlichen und südlichen Längstal, mit den Costano an der Seeküste. Neben dieser geschlossenen Sprachfamilie steht die schon mehr auseinandergezogene der Hoka mit den Karok, Chimariko, Schasta und Yana im Norden (von der Küste bis zu den Vorbergen der Sierra Nevada im Osten), ferner mit den Pomo an der mittleren Nordküste

[1] Kroeber und Dixon haben die von Powell im Bureau of Ethnology eingeführte Methode, Sprachgruppen mit einem Wort zu bezeichnen, das keinen der darunter zusammengefaßten Stämme kennzeichnet, übernommen. So wissenschaftlich einwandfrei es ist, wenn dadurch von vornherein die Möglichkeit genommen wird, irgend einen Stamm der Gruppe den anderen vorzusetzen, so schwierig gestaltet sich diese Methode für die praktische Arbeit des Völkerkundlers, besonders wenn die Sprachfamilie nur einen Stamm enthält, so daß man zu dessen Kennzeichnung nun zweier Namen bedarf. Obwohl ich also gezwungen bin, im folgenden die neuen Namen Dixon-Kroebers zu verwenden, möchte ich doch bezweifeln, ob sich diese Namen in der Wissenschaft dauernd behaupten werden, da sie in ihrer bedeutungslosen Fassung jeglicher erkennbaren inneren Beziehung zu den unter ihnen zusammengefaßten Stämmen entbehren Es wäre dankbar zu begrüßen, wenn die amerikanischen Ethnologen sich einem System der Namengebung zuwenden wollten, das sinnvolle indianische Namen, gegebenenfalls den des Hauptstammes der betreffenden Familie, als Familiennamen benutzt.

und den Esselen an der Südküste. Von diesen wollen die Schasta aus Nordosten, also aus Oregon, eingewandert sein, wohin auch ihre Kultur deutet. Nach Dixon-Kroeber soll dieser Sprachfamilie auch die Yumasprache angehören, die im äußersten Süden Kaliforniens als Diegueño vertreten ist. Das bedeutet eine Ausdehnung des Yumasprachstammes an der Küste nach Norden, die uns für diese Sprachfamilie vor ganz neue Probleme stellt[1]. Eingesprengt in die Hoka findet sich im Küstengebirge als Nachbar der Pomo die Sprachfamilie der Yuki. Als vierte einheimische Familie wird von Dixon-Kroeber die der Ritwa bezeichnet, die als Yurok an der Mündung des Klamathflusses, als Wischosk an der Humboldtbai sitzt. Auch die Kulturuntersuchung offenbart die enge Zusammengehörigkeit beider Völker. Nun hat Sapir den Nachweis versucht, diese Sprachfamilie auf lexikalischer, phonologischer und grammatikalischer Grundlage als Zweig der Algonkin-Sprachfamilie nachzuweisen, was ganz neue Ausblicke in die nordamerikanischen Völkerverschiebungen eröffnet. Wir müssen demnach diese Sprachfamilie als, wenn auch in sehr alter Zeit, eingedrungenes Element auffassen. Isoliert sitzt im Südwesten an der Küste und auf den vorgelagerten Inseln Sta. Rosa, Sta. Cruz und San Miguel die Familie der Iskoma mit den Chumasch und Salinas (letztere nur auf dem Festlande), die nach kulturellen Hinsichten als fremdes Element zu bezeichnen ist. Die weiteren fremden Familien sind: im Nordosten die Lutuami mit den Klamath und Modoc, die sich über die kalifornische Grenze nach Oregon hineinziehen; im Nordwesten und längs der Nordküste bis zu den Pomo und Yuki im Süden die Dene mit dem Hauptstamm der Hupa, die damit als südlichstes Glied des Pacificküsten-Zweiges der großen Denesprachfamilie anzusprechen sind, das offenbar von Norden her nach Kalifornien hineingezogen ist; isoliert im Osten im Hochgebirge die auch kulturell noch wenig bekannte Sprachfamilie der Wascho. Den Süden füllen die Schoschonen aus, die ein Zweig der großen schoschonischen Sprachfamilie sind. Dieser erstreckt sich bis ans Meer und auf die vorgelagerten Inseln Sta. Catalina, San Nicolas und San Clemente, wobei er sich in aktivem Vordringen übers Gebirge nach Norden bis zum Tularesee gleichzeitig auf Kosten der Penuti ausgedehnt hat[2].

Diese Neugliederung der kalifornischen Sprachen und ihre teilweise Verknüpfung mit anderen großen Sprachfamilien zeigt uns also, daß wir die

---

[1] Vergleiche hierzu, daß die allgemeine Überlieferung der Indianer Südkaliforniens, besonders der Yumastämme (auch derer auf der Halbinsel Kalifornien) auf eine Herkunft aus Norden weist; die Mohave am Colorado wollen aus Westen gekommen sein. Kroeber, Mission record, S. 5, Anm. 11.

[2] Der größeren Übersichtlichkeit halber stelle ich die kalifornischen Stämme nochmals tabellarisch zusammen:

Einheimische Gruppen:

Penuti:	Wintun, Maidu, Miwok, Yokuts, Costano.
Hoka:	Karok, Chimariko, Schasta, Yana, Pomo, Esselen, Yuma (Diegueño).
Yuki:	Yuki, Huchnom.

Eingedrungene Gruppen:

Ritwa:	Yurok, Wischosk (sind vielleicht Algonkin).
Iskoma:	Salinas, Chumasch.
Lutuami:	Klamath, Modoc.
Dene:	Hupa, Tlelding, Whilkut, Mattole, Sinkyone, Lassik, Kuneste, Wailaki.
Wascho:	Wascho.
Schoschonen:	Kern River Schoschonen; Serrano; Gabrieliño; Luiseño-Kawia (Juaneño, Luiseño, Agua Caliente, Kawia).

kalifornische Bevölkerung durchaus nicht als einheimisch im Ganzen ansehen dürfen, sondern daß wir es mit Elementen zu tun haben, die anscheinend zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedenen Wegen in die einheimische kalifornische Bevölkerung eingedrungen sind. Diese Erkenntnis wird für die Kulturuntersuchung nicht ohne Bedeutung bleiben können.

Kulturell gliedern sich die kalifornischen Stämme in fünf Gruppen, die z. T. mit der sprachlichen Gliederung zusammenfallen. Die Hauptgruppe ist die zentralkalifornische Kultur, die den reinen Typus der kalifornischen Kultur überhaupt darstellt. Sie erstreckt sich über das gesamte Längstal und über die Küste von den Pomo-Yuki im Norden bis zu den Salinas im Süden, umfaßt also die Sprachfamilien der Penuti und Yuki vollständig, sowie Teile der Familie der Hoka und im Süden in den Salinas einen Zweig der Iskoma. Träger dieser Kultur sind offenbar die drei alten Gruppen; denn der fehlende Teil der Hoka ist durch junge Kultureinflüsse von Norden her abgewandelt worden und nun jenem besonderen Kulturgebiet zuzurechnen. Diese Zentralkultur teilt sich wieder in einen nördlichen und einen südlichen Zweig, für die der sich bei San Francisco ins Land ziehende Meeresarm die Scheidelinie bildet. Die vier übrigen Kulturgebiete stellen sich dar als Mischprodukte zwischen von außen hereingetragenen fremden Kulturen mit der einheimischen Zentralkultur; die Untersuchung ergibt klar ihren Zusammenhang mit den fremden Sprachfamilien. So sind die Träger der nordwestkalifornischen Kultur, die sich als letzter Ausläufer der Kultur der Fischervölker der Nordwestküste (Tlingit, Haida, Kwakiutl u. a.) darstellt, offenbar die Denestämme gewesen, die die hier vorher vorhandenen Hoka- und Ritwastämme zersprengten und sie kulturell so beeinflußten, daß sie (die Ritwa und Karok) jetzt als Glieder der nordwestkalifornischen Kultur gelten müssen, obwohl sie vorher offenbar an der zentralkalifornischen Kultur teilnahmen. Die Träger der nordöstlichen Kultur sind die Lutuami. Eine Zwischenstellung zwischen der nordwestlichen und der nordöstlichen Kultur nehmen die Schasta-Chimariko (Hoka) ein. Die Südwestkultur wird durch die Chumasch (Iskoma) repräsentiert Sie ist offenbar fremder Art, hängt wahrscheinlich, wie Friederici[1] meint, mit der Kultur der Fischervölker der Nordwestküste zusammen und weist, vielleicht infolge ihres überlegenen Charakters, einen weiten Kontakthof mit der Zentralkultur auf. Die Südkultur schließlich wird getragen von den Schoschonenstämmen und den Yuma; sie bildet das Bindeglied zu deren Verwandten im Osten und ist in Kalifornien wohl jüngeren Datums.

Wir haben hier in Kalifornien demnach dieselbe Erscheinung wie in allen großen Kulturgebieten Amerikas: daß sich nämlich um einen Kern typischer Kultur, der von einer Anzahl von Stämmen, die verschiedenen Sprachfamilien angehören, gebildet wird, eine Kontaktzone mit den großen Nachbarkulturgebieten lagert, deren Stämme Angehörige derselben oder fremder Sprachfamilien sind. Wie es zu erklären ist, daß verschiedensprachige Stämme zu einer Kultureinheit zusammenwachsen, ist ein noch ungelöstes Problem, das die größte Wichtigkeit für die gesamte Kulturforschung besitzt. Soviel ich sehen kann, haben sich unter den Ethnologen nur nordamerikanische Gelehrte, neben Kroeber vor allem

[1] Die Schiffahrt der Indianer, Stuttgart 1907, S. 65—67.

Clark Wissler[1] theoretisch mit dieser Frage beschäftigt, ohne sie allerdings genügend beantworten zu können. Sicher ist soviel, daß wir solche Kulturkomplexe als historisch gewordene Gebilde auffassen müssen, für die, was Wissler übersehen hat, die Randvölker mindestens die gleiche Rolle spielen wie die Träger der typischen Kultur. Auch das Problem der Kontaktzonen ist eine noch viel zu wenig behandelte Frage der Ethnologie, die uns wahrscheinlich sehr wichtige Erkenntnisse für die allgemeine Kulturwissenschaft liefern wird. Das eröffnet uns die Pflicht, die kalifornische Kultur nicht mehr als isolierte Erscheinung in Nordamerika aufzufassen, sondern sie in den Rahmen der nordamerikanischen Kulturen überhaupt zu spannen. Ich habe es deshalb im Folgenden versucht, an Hand von Hausbau, Wirtschaft und Sozialorganisation einige Beiträge zu dieser Frage zu liefern. Dem aufmerksameren Leser wird dabei nicht entgehen, wie diejenigen Ausführungen der drei Teile, die die amerikanischen Kulturbeziehungen behandeln, unter sich in einem gewissen Zusammenhang stehen: von der mehrfachen Kulturschichtung in Kalifornien, die sich aus dem ersten Teil ergibt, gelangen wir im zweiten Teil zur Verknüpfung Kaliforniens über den Norden hinweg mit dem Osten, sowie zur örtlichen Sonderentwicklung dieser allgemeinen nördlichen Grundschicht, die, wie sich im dritten Teil ergibt, vielleicht ein gewisses Bindeglied darstellt zwischen den primitiven Kulturen Nordamerikas und den höheren Kulturen Mittelamerikas.

Gelingt es uns, durch Untersuchungen solcher Art die kalifornische Kultur mit den anderen amerikanischen Kulturen historisch zu verknüpfen, so bleibt uns darüber hinaus doch die mindestens gleich wichtige Aufgabe, das besondere Wesen der kalifornischen Kultur selbst zu erfassen und zu erklären und daraus etwaige Erkenntnisse für allgemeinethnologische Fragen zu entnehmen. Kalifornien scheint mir da besonders für zwei Fragen wichtig zu sein. Die eine ist die des Verhältnisses zwischen Natur und Kultur. Die kalifornische Kultur scheint nämlich, wie im ersten und zweiten Teil ausgeführt werden wird, zur reichen Naturausstattung des Landes in einem gewissen Widerspruch zu stehen. Die Untersuchung dieser Frage an Hand der Wohn- und Wirtschaftsweise der Kalifornier zwingt uns, die besonders von amerikanischen Gelehrten geübte Überschätzung des Einflusses der Naturbedingungen des Landes auf die Kultur seiner Bewohner zurückzuweisen und dem kulturhistorischen Faktor die stärkere Rolle im Kulturleben zuzuschreiben. Die andere Frage lautet, wie die Sonderentwicklung, die wir in Wirtschaft wie Sozialorganisation der Kalifornier finden, zu erklären ist, ob und inwieweit man sie als eine Entwicklungsstufe anzusehen hat, die von primitiveren zu höheren Formen führt und die damit also ein wichtiges Glied der Kulturentwicklung der Menschheit bilden würde, oder ob und inwieweit sie eine abseits führende Eigenentwicklung darstellt, der nur eine örtliche Bedeutung zukommt.

Die Methode, die ich im Nachstehenden verfolge, wendet sich bewußt ab von der einseitigen Fragestellung der Kulturkreismethode nach dem bloßen Woher

---

[1] Material cultures of the North American Indians. American Anthropologist, New Series, vol. 16, 1914, S. 447—505.

einer Erscheinung unter grundsätzlicher Ablehnung der Frage nach der Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit einer selbständigen Entwicklung. Ich bin überzeugt, daß beide Fragestellungen wie auch die mit ihnen verbundenen Methoden für ihr jeweiliges besonderes Forschungsfeld ihre Berechtigung haben; daß uns aber in der Untersuchung der Kulturen der Völker lediglich die Frage nach der Ursache, dem Warum, weiterführen kann[1]. Diese Fragestellung hebt uns über die Auffassung der Kultur als eines Konglomerates von Elementen verschiedener Herkunft hinaus. Sie zwingt uns, die Kultur jedes einzelnen Volkes und jeder Kulturgruppe je als eine Einheit aufzufassen, die gekennzeichnet ist durch eine vielfache Verflechtung der verschiedenen Lebenskreise, in denen sich das Kulturleben abspielt. Solche Verflechtungen scheinen gerade auf primitiven Stufen enger zu sein als auf höheren. Die Untersuchung dieser Verflechtungen in primitiven Kulturen wird daher auch für die an den höheren Kulturen betriebenen allgemein kulturwissenschaftlichen Forschungen von Nutzen sein.

Fassen wir also die Kultur eines Volkes als Einheit auf, so erwächst uns als erste Aufgabe die Pflicht, zu untersuchen, inwieweit diese Einheit durch die in ihr wirksamen Kräfte sich ausgebildet und entwickelt hat, und inwieweit diese Kräfte ihrerseits beeinflußt sind durch das geographische und kulturelle Milieu, in dem das betreffende Volk lebt. Diese Untersuchungen werden uns eine Menge von Erkenntnissen teils besonderer Art für den betreffenden Fall, teils ganz allgemein-ethnologischer Art liefern. Erst wenn wir diese Untersuchungen bis zu der Grenze geführt haben, die dieser Art von Fragestellung gezogen ist, dürfen wir uns der Frage nach den außervölkischen Kulturbeziehungen zuwenden. Deren Erforschung bildet an sich ein besonderes Arbeitsgebiet, das wohl geeignet ist, wertvolle Erkenntnisse über historische Zusammenhänge der Völker und Kulturen zu ermitteln. Für unsere Untersuchungsmethode kann diese Fragestellung aber erst in zweiter Linie in Betracht kommen, wenn es sich darum handelt, die Kultur des betreffenden Volkes in den Rahmen der Kulturen des von ihm bewohnten Erdteiles einzuspannen und daraus Einblicke zu gewinnen in diejenigen Zusammenhänge, die uns bei der ersten Forschungsart ungeklärt oder völlig verschlossen bleiben müssen. Führen wir dann die durch die historische Fragestellung gewonnenen Ergebnisse in den Gang unserer ersten Untersuchung ein, so werden wir damit eine neue, höhere Grundlage gewonnen haben, von der aus wir mit größerer Aussicht auf Erfolg erneut an die Probleme der betreffenden Kultur herangehen können. Ich glaube, damit eine Möglichkeit gefunden zu haben, die beiden Forschungsmethoden, die historische und die evolutionistische, zu einer gemeinsamen Untersuchungsmethode zu vereinigen. Diese neue Methode wird nicht einseitig nur die Beziehungen des betreffenden Volkes zu den Kulturverhältnissen der Nachbargebiete und des betreffenden Erdteiles untersuchen, wie es die historische (Kulturkreis-) Methode tut; sie wird sich aber auch nicht einseitig darauf beschränken, die Abhängigkeit der betreffenden Kultur von den Naturbedingungen ihres Geltungsbereiches zu erforschen oder überhaupt die Kultur aus den örtlich gegebenen Bedingungen heraus zu erklären, wie die evolutionistische Methode verfährt. Derartige einseitige

[1] Über diese methodischen Fragen hoffe ich bald ausführlicher im Anschluß an eine eingehende Kritik der Kulturkreislehre zu berichten.

Forschungsarten können die Probleme der Einzelkulturen je für sich nicht zufriedenstellend lösen. Nur die Beantwortung der Frage: „Warum findet sich in dem betreffenden Land oder bei dem betreffenden Volk diese bestimmte Gesamtkultur oder Einzelerscheinung“ gibt uns die Möglichkeit, beide Forschungsarten zu einer höheren befriedigenderen Methode zu vereinigen. Und diese Methode hat zugleich den Vorzug, Ergebnisse nicht bloß für die betreffende Einzelkultur zu liefern, sondern auch den Weg zur Lösung allgemeinethnologischer Fragen zu öffnen. Diese allgemeinen Fragen werden um so mehr in den Vordergrund treten, je mehr Einzelkulturen wir in dieser Weise untersuchen und dann miteinander in Vergleich stellen. Ich glaube, daß wir nur auf diese Weise von gesicherter Grundlage aus der Lösung der allgemeinethnologischen Fragen näher kommen, die die evolutionistische Methode infolge ihrer Außerachtlassung jeglicher historischer Tatsachen nicht befriedigend lösen konnte. Einen Versuch dieser Art, der sich auf Hausbau, Wirtschaft und Sozialorganisation der kalifornischen Indianer erstreckt, sollen die nachfolgenden Ausführungen darstellen.

I. Die Haustypen Kaliforniens.

Kalifornien gliedert sich in mehrere schmale, einander parallel von Norden nach Süden ziehende Naturgebiete. Das auch die westlichen Täler des Küstengebirges umfassende, durch mildes Klima und reiche Niederschläge ausgezeichnete Küstenland weist in den Tälern Gras- und Kleefluren, auf den Hügeln Eichen- und Kastanienwälder auf. Das winterkalte, schneereiche, bis 1500 m hohe Küstengebirge, dessen Ostabhang, als im Regenschatten liegend, nur geringe Niederschläge erhält, ist bedeckt mit riesigen Wäldern der bis 40 m hohen Riesenkoniferen, wie Rotholzbaum (sequoia sempervirens) u. a., während freie Plätze mit undurchdringlichem Gestrüppwald aus Manzanitagesträuch (arctostaphylus pungens) u. a. bedeckt sind. Das breite ebene Längstal mit seinen heißen trockenen Sommern und kalten Wintern ist bedeckt mit meilenweiten Grasfluren, in denen Klee und Liliengewächse reichlich gedeihen, und denen eingestreute Eichenhaine ein parkartiges Aussehen geben. An den Flußufern ziehen sich breite Rohrsümpfe mit Weiden, Eschen und Haselnußbüschen hin, der Schlupfort vielerlei Wildgeflügels. Die Vorberge der Sierra Nevada, die in Höhenlage, Niederschlägen und Klima den Westabhängen des Küstengebirges entsprechen, tragen eine dichte Bedeckung eines Mischwaldes aus Eichen, Ahorn und Roßkastanie (aesculus californica). Darüber baut sich im Hochgebirge der Sierra Nevada eine Koniferenzone mit riesigen Sequoien, z. B. Mammuthbaum (sequoia gigantea) u. a., Riesentannen und -cedern auf, die von der alpinen Schneezone der Kammregion abgelöst wird. Verschieden hiervon ist der Süden Kaliforniens südlich des Tehachapipasses, ein Wüstengebiet mit typischer Wüstenvegetation, von Gebirgszügen durchsetzt, das an der Küste in den Tälern Oasen von Grasfluren und Eichenhainen aufweist. Das Land ist also besonders in seinen niedrigeren Lagen reich gesegnet. Auch in der Tierwelt tritt dieser Vorzug der tieferen Lage zutage im Fehlen der Raubtiere (Bär, Panther, Wolf), die aufs höhere Gebirge beschränkt sind, und dem Auftreten von Elk und Hirsch in zum Teil riesigen Herden in den Wäldern und Grasfluren, die zugleich von Wachteln, Rebhühnern und Fasanen belebt sind. Ungeheuer reich sind die Flüsse und Seen an Fischen, besonders an Lachs und Forellen; hierin machen sich Unterschiede nur insoweit bemerkbar, als der Lachs in den zum Meer abströmenden Flüssen nicht über eine gewisse Höhe hinausgeht, so daß die oberhalb wohnenden Gebirgsvölker dieses Nahrungsmittel entbehren müssen.

Diese in Morphologie, Klima und Pflanzenwelt, zum Teil auch in der Tierwelt zum Ausdruck kommende Verschiedenartigkeit dieser Naturgebiete legt die Frage nahe, ob und inwieweit sie sich in der Kultur der Bewohner widerspiegelt. Selbstverständlich kommt sie darin in gewisser Weise zum Ausdruck. So unterscheidet

sich die Kultur der Meeresuferbewohner mit ihrer überwiegend auf das Meer gerichteten Wirtschaftsform von der Rotholzkultur in den gering besiedelten Sequoiawäldern des Küstengebirges, oder von der Binsenkultur der Fischerstämme der Seengebiete (Clear Lake, Klamath Lake u. a.)[1]. Gleichwohl müssen wir eingehend untersuchen, ob die Naturverhältnisse tatsächlich insofern einen schöpferischen Charakter besitzen, als sie direkt das Auftreten gewisser Kulturelemente bedingen, oder ob ihnen nur ein abwandelnder Einfluß auf bereits vorhandene Kulturelemente zukommt. Das erste wäre zu entnehmen aus dem Auftreten von denselben Zwecken dienenden, aber völlig verschiedenen Formen und Elementen in all jenen Naturgebieten, das zweite aus dem Auftreten von denselben Zwecken dienenden gleichen Elementen, die aber den verschiedenartigen Naturbedingungen entsprechend mannigfach abgewandelt sind.

Gerade die scharfe Trennung Kaliforniens in so ungleiche Naturgebiete läßt dieses Land zu solchen Untersuchungen recht geeignet erscheinen. Im Nachfolgenden soll daher der Versuch unternommen werden, diesen Einfluß der Natur auf die Kultur in den Beispielen des Hausbaues und der Wirtschaft der kalifornischen Indianer zu untersuchen. Wohnung und Wirtschaft sind die beiden Lebensgebiete, die die stärkste Abhängigkeit von der Natur des Landes offenbaren. Wir sollten also gerade aus ihrer Untersuchung wichtige Aufschlüsse über das Maß des Natureinflusses erhoffen.

Vom Haus behauptet Powers, daß seine verschiedenen Formen einwandfreie Funktionen der Naturbedingungen der Verbreitungsgebiete dieser Formen seien, und Sarfert[2] hat sich dem bis zu einem gewissen Grad angeschlossen, beide sprechen sich also für eine selbstschöpferische Kraft der Natur aus. Es ist zu untersuchen, ob diese Behauptung richtig ist, oder ob die tatsächlich vorliegenden Hausformen auf Grund unserer heutigen Kenntnisse uns nicht etwa zu einer anderen Auffassung zwingen.

In Kalifornien ist sowohl der Viereck- wie der Rundstil vertreten, und zwar je in mehreren Formen.

A. Der Viereckstil.

1. Das rechteckige Giebeldach-Bretterhaus ist auf den Nordwesten Kaliforniens beschränkt; es findet sich als Winterhaus bei Hupa[3] (Tafel 1, Abb. 1), Chillula[4], Karok[5], Yurok[5] (Tafel 1, Abb. 2) und Wischosk[6].

Wand und Dach sind voneinander getrennt. Die Wände sind ohne Zuhilfenahme eines Pfostengerüstes aus senkrecht auf die Erde gestellten Brettern aufgeführt. Über diese ist mittels Dachpfosten und Firstbalken ein Giebeldach aus Brettern gelegt, das bei vornehmen Familien der Hupa dreiteilig ausgestaltet ist, bei armen Hupafamilien wie bei allen übrigen Völkern jedoch einfach zweiteilig gebaut wird und meist eine so geringe Abschrägung aufweist, daß es, besonders bei den Yurok, Karok und Wischosk, fast flach erscheint. Der Eingang findet durch

[1] Siehe auch Barrett, Ethnogeography, S. 22—27.
[2] Haus und Dorf bei den Eingeborenen Nordamerikas, Braunschweig 1908.
[3] Goddard, Hupa life, S. 13f.; Tafel 2, Fig. 1.
[4] Goddard, Chillula, S. 271.
[5] Powers, S. 45; Titelbild.
[6] Powers, S. 96 und 101.

ein enges rundes Loch in einer Giebelplanke statt, durch das man hindurchkriechen muß.

Dieses Haus nun ist entweder ebenerdig errichtet[1] oder mit einer tiefen Ausschachtung versehen, die etwas geringeren Umfang hat als das darübergesetzte Bretterhaus, so daß eine Art Erdbank stehen bleibt (Hupa, Karok, Yurok, Wischosk). Diese 1—1½ m tiefe Ausschachtung ist bei den Hupa und Chillula viereckig (fast quadratisch) und etwa 1 m schmäler als das Haus selbst, bei den Yurok, Karok, Wischosk dagegen rund[2] mit einem Durchmesser von 3—4 m, bei den Yurok auch achteckig[3]. Sie dient als Schlaf- und Wohnraum, die Bank als Abstellraum.

2. Einen abweichenden Typus stellen das Wohnhaus (umma; Tafel 2, Abb. 1)[4] und Männerschlafhaus (okwa-umma)[5] der Schasta dar; und ihnen beiden möchte ich das Männerschlafhaus (taikyuw) der Hupa[6] (Tafel 2, Abb. 3) und Chillula gleichstellen.

Sie weisen die Trennung von Wand und Dach auf. Der Unterschied vom Bretterhaus besteht darin, daß die Wände nichts weiter sind als die über den Rand der rechteckigen Ausschachtung emporgeführten, senkrecht gestellten Rindenplatten (an den Giebelseiten Bretter), mit denen die Wände der Erdgrube abgesteift sind[7]. Auf diesen Wänden liegt dann das über einem größeren Pfostenbau errichtete bretterne Giebeldach seitlich auf[8]. Da diese Rindenwände von außen mit der durch die Erdausschachtung gewonnenen Erde beworfen sind, so scheint das Dach dem Erdboden direkt aufzuliegen. Der innere Bau zeigt aber die Erhebung des Daches durch senkrechte Wände über den Erdboden[9]. Der Eingang geschieht bei den Schasta durch eine (beim Männerschlafhaus runde) Öffnung in der Giebelwand, bei den Hupa durch eine seitliche Dachluke, beidemal mittels einer Leiter.

3. Die rechteckige Erdgrube mit aufgesetztem Giebeldach findet sich ebenfalls nur auf den Nordwesten Kaliforniens beschränkt, und zwar als Männerschlafhaus der Karok[10] und Yurok[11] (Tafel 2, Abb. 2).

Die Vertiefung ist bis 2 m tief, abgesteift, und von einem auf Pfostengerüst ruhenden Bretterdach überdeckt, das so wenig abgeschrägt ist, daß es fast flach erscheint. Es liegt also dem Erdloch direkt auf. Wahrscheinlich ist es wie die übrigen Versammlungs- und Männer-

---

[1] Bei Yurok-Karok teilweise, siehe Powers, S. 45; bei Chillula als aus Rindenplatten gebautes Herbsthaus für vorübergehenden Aufenthalt in den Eichelsammelgründen, siehe Goddard, S. 271.

[2] Nach Powers, S. 74, kommt dieser Typus auch bei den Hupa vor.

[3] Indian Handbook II, S. 1013.

[4] Dixon, Shasta, S. 416f.; Fig. 96, S. 416; Fig. 97, S. 418.

[5] Dixon, Shasta, S. 418f.

[6] Goddard, Hupa life, S. 15f.; Tafel 2, Fig. 2.

[7] Diese Absteifung der Wände der Erdgrube findet sich bei allen Erdgruben, ob rechteckig oder rund, und ist durch die Natur der Erde bedingt, da sich anders dauernd eine Erdwand nicht erhalten läßt. Die Absteifung erfolgt im Nordwesten durch Bretter, sonst durch Rindenplatten. Sie führt allgemein nur bis zum Rand der Erdgrube empor.

[8] Das Giebeldach des Männerschlafhauses der Schasta, über einem einfacheren Pfostenbau errichtet als beim Wohnhaus, ist so wenig geschrägt, daß es fast flach erscheint. Es ist außerdem mit einer dicken Erdschicht überdeckt.

[9] Die Angaben Goddards (S. 16) über den Aufbau des taikyuw der Hupa sind nicht ganz klar. Er behauptet, daß das Dach dem Erdboden direkt aufliege, spricht aber später davon, daß die ausgeschachtete Erde ringsum aufgebankt wird, bis sie das Dach erreicht. Das läßt auf eine Konstruktion ähnlich dem Hause der Schasta schließen. Obwohl der Eingang ins taikyuw durchs Dach stattfindet, ist typologisch diese Hausform hierher zu rechnen. Allerdings stellt sie einen Zwischentypus dar.

[10] Powers, S. 24; Titelbild.

[11] Powers, S. 47. Vielleicht haben auch die Wischosk diesen Versammlungshaustypus. Powers erwähnt Seite 105, daß die Viard ein großes Versammlungshaus besitzen. Bei den sonstigen engen Kulturbeziehungen der Wischosk zu den Yurok wäre die Annahme gerechtfertigt, daß es sich dabei um den Yuroktypus handelt. Da aber andererseits das erste runde Versammlungshaus des Sacramentotaltypus an der Küste von Norden her bei den benachbarten Chillula auftritt (siehe Goddard, Chillula, S. 271), so könnte es sich auch um diesen Typus handeln.

schlafhäuser mit einer Erdschicht überdeckt, da das Dach nach Powers (S. 24) luftdicht gemacht ist. Der Eingang geschieht durch eine viereckige, in der Seite des Daches angebrachte Dachluke mittels einer Leiter.

4. Als besondere Form kommt dazu das Wohnhaus (awa) der Chimariko[1].

Es hat niedrige Rindenplattenwände, die über einer nur 1 Fuß tiefen Erdgrube runder oder ovaler Form errichtet sind und ein einfaches Giebeldach aus Rindenplatten tragen, das durch einen über zwei Pfosten gelegten Firstbalken gestützt wird. Der Eingang erfolgt durch eine kleine viereckige Tür in der Wand.

Diese vier Typen stellen eine geographisch geschlossene Gruppe dar, die gemeinsam behandelt werden muß. Sie findet sich also als Form 1 bei Dene, Ritwa und Hoka (Karok); als Form 2 bei Dene und Hoka (Schasta); als Form 3 nur bei den Ritwa; als Form 4 bei Hoka (Chimariko).

Soweit die Feststellung der Tatsachen. Es erhebt sich nun die Frage, inwieweit diese Formen durch geographische Eigenschaften des Landes bedingt sind.

Was das Material anlangt, so ist die Verwendung von Brettern durch die Schasta, Hupa, Chillula, Karok, Yurok und Wischosk, sowie von Rindenplatten durch die Schasta, Chimariko und Chillula dadurch ermöglicht, daß der hohe Wald mit seinen riesigen Bäumen geeigneten Baustoff liefert. Daraus ist indessen nicht der Schluß zulässig, daß Bretter- und Rindenhaus hier in Kalifornien der Waldbedeckung ihre Entstehung verdanken. Denn wir finden im gleichen Gebiet auch mit Erdschicht bedeckte Versammlungshäuser, und in den Waldgebieten weiter im Süden auch mit Gras bedeckte Häuser vor. Außerdem weisen die Waldgebiete nördlich von Kalifornien ebenfalls Bretter- und Rindenhäuser auf. Der Waldbestand gibt also diesen Haustypen zunächst nur die Möglichkeit, hier aufzutreten.

Untersuchen wir das gegenseitige Verhältnis von Rinden- und Bretterhaus, so finden wir das reine Bretterhaus bei Hupa (erste und zweite Form), Chillula (erste Form), Karok, Yurok und Wischosk (erste und dritte Form). Bretter und Rindenplatten gemeinsam sind verwendet an den beiden Häusern der Schasta (zweite Form), und zwar Bretter für Giebelwände und Dach, Rindenplatten zur Ausfüllung der Seitenwände. Reine Rindenplattenhäuser stellen das ebenerdige Herbsthaus der Chillula (erste Form) und das eigenartige Haus der Chimariko (vierte Form) dar. Damit haben wir ein geschlossenes und ausschließliches Vorkommen des Bretterhauses bei Hupa, Karok, Yurok und Wischosk. Bei den Schasta, die außerdem die runde Kegeldachhütte mit Rindendach besitzen, und den Chillula tritt die Bretterverwendung neben der Rindendeckung auf, die bei den Chimariko die einzige Materialart darstellt. Das Nebeneinandervorkommen beider Materialien bei Schasta und Chillula beweist, daß die beiden Baustoffe nicht irgendwelchen feineren Verschiedenheiten in der Naturausstattung ihr Dasein verdanken können. Bei den Schasta dienen die Rindenplatten zur Absteifung der Seitenwände, also einem Zweck, dem sie um so mehr genügen können, als sie von außen mit Erde dick beworfen werden, während die freiliegenden Giebelwände, die den Eingang aufnehmen, und das Dach aus festen Brettern gebaut sind. Bei den Chillula wird nur das für die Eichelerntezeit errichtete Haus völlig aus Rindenplatten gebaut, also ein Haus, das nicht dauernd bewohnt, sondern jährlich nur

[1] Dixon, Chimariko, S. 299.

für wenige Wochen aufgeführt wird. Demnach scheint die Vergänglichkeit des Bauwerkes bei den Chillula die Wahl von Rindenplatten zu bedingen, während für das dauernde Winterhaus Bretter verwendet werden; hierfür spricht auch, daß das Rindenhaus nicht versenkt wird. Offenbar sind die Bretter zu kostbar, um für solche zeitweilige Häuser verwendet zu werden.

Und damit kommen wir zu dem Hauptunterschied zwischen Rindenplatten und Brettern. Dieser liegt wohl vor allem darin, daß beide Baustoffe Kennzeichen verschieden hoher Kulturstufen sind. Rindenplatten sind ein roheres Material, dessen Beschaffung und Verwendung auf niederer Kulturstufe keine technischen Schwierigkeiten entgegenstehen. Dagegen erfordert die Herstellung von Brettern technisches Können und technische Mittel, die erst bei geistig gereifteren Völkern vorhanden sind. Demnach müßten wir die Rindendeckung als die primitivere, die Bretterdeckung als die höhere Art ansehen. Damit stimmt die geographische Verbreitung beider Stoffe in Kalifornien überein. Während Rindenplatten, wie wir an den Rundhäusern sehen werden, durch Kalifornien weithin verbreitet sind, ist die Bretterverwendung, wie oben angegeben, nur auf den Nordwesten beschränkt. Aber auch hier findet bei den Schasta im Norden und den Chillula im Westen eine Anwendung beider Materialien statt, bei den Chillula in der Art, daß dieselbe Hausform je nach Benutzungsweise aus Brettern oder aus Rindenplatten besteht, während das eigenartige Haus der Chimariko, das offenbar eine Mischform zwischen Viereck- und Rundtypus darstellt, nur aus Rindenplatten aufgeführt ist. Man muß dieses Nebeneinandervorkommen wohl als das Ergebnis einer Mischung beider sonst geographisch getrennten Baustoffe ansehen. Und da das Verbreitungsgebiet der Rindenplatten östlich und südlich von dem der Bretter liegt, so hat man letztere wohl als nordwestliches Element aufzufassen. Nun steht das Verbreitungsgebiet der Bretter in Kalifornien nicht isoliert in Nordamerika da, sondern es ist das südlichste Glied des Verbreitungsgebiets der Bretter längs der Westküste, von Alaska im Norden an. Hauptträger dieser Bretterverwendung sind die Nordwestküstenstämme, die eine den übrigen Westvölkern Nordamerikas wesentlich überlegene Kultur besitzen. Es ist also anzunehmen, daß die Bretter durch einen von Norden nach Süden gerichteten Kulturstrom aus dem Gebiete höherer Kultur bis in das einer niedrigern in Nordkalifornien gebracht wurden, und daß sie hier in Kalifornien, wo sie auf den Nordwesten beschränkt bleiben, als im Grenzgebiet ihrer Verbreitung, Mischungen mit der älteren Rindenplattenverwendung eingingen. Die Verbreitungsart der Bretter in Kalifornien läßt im Bunde mit der der Hausform selbst einen Schluß auf die Völker zu, die als Kulturträger aus dem Norden in dieser Hinsicht aufgetreten sind (siehe später).

Was die Form der Häuser betrifft, so könnte man annehmen, daß die drei ersten Formen in einem gewissen Zusammenhang stehen. Typologisch läßt sich nämlich ein Übergang vom ersten zum dritten Typus durch den zweiten hindurch konstruieren. Das ausschlaggebende Moment dabei ist die Trennung von Dach und Wand. Im dritten Typus besteht die Wand einfach aus der Wand der Ausschachtung, auf deren Rand das (fast flache) Dach gesetzt ist. Beim zweiten Typus ist das Dach dadurch etwas gehoben, daß die Absteifungsplatten über den Rand der Ausschachtung emporgeführt sind, beziehentlich das Dach auf Querbalken ruht, die etwa einen halben Meter über dem Rande der Ausschachtung

liegen, und daß der Zwischenraum zwischen Querbalken und Erdboden durch den oberen Teil dieser Absteifungsplatten und Erdbewurf ausgefüllt ist. Der erste Typus schließlich weist Bretterwände auf, die erst auf dem Erdboden (außerhalb der Versenkung) beginnen, wodurch das Dach noch mehr emporgehoben ist. Man könnte diese typologische Reihe vielleicht als eine Entwicklungsreihe auffassen, die uns die Entstehung des echten Hauses aus der Erdgrubenwohnung vorführt[1]. Erreicht wäre mit dieser vom primitiven zum höheren Typus fortschreitenden Entwicklung eine Vergrößerung des Hauses und Erhöhung des Daches und damit die Schaffung eines größeren Luftraumes, der viele Vorzüge vor der stickigen Luft der abgeschlossenen Grubenwohnung bietet. Ob die Erreichung dieses Vorteils das wirksame Motiv dieser organischen Entwicklung gewesen sein mag, ist eine andere Frage.

Doch ist auch der umgekehrte Ablauf des Überganges von einem Typus zum anderen möglich, also vom Bretterhaus durch den Schastatypus zur Grubenwohnung der Yurok. Diese Abfolge hätten wir aufzufassen als das allmähliche Versinken des Bretterhauses in die Erde, wobei besondere Wände überflüssig wurden. Erreicht wurde damit eine stärkere und leichtere Erwärmung, zumal wenn das Dach der Grubenwohnung noch mit Erde überdeckt wurde. Stellt man diesen Vorteil als Ziel der Entwicklung hin, so muß man als wirksames Moment, das diese Entwicklung auslöste, das Vordringen des Bretterhauses in kältere Gebiete annehmen, also ein geschichtliches Moment.

Nun kann man keinesfalls behaupten, daß Nordwestkalifornien kälter sei als die Nordwestküste Nordamerikas. Diese Ursache ist also für Kalifornien hinfällig und damit wohl auch diese Entwicklung[2]. Es scheint, daß auch die fortschreitende Entwicklung von der Grubenwohnung zum Bretterhaus nicht als in Kalifornien erfolgt angesehen werden darf. Gegen diese lokalkalifornische Entwicklung spricht die Verbreitung dieser Haustypen im westlichen Nordamerika. Nicht nur die Bretterherstellung selbst, sondern auch der ganze Typus des Bretterhauses samt der rechteckigen Erdgrube ist, in Kalifornien auf den Nordwesten beschränkt, das südlichste Glied eines ausgedehnten Verbreitungsgebietes längs der nördlichen pazifischen Küste Amerikas. Der Umstand, daß das kalifornische Bretterhaus viel schlechter und roher gebaut ist als das gleiche Haus der Nordwestküstenindianer, läßt jenes umsomehr als Abzweigung vom Ursprungsgebiet des Bretterhauses an der Nordwestküste anerkennen, als dieses Abklingen des feinen Nordwesttypus nach Süden hin ganz allmählich erfolgt und dem Auftreten des Bretterhauses bei immer weiteren Stämmen fremder Sprache und Herkunft parallel läuft. Demnach haben wir wohl eine nach Süden gerichtete Ausbreitung des Bretterhauses anzunehmen, die eben noch das nordwestliche Kalifornien traf. Damit ist aber die Annahme der lokalen Entwicklung in

[1] Technisch ist sicherlich die Grubenwohnung der primitivere Typus; die Trennung von Wand und Dach ist sicherlich erst relativ spät erfolgt und der Anlaß zur Ausbildung höherer Hausformen überhaupt gewesen.

[2] Damit ist aber nicht gesagt, daß diese Entwicklung anderswo, in nördlichen Gegenden, nicht in dieser Weise erfolgt sein könnte. Ob das dort der Fall war, ist ebenfalls eine andere Frage. Wahrscheinlich ist das nicht, da das Bretterhaus offenbar der jüngste Haustypus in Nordamerika ist, der sich auf das pazifische bewaldete Küstengebiet beschränkt, während die Grubenwohnung in Nordamerika anscheinend älter ist.

Kalifornien hinfällig. Denn das Bretterhaus ist darnach ein feststehender Typus, dessen Ursprung im fernen Nordwesten liegt und der bis nach Kalifornien gelangte. Träger dieses Typus sind südlich der Tschinuk die Küsten-Dene. Und da der kalifornische Typus mit dem dieser Küsten-Dene und Tschinuk bis hinauf zum Pugetsund einen besonderen Untertypus (gerüstloses Haus mit senkrecht gestellten Wandbrettern) bildet, der sich von dem der nördlicher wohnenden Völker wesentlich unterscheidet (Hausgerüst mit wagrecht liegenden Wandbrettern), andererseits in Kalifornien der reinste Typus (mit viereckiger Versenkung) bei den beiden Denestämmen der Hupa und Chillula auftritt, so kann man als Träger dieses Typus in Kalifornien wohl den kräftigen Stamm der Hupa[1] ansehen, der über viele seiner Nachbarstämme eine beherrschende Stellung innehat. Ihm ist wahrscheinlich die Ausbreitung des Bretterhauses auf die kulturell ursprünglich wohl der zentralkalifornischen Kultur angehörenden Karok und Ritwa und gegebenenfalls der Schasta zu verdanken. Die Hupa vermittelten nicht nur die Hausform und das Material, sondern auch die Technik der Bretterherstellung, und hoben damit die von ihnen beeinflußten Stämme technisch auf eine höhere Stufe.

Diese Hausform wurde von den Karok und Ritwa nicht vollkommen übernommen. Zwar das Bretterhaus mit fast flachem Dach übernahmen sie, nicht aber die rechteckige Erdgrube; sondern sie behielten die runde Erdgrube ihrer einheimischen versenkten (wahrscheinlich rindenbedeckten Kegeldach-[2]) Hütte bei. Nur so läßt sich diese eigenartige Verbindung zwischen Kreisgrube und Viereckhaus erklären. Anscheinend bildet die zuweilen achteckige Ausgestaltung der Erdgruben bei den Yurok eine Zwischenform zwischen runder und rechteckiger Erdgrube. Eine zweite Beeinflussung der alten Kegeldach-Rindenhütte durch das Giebeldach-Bretterhaus liegt wohl bei den Chimariko (Typus 4) vor, wo in ebenfalls sehr eigenartiger Weise ein Giebeldach auf ein rundes oder ovales Haus mit niedrigen senkrechten Rindenplattenwänden gesetzt ist. Eine andere Erklärung für diesen Typus denn die als Mischform zwischen den beiden angegebenen Typen ist kaum möglich.

Ist damit das Bretterhaus des ersten Typus als fremdes Element nachgewiesen, dem die Mischformen des Karok-Ritwa-Wohnhauses und des Chimarikohauses (Typus 4) zu verdanken sind, so ist nunmehr zu erörtern, wie die rechteckige Grubenwohnung mit Giebeldach (dritter Typus) in Kalifornien zu erklären ist.

Das Giebeldach zu ebener Erde ist in Kalifornien zerstreut verbreitet, und zwar als steiles, binsengedecktes Dach bei den Yokuts[3] (Tafel 2, Abb. 5), mit Grasdeckung bei den Pomo der Küstentäler[4] und den Gallinomero[5] (Tafel 2, Abb. 4). Wir finden es im Norden als matten- und binsengedeckte Sommerhütte der Sahaptin und Binnenselisch (z.B. der Thompsonindianer), sowie mit Rindendeckung als Winter-

[1] Die Chillula sind wahrscheinlich als Abzweigung der Hupa anzusehen; siehe Goddard, Chillula Indians. — Die Kegeldach-Rindenhütte mit Kreisgrube der Hupa ist eine nur seltene Form bei diesem Volk und offenbar von den Nachbarn übertragen.

[2] Wie wir später sehen werden, ist diese Hüttenform der ursprüngliche Haustyp wohl des größten Teiles von Kalifornien.

[3] Powers, S. 370; Fig. 39, S. 371.

[4] Barrett, Ethnogeography, S. 25.

[5] Powers, S. 175; Fig. 20, S. 177.

haus der Carrier. Es fragt sich natürlich, ob diese Vorkommnisse in genetischem Zusammenhang miteinander stehen. Das Giebeldach zu ebener Erde ist als eine der primitiven Hausformen anzusehen und als aus zwei gegeneinander gelehnten Windschirmen entstanden aufzufassen. Ob diese Entstehung im südlichen Zentralkalifornien, an der mittleren Nordküste Kaliforniens und hoch im Norden im Gebirge getrennt vor sich gegangen ist, ließe sich erst aus einer genauen Untersuchung dieser Häuser selbst entscheiden, wofür uns aber für die kalifornischen Vorkommnisse die genügenden Unterlagen noch fehlen, und es müßten sodann noch weitere kulturelle Zusammenhänge zu erkennen sein, die uns die Möglichkeit der Vereinigung dieser sporadischen Vorkommnisse zu einem gemeinsamen Typus zur Wahrscheinlichkeit werden ließen. Vorläufig läßt sich nur soviel sagen, daß dieser Typus im westlichen Nordamerika zerstreut auftritt.

Das Giebeldach über rechteckiger Erdgrube findet sich außer beim Männerschlafhaus der Karok, Ritwa, Schasta (auch beim Wohnhaus) und Hupa (bei letzten beiden mit Andeutung senkrechter Wände) auch bei den Takilma am Rogue-River und als mit Erde und Gras bedecktes Winterhaus bei den Stämmen des inneren Plateaus[1] (Selisch, Sahaptin, Waiilatpu, Schoschonen). Es ist also ein Typus, der ebenfalls nicht auf Nordwestkalifornien beschränkt ist, sondern sich darüber hinaus nach Norden zieht. Damit ist aber die Möglichkeit gegeben, daß der Übergang vom ebenerdigen Giebelhaus zum Giebelhaus über rechteckiger Erdgrube außerhalb Kaliforniens erfolgte, nämlich weiter im Norden[2]. Und diese Möglichkeit wird zur Wahrscheinlichkeit, wenn wir die Versenkung überhaupt als einen Zug auffassen, der der nordischen Winterkälte seinen Ursprung verdankt, wie Sarfert (Seite 13) mit Recht aus der Verbreitung der Versenkung geschlossen hat. Diese Versenkung, am Erdhaus entstanden, ist dann auch auf das Bretterhaus — und wie ich hinzufügen möchte, auch auf andere westliche Haustypen — übertragen worden. Diese Übertragung muß aber doch wohl im Norden vor sich gegangen sein[3].

Wir werden also das aus Giebeldach über rechteckiger Versenkung bestehende Haus des dritten Typus als einen nördlichen Typus Westamerikas aufzufassen haben, der einen Ausläufer bis nach Nordkalifornien entsendet. Hier sind seine Träger die Karok-Ritwa, ursprünglich Stämme rein kalifornischer Kultur. Derselbe reine Typus findet sich bei den Takilma weiter nördlich. Ob auch hier die Hupa die Vermittler sind, die, wie die Schasta, niedrige Wände einschalten, so daß das

---

[1] Lewis, Tribes of the Columbia Valley and the coast of Washington and Oregon. Memoirs of the Americ. Anthropolog. Association, Lancaster 1906, vol. I, pt. 2, S. 185.

[2] Ob dieser Erdgrubentypus mit Giebeldach im Norden irgendwie mit dem Giebeldach-Bretterhaus zusammenhängt, ist eine andere Frage. Da das ebenerdige Giebeldach noch eine weitere Verbreitung im westlichen Nordamerika zeigt als der versenkte Typus, so ist es wohl älter als dieser. Und da erhöbe sich wieder die Frage, wie sich das ebenerdige Giebeldach zum Giebeldach-Bretterhaus verhält. Diese Frage kann nur aus der vollständigen Lösung des Problems der nordwestamerikanischen Kultur heraus beantwortet werden.

[3] Dafür spricht auch, daß die kalifornische Grubenwohnung ein Südausläufer des westlichen, in Alaska beginnenden Verbreitungsgebietes der Erdgrube ist, der in Kalifornien neben tiefen Grubenformen bereits wenig vertiefte Einsenkungen aufweist. Es mag sein, daß die geringe Ausbildung oder das völlige Fehlen der Versenkung an verschiedenen Hausformen bei einigen Völkern Kaliforniens auf geographische, und zwar klimatische Eigenschaften des Landes zurückzuführen ist.

Dach etwas gehoben wird, dann aber die Wände mit Erde so dick verhüllen, daß das Dach dem Erdboden aufzuliegen scheint, ist möglich, aber eben wegen dieser Abweichung bei Hupa-Schasta wenig wahrscheinlich. Denn diese Abweichung ist doch wohl als unter Einfluß des Bretterhauses erfolgt anzunehmen. Und dann wäre es eigenartig, wenn die Karok-Ritwa diesen abgeänderten Typus nicht angenommen hätten. Vielleicht liegt hier also eine Kulturübertragung von Norden her vor, die älter ist als das Eindringen der Hupa, und die über die Takilma hinweg die Schasta, Ritwa und Karok traf. Die Hupa gestalteten später dieses Männerschlafhaus in besonderer Weise zu einer Form aus, die auf die Schasta übergriff. Damit würden wir also den dritten Typus ebenfalls als fremd nach Kalifornien gebracht ansehen, aber als einen älteren Typus, aus dem die Hupa-Schasta selbständig den zweiten Typus entwickelten.

Als Ergebnis tritt für das Bretterhaus Folgendes hervor: Die Versenkung ist ein Zug, den auch andere kalifornische Haustypen aufweisen; er deutet wohl auf eine nordische Heimat hin. Dieser Typus ist nicht hier in Kalifornien entstanden, sondern im Norden, von wo er wohl durch die Hupa nach Süden übertragen wurde. Er stellt demnach in Nordwest-Kalifornien nicht eine Anpassung an besondere klimatische und pflanzengeographische Verhältnisse dar, sondern sein Auftreten ist, obgleich es dadurch ermöglicht ist, daß der Hochwald dieses Gebietes geeignetes Material lieferte, doch in Wirklichkeit durch eine Völker- oder Kulturwanderung von Norden nach Süden bedingt. Ausschlaggebend für das Vorkommen dieses Typus in Kalifornien ist also ein historisches, kein geographisches Moment.

In gleicher Weise ist die rechteckige Grubenwohnung mit Giebeldach als ein von Norden her nach Kalifornien übertragener Typus anzusehen, dessen Auftreten in Kalifornien keinerlei geographische Momente, sondern wohl ebenfalls historische zugrunde liegen. Und auch die Zwischenformen zwischen diesem Typus und den vorher hier einheimischen Formen sind rein historische Produkte, keine geographischen Anpassungserscheinungen. Die eigenartigste derartige Zwischenform[1] ist das runde oder ovale Rindenhaus mit Giebeldach der Chimariko.

B. Der Rundstil.

1. Die Kegeldachhütte ist der am weitesten verbreitete Haustyp in Kalifornien. Sie tritt uns in zwei Arten entgegen: als rinden- oder grasbedeckte Hütte und als erdbedecktes Haus. Beide unterscheiden sich also auch in der Größe. Beiden gemeinsam ist neben dem Kegeldach das Fehlen der Wände;

[1] Wenn Sarfert, S. 29, ein rundes Bretterhaus mit senkrechter Wand und Kegeldach von den Pomo (nach Holmes) erwähnt und dies Haus als durch die Bretterverwendung des nordwestlichen Bretterhauses beeinflußtes und zur Trennung von Dach und Wand weiterentwickeltes Kegeldachhaus auffaßt, so ist er zu dieser Schlußfolgerung nur durch die falsche Annahme gekommen, daß dies Haus bei den Pomo heimisch sei, bis zu denen der Einfluß des Bretterhauses sich erstreckt haben könnte. Tatsächlich berichtet Holmes dieses Haus von den Nischinam und Miwok, also von Stämmen, bis zu denen keinerlei Einfluß von Nordwestkalifornien her sich sonst bemerkbar gemacht hat. Wir müssen dieses Haus wohl als unter Einfluß der Ansiedler entstandene Abwandlung des Kegeldachhauses ansehen. Siehe unter „C. Vereinzelte Haustypen".

das Dach ist also direkt auf den Boden gesetzt. Dabei tritt diese Form mit oder ohne Erdgrube auf. Auch im Zugang: durchs Rauchloch als Dachtür, durch eine Seitentür, durch eine zum Boden der Versenkung hinabführende tunnelförmige Tür (Gangtür) ergeben sich Unterschiede. Darnach hat man mehrere Arten dieses Haustypus zu unterscheiden.

a) Die einfache, ebenerdige, rindenbedeckte Kegeldachhütte

besteht aus einem kegelförmigen Stangengerüst, das von außen mit hochkant gestellten Rindenplatten bedeckt ist. Sie besitzt meist nur kleines Ausmaß, dient also wohl nur einer Familie zur Wohnung. Ausdrücklich angegeben wird die Ebenerdigkeit nur von den Kelta; bei den übrigen Stämmen ist darüber nichts vermerkt. Da aber auch die sonst stets angegebene Versenkung nicht erwähnt wird, so müssen wir die Ebenerdigkeit wohl auch für die übrigen Stämme annehmen.

Wir finden diese Hütte demnach verbreitet: bei den Schasta[1], Wintun des Trinity-River[2], Gebirgspatwin[3], Wischosk[4], Kelta[5], Mattoal[6], Wailaki[7], Kastel[8], Kai[9], Yuki[10], Pomo der Küste und der anschließenden Rotholzzone[11] und Gualala[12].

Von diesen weisen die Hütten der Wailaki (und wohl auch der Kastel und Kai, die nach Powers mit ihnen übereinstimmen sollen) eine leichte Kreisversenkung auf. Ich rechne sie aber mit zu diesem Typus wegen ihrer geringen Größe.

Als Sommerwohnung finden wir eine nach einer Seite (Norden oder Osten) offene ebenerdige rindengedeckte Kegeldachhütte bei den Maidu[13] und Miwok[14] der Hochsierra (Tafel 3, Abb. 1); diese Form erweckt den Anschein eines auch zum Schutz des an der offenen Seite befindlichen Feuers vorgebauten Schattenspenders. Mit dieser Sommerhütte verwandt ist wohl die Hütte, die aus einem mit Zweigen eingedeckten pyramidenförmigen Gerüst besteht, das von den Nischinam und Miwok über dem Mahlplatz zum Schutze der mehlbereitenden Frauen gegen Sonne und Regen errichtet ist (Tafel 3, Abb. 2)[15].

Dieser Typus hat also, wenn wir von der abweichenden Sommerform der Maidu-Miwok des Ostens absehen, ein geschlossenes Verbreitungsgebiet längs des nördlichen Teiles des Küstengebirges und der Küste bei Stämmen der Penuti (Wintun, Patwin), Hoka (Schasta, Pomo, Gualala), Ritwa (Wischosk), Yuki und Dene (alle übrigen), also bei Vertretern von fünf unter den neun Sprachgruppen Kaliforniens. Das zeigt, daß diese Hüttenform keinem der Völker ausschließlich zugeschrieben werden kann. Sondern es müssen gewisse Gründe vorliegen, die ihr Auftreten in diesem Gebiet ermöglichten.

---

[1] Powers, S. 245. Dixon erwähnt diesen Typus aber nicht.
[2] Powers, S. 241.
[3] Powers, S. 221 ist wohl nicht anders zu verstehen, als daß das nicht mit Erde überdeckte Dach der Gebirgspatwin scharf konische Gestalt hat.
[4] Powers, S. 96 und 101.
[5] Powers, S. 89.
[6] Powers, S. 108. Sie besitzen „die ringsum übliche Hütte", also doch wohl die konische Rindenhütte.
[7] Powers, S. 116.
[8] Powers, S. 148.
[9] Powers, S. 149.
[10] Powers, S. 128; wird im Winter außerdem noch mit Gras bedeckt.
[11] Barrett, Ethnogeography, S. 24; kleine Hütten mit Mittelpfahl.
[12] Powers, S. 186.
[13] Powers, S. 284; die Verbindung der Hütten durch Schattendächer miteinander zeigt, daß es sich bei der Beschreibung um eine Sommersiedlung handelt.
[14] Powers, S. 350 und Figur 37, S. 367.
[15] Holmes, Anthropol. Studies, S. 165, 168, 169, 172 und Tafel 4a.

Das gesamte Gebiet ist ausgezeichnet durch hohe Koniferenwälder; zugleich ist es im wesentlichen ein regenreiches Gebirgsland, das im Winter in den höheren Teilen reiche Schneefälle aufweist. Powers führt daher (S. 241 und 436) die große Steilheit dieser Hütten auf die Notwendigkeit zurück, die schwere Schneelast zum leichten Abgleiten zu bringen. Da schwere Schneefälle in den tieferen Lagen der Küste weniger vorkommen, so könnte diese Erklärung nur für die Gebirgsformen zutreffen, und man müßte, falls man den Ursprung der Hüttenform darauf zurückführen will, das Auftreten in den niedrigen Küstengebieten als Abzweigung vom Gebirge her auffassen. Da aber eng benachbart unter gleichen klimatischen Verhältnissen andere Hausformen (Bretterhaus der Nordwestkalifornier, Kuppeldachhütte als Versammlungshaus) vorkommen, und da die Kegeldachhütte auch im äußersten Süden im subtropischen Wüstengebiet (bei den Luiseño) auftritt, so kann sie wenigstens in Kalifornien nicht als Funktion des Winterklimas entstanden sein, und wiederum kann man die südlichen Vertreter dieses Typus nicht als Formen ansehen, die unter gewissen klimatischen Bedingungen selbständig entstanden sind, da die Nachbarvölker unter denselben Bedingungen andere Typen (Kuppeldachhütte) besitzen. Powers scheint übrigens nicht den Typus als solchen dieser Naturbedingung zuzuschreiben, sondern nur die übergroße Steilheit. Für diese aber sind wohl Schnee- wie Regenfall in gleicher Weise verantwortlich zu machen. Daß die Verhältnisse indessen auch hier nicht so einfach liegen, wie Powers annimmt, geht daraus hervor, daß die Yuki im oberen Teil des Küstengebirges ihr Rindendach im Winter noch mit einer Grasschicht überdecken, um eine größere Wärme zu erzielen. Die Grasschicht ist aber doch wohl hier wiederum dem Abgleiten des Schnees hinderlich. Sarfert will (S. 28) diese Form außerdem als Funktion des Materials, der steifen Rindenplatten, aufgefaßt wissen. Sicherlich eignen sich Rindenplatten sehr gut für Hütten dieser Form; ebenso gut aber auch für andere Haustypen, wie wir am Bretterhaus sahen. Ich glaube, daß wir die Kegelform umsoweniger als Funktion des Rindenmaterials ansehen dürfen, als wir anderwärts Kegeldachhütten finden, die mit anderem Material gedeckt sind (Leder beim Zelt der Prärie-Indianer, also in offener Gegend; Blätter und Gras bei Negervölkern des Waldgebietes Afrikas), deren Entstehung wir nicht ohne weiteres aus rindengedeckter Form ableiten können. Ich glaube also, daß die Erklärung dieser Hüttenform aus den klimatischen Verhältnissen oder als Funktion des Materials für Kalifornien abzulehnen ist.

Nunmehr erhebt sich die Frage, ob man die geschlossene Kegeldachhütte Westkaliforniens etwa als Weiterentwicklung der einseitigen offenen Form der Sommerhütte der Maidu und Miwok ansehen darf. Die offene Form erinnert an einen vor dem Feuerplatz aufgebauten Windschirm; sie stellt als solcher zweifellos eine sehr primitive Hüttenform dar. Wenn wir sie hier noch antreffen, so ist anzunehmen, daß irgend welche besonderen Verhältnisse die Beibehaltung dieses Typus ermöglichten. Theoretisch liegt die Möglichkeit der Weiterentwicklung der geschlossenen Form aus jener Urform durchaus vor; nur fragt sich, ob diese Entwicklung hier in Kalifornien tatsächlich vor sich gegangen ist.

Um diese Frage zu klären, ist es nötig, die Kegeldachhütte (in beiden Formen) aus der lokalen Betrachtung zu lösen und in den weiteren Kreis der nord-

amerikanischen Kulturverhältnisse zu stellen. Der offene Typus findet sich, ebenfalls als Sommerhütte, und zwar mit Rinden- oder Mattendeckung, bei den Thompsonindianern. Ob er sonst noch im westlichen Nordamerika auftritt, ist mangels genügenden Materials zunächst nicht zu entscheiden. Immerhin gibt uns dies nördliche Vorkommnis den Hinweis darauf, daß wir es mit einem weiterverbreiteten primitiven Typus zu tun haben. Und damit entfällt natürlich der Zwang, die Weiterentwicklung zum geschlossenen Typus, der eine solch weite Verbreitung in Nordamerika hat, gerade hier in Kalifornien vor sich gehen zu lassen. Es läge ja auch die Möglichkeit vor, daß der geschlossene Typus weiter nördlich entwickelt sei und von da nach Kalifornien übertragen wurde. Prüfen wir daraufhin die Verbreitung der geschlossenen Kegeldachhütte, so sehen wir, daß sie in Kalifornien nur im Waldgebiet auftritt, und zwar im Gebirgs- wie im Küstenwald, aber nicht in die baumlose Ebene hinausgeht. Die Rindendeckung ist also sicherlich eine Funktion des Waldes. Das läßt vielleicht den Schluß zu, daß die einfache rindengedeckte Kegeldachhütte eine Charakterform regenreicher Wälder ist und dieser Landschaftsform ihr Dasein verdankt. Da im Felsengebirge nun ähnliche klimatisch-geographische Verhältnisse auch weiter nördlich herrschen und wir diesen Wohntypus bis zu den Sahaptin und Binnenselisch (als Sommerwohnung) verfolgen können, so ergibt sich damit die Möglichkeit eines außerkalifornischen Ursprungs dieser Hüttenform. Und diese Möglichkeit wird zur Wahrscheinlichkeit, wenn wir erwägen, daß sie — ebenfalls ein wohl recht primitiver Typus — typologisch nichts anderes ist als das nordamerikanische Rundzelt, das hier mit Rindendeckung und einfachem Stangengerüst ausgestattet ist.

Dieses rindengedeckte Rundzelt ist im Westen des Erdteils verbreitet von Kalifornien im Süden bis zu den Sahaptin und Binnenselisch (als Sommerwohnung) im Norden; in ähnlicher Weise tritt es an der Ostküste bei den Algonkin der Neu-Englandstaaten, besonders bei den Penobscot, auf. Mit Leder bedeckt erscheint dieser Typus als Zelt der Prärie-Indianer, das aufs innere Plateau und die kanadischen Stämme übergegriffen hat; mit Fellen bedeckt als Zelt der Eskimo. Wahrscheinlich sind diese vier Vorkommnisse als eine Einheit aufzufassen, so daß wir es mit einem einheitlichen Typus (einfache Kegeldachhütte) zu tun hätten, dessen Verbreitungsgebiet sich vom Osten über den Norden nach dem Westen erstreckt und dessen Deckmaterial im Osten und Westen aus Rinde, in der Mitte aus Leder (Fell) besteht. Nehmen wir dabei an, daß die Felldeckung der Eskimo eine naturbedingte Abwandlung ist, und daß die Lederdeckung des Zentralgebietes ihre Entstehung der Büffeljagd in der Prärie verdankt, so bleibt als Urtyp für Nordamerika die Rindendeckung übrig. Demnach hätten die Kalifornier das Urmaterial des Hauses bewahrt. Es fragt sich nun, wo wir den Entstehungsherd dieses Typus anzunehmen haben. Sowohl das östliche wie das kalifornische Vorkommnis sind als Entstehungsherd auszuschließen wegen ihrer Lage an den äußersten vorgeschobenen Zipfeln des Verbreitungsgebietes, sowie ob der Unmöglichkeit, von beiden Gebieten ausgehende Kulturströme festzustellen, die die Verbreitung dieses Typus über Nordamerika hin erklären würden. Die einzige Möglichkeit, die eine genügende Erklärung für die Verbreitung dieses Typus gibt, ist die des Ursprungs im Norden, vermutlich im nordwestlichen

Felsengebirge[1]. Ist diese Auffassung richtig, so müssen wir also die Übertragung dieses fertigen Typus nach Kalifornien von Norden her annehmen; er tritt hier überall da auf, wo er die seiner Heimat entsprechenden Bedingungen findet.

b) Die einfache ebenerdige Kegeldachhütte mit Gras- oder Binsendeckung.

Ihr Aufbau entspricht vollständig dem der vorher beschriebenen Hüttenart, nur das Deckmaterial ist ein anderes. Und zwar wird Gras verwendet von den Küstenstämmen der Estero, Tuiban und Tabia des San Franciscogebietes[2], die wohl den Costano zuzurechnen sind[3]; Binsen werden benutzt von den wilden Indianern außerhalb der Missionsstationen (also im Küstengebiet südlich von San Francisco)[4], sie finden sich allgemein an den als zeitweilige Schattenspender errichteten Sommerhütten in den warmen Gebieten Kaliforniens[5].

Demnach ist diese Hüttenart im wesentlichen auf die Küste südlich von San Francisco beschränkt; ihr Verbreitungsgebiet schließt also an das der rindengedeckten Form südwärts an.

Es erhebt sich nun die Frage nach dem Verhältnis der gras- oder binsengedeckten Form zur rindengedeckten Art. Gras und Binsen werden von den Völkern des heißen trockenen Südens als Deckmaterial auch anderer Haustypen (Kuppeldachhütte, Keildachhütte) verwendet. Sie sind also nicht an diese Hausart gebunden, sondern wohl als Funktion der geographischen Umwelt aufzufassen. Damit ergibt sich die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit, daß diese ebenerdige Kegeldachhütte durch einen Kulturstrom in dieses Gebiet gelangte und hier unter dem Einfluß der geographischen Umwelt in seinem Deckmaterial an das einheimische angeglichen wurde. Wir können also wahrscheinlich diese grasgedeckte Kegeldachhütte als südlichen Ausläufer der einfachen rindengedeckten Kegeldachhütte auffassen, der in das heiße südliche Küstengebiet vordrang und hier mangels geeigneten Rindenmaterials die einheimischen Gräser oder Binsen als Deckmaterial übernahm. Diese Annahme würde gleichzeitig die oben wiedergegebene Auffassung vom nordsüdlichen Vordringen der einfachen rindengedeckten Kegeldachhütte im westlichen Gebirgsgebiet Nordamerikas stützen[6].

c) Die einfache versenkte Kegeldachhütte. Im Norden Kaliforniens, und zwar bei den Nordwest[7]- und Nordost[8]-Maidu der Vorberge und des Hochgebirges

[1] Ob der Typus sich hier aus der einfachen offenen Form entwickelte, oder ob er dahin von außen (Nordasien) her übertragen wurde, ist eine Frage, die für uns hier nicht in Betracht kommt. Meiner Überzeugung nach haben wir es bei der einfachen rindengedeckten Kegeldachhütte mit einer Abzweigung des nordasiatischen Rindenzeltes zu tun, die erst nach Ausbreitung anderer Typen nach Amerika übergriff.

[2] Langsdorff, Bemerkungen auf einer Reise um die Welt in den Jahren 1803 bis 1807, Frankfurt a. Main, Bd. 2, S. 141.

[3] Von den Costano erwähnt Mason, Salinas, S. 125, hohe konische Hütten, ohne aber deren Deckmaterial anzugeben.

[4] Mühlenpfordt, Versuch einer getreuen Schilderung der Republik Mejico, Hannover 1844, Bd. 2, S. 456.

[5] Johnston, The Californian Indians. In: Schoolcraft, Information respecting the history, traditions and prospects of the Indian tribes of the United States, Bd. IV, S. 223.

[6] In Karte 2 habe ich deshalb beide Abarten gemeinsam eingezeichnet und nur durch verschiedene Art der Strichführung die Deckmaterialien unterschieden.

[7] Dixon, Maidu, S. 173.

[8] Dixon, Maidu, S. 174.

(als Wohnhaustypus höbo; Tafel 3, Abb. 3), sowie bei den Hupa als seltene Nebenform[1] findet sich die einfache Kegeldachhütte mit Versenkung.

Die kreisförmige Versenkung hat einen Durchmesser von $2^1/_2$—4 m und eine Tiefe von $^1/_2$— 1 m. Vom Rande der Versenkung sind die Dachsparren radial nach innen gegeneinander gelegt, zuweilen auch gegen einen Mittelpfosten (bei den Nordwest-Maidu[2]), so daß sie ein konisches Gerüst bilden, das mit Rinde bedeckt wird. Die Maidu werfen noch eine Schicht Nadeln und Blätter darauf und darüber die ausgeschachtete Erde in einer Schicht, die sich vom Erdboden aus 1 m hoch am Dach emporzieht, also nur dessen untern Teil bedeckt. Diese Decke macht das Haus weder sonderlich warm noch wasserdicht. Trotzdem wird es vorzugsweise im regenreichen, winterkalten Gebirge benutzt, ein Beispiel dafür, daß die Naturverhältnisse beim Hausbau nicht ohne weiteres als ausschlaggebend anzusehen sind; denn andernfalls würden die Maidu das warme und wasserdichte erdbedeckte Haus, das ihnen als Versammlungshaus dient, auch als Wohnhaus benutzen. Der Eingang geschieht nie durchs Rauchloch, sondern durch eine seitliche Öffnung, die zuweilen einen Vorbau aufweist[3].

Dieser Hüttentypus ist wohl als Abzweigung des ebenerdigen Typus anzusehen, entstanden durch das Hinzutreten der Versenkung. Dahin weisen besonders seine Kleinheit — er ist offenbar nur für eine Familie berechnet — und die einfache seitliche Tür. Er berührt sich darin mit der Kegeldachhütte der Wailacki und ihrer Nachbarn, die, wie wir oben sahen, eine leichte Bodenvertiefung aufweist[4].

Das Hinzutreten der Versenkung zur einfachen Kegeldachhütte läßt sich in zweifacher Weise erklären: entweder trat die Versenkung, ein nordisches Element, bereits weiter nördlich zu diesem Typus und gelangte dann nach Süden bis nach Nordkalifornien, oder sie wurde von den anderen benachbarten versenkten Kegeldachhütten stellenweise auf die einfache Hütte übertragen. Mangels genügenden Materials für die nördlichen Stämme läßt sich diese Frage vorläufig nicht lösen; wir müssen bis auf weiteres beide Möglichkeiten offen lassen. Zu den Hupa wurde diese Form sicherlich erst als fertiger Typ übertragen, denn deren heimisches Haus ist das rechteckige Bretterhaus, neben dem die versenkte Kegeldachhütte nur eine ganz untergeordnete Rolle spielt. Interessant ist, daß die Hupa um die Versenkung dieser Hütte eine niedrige Steinmauer errichten, gegen die sich die Dachsparren stemmen, und daß sie zuweilen die Dachsparren auch auf diese Mauer auflegen, so daß der Übergang zum echten Rundhaus mit Trennung von Dach und Wand erreicht ist. Dieser Übergang ist offenbar eine Kontakterscheinung seitens des rechteckigen Bretterhauses. Vermutlich haben die Karok und Ritwa diese einfache versenkte Kegeldachhütte (oder eine der anderen versenkten Formen) als heimisches Wohnhaus besessen, ehe sie das Bretterhaus annahmen; darauf weist die Kreisversenkung unter dem Bretterhaus hin. Von ihnen haben vielleicht die Hupa diese Nebenform übernommen.

Die stärkere Ausgestaltung des Dachgerüstes bei den nordöstlichen Maidu vermittelt den Übergang zu den anderen versenkten Kegeldachhütten Kaliforniens.

---

[1] Powers, S. 74.

[2] Die Nordost-Maidu errichten zwei Mittelpfosten und zwei Nebenpfosten und darüber ein Balkenwerk, auf das die radialen Dachsparren zu liegen kommen.

[3] Dixon, Maidu, Tafel XLV.

[4] Da infolge des ungenügenden Materials die Möglichkeit vorliegt, daß eine Anzahl der oben als ebenerdig angenommenen Kegeldachhütten ebenfalls eine, wenn auch geringe Versenkung aufweist, so kommt diesem Typus vielleicht eine weitere Verbreitung im nördlichen Küstengebirge zu.

d) Die versenkte erdbedeckte Kegeldachhütte mit Dachtür. Dieser Typus (kum der Maidu), der als Mehrfamilienhaus auftritt, findet sich als Winterwohnhaus bei den Lutuami[1], sämtlichen Maidu[2] (Nordost-, Nordwest- und Süd-Maidu), deren häufigsten und ältesten (traditionellen) Typus es darstellt[3], und Miwok[4].

Hierher sind auch die angeblichen kuppelförmigen Erdhäuser mit Dachtür zu rechnen, die von folgenden Völkern berichtet werden: von den Nachbarn der Klamathseen und des Klamath- und Trinityriver[5] (also den Lutuami), von den Tal-Wintun[6], Patwin[7] und Konkau[8]; überhaupt sollen die Bewohner der Grasebenen des Sacramento-Joaquintales, das sind angeblich $^2/_3$ aller kalifornischen Stämme, in solchen kuppelförmigen Erdhäusern, die teils Dachtür, teils Gangtür aufweisen, wohnen[9].

Die Beweise dafür, daß diese angeblich kuppelförmigen Erdhäuser mit Dachtür nichts anderes sind als der hier zu behandelnde Typus des kegelförmigen versenkten Hauses mit Dachtür und Erdbedeckung, sind folgende:

1. Die innere Konstruktion des Gerüstes dieser Häuser wird nirgends beschrieben, sondern es wird nur die äußere Gestalt des Erdhügels erwähnt. Bei der Beschreibung des Hauses der Patwin berichtet Powers (S. 221) nur, daß die Erde 2 Fuß tief ausgehoben und rings um die kreisförmige Vertiefung als Damm gegen etwa einfließendes Wasser aufgeworfen, und daß die Erdschicht der Dachkonstruktion kuppelförmig aufgehäuft werde.

2. Es ist nicht anzunehmen, daß primitive Völker ein kuppelförmiges Stangengerüst so fest bauen können, daß es einen Zugang übers Dach durch eine Dachtür ermöglicht. Dazu gehören technische Kenntnisse, die diesen Völkern nicht zuzutrauen sind.

3. Es liegt offenbar ein Schluß aus der äußeren Gestalt des Erdhügels auf die Innenkonstruktion vor. Ein solcher Schluß ist unzulässig; er ist zudem falsch. Wahrscheinlich handelt es sich um eine konische Dachkonstruktion, über die ein Erdhügel gewölbt ist. Powers und die anderen älteren Schriftsteller sind also derselben Täuschung zum Opfer gefallen wie Catlin beim Erdhaus der ackerbauenden Prärieстämme am Missouri, der dieses Haus ebenfalls als halbkugeliges Haus abzeichnet, während neuerdings dessen Innenaufbau als konisch nachgewiesen ist.

4. Powers bildet Fig. 21 als Haus der Tal-Patwin ein kuppelförmiges Haus ab, das mit Erde bedeckt ist, und auf dessen Wölbung eingeschlagene Stufen zum Rauchloch emporführen, das zugleich als Dachtür dient (Tafel 7, Abb. 1). Von den Gebirgs-Patwin berichtet nun Powers, daß sie beim Haus die Erdschicht weglassen, weil sie genügend Holz zur Dichtung des Daches besitzen. Powers kennt also offenbar keinen Unterschied in der Hausform der Gebirgs- und Tal-Patwin. Die weiterhin

---

[1] Barrett, Klamath, S. 243—245.
[2] Dixon, Maidu, S. 168—172 und Fig. 39—41.
[3] Dixon, Maidu, S. 174.
[4] Dixon, Maidu, S. 172.
[5] Bancroft, I, S. 334, nach Belegen bei Lord und Fremont; Powers, S. 255.
[6] Powers, S. 241: sie bewohnen „dutchovens". Darunter sind wohl derartige Häuser zu verstehen.
[7] Powers, S. 221 und Abbildung 21.
[8] Powers, S. 289.
[9] Powers, S. 437.

von Powers (S. 221) abgelehnte Ansicht, daß das schärfere Rindendach der Gebirgs-Patwin der Belastung durch den Schnee entgegenarbeiten solle, läßt das konische Dach für die Gebirgs-Patwin gesichert erscheinen. Daraus wäre dann der Rückschluß auf die konische Dachkonstruktion bei den Tal-Patwin zu ziehen[1].

5. Von einigen Völkern, die nach den älteren Quellen das kuppelförmige Erdhaus mit Dachtür besitzen sollen, wird von den neueren, wissenschaftlich geschulten Forschern nur das konische erdbedeckte Haus mit Dachtür berichtet. Das trifft zu für die Lutuami (siehe S. 21, Anm. 1) und Konkau (ibid., Anm. 2). Diese Hausform wird als die einzige vorhandene geschildert; das kuppelförmige Erdhaus wird überhaupt nicht erwähnt, auch nicht in den Überlieferungen der betreffenden Völker. Daraus ist zu entnehmen, daß es ein Erdhaus mit kuppelförmiger Dachkonstruktion tatsächlich nicht gibt noch gegeben hat, denn sonst müßten sich irgend welche Überlieferungen davon in den letzten 100—150 Jahren erhalten haben.

Auf Grund dieser Erwägungen glaube ich berechtigt zu sein, einen Teil der sogenannten kuppelförmigen Erdhäuser Kaliforniens diesem konischen Dachtürtypus zurechnen zu dürfen. Damit wäre also diese Hausform als Mehrfamilien-Wohnhaus im gesamten inneren Zentral-Kalifornien verbreitet von den Lutuami im Norden über die Wintun-Patwin im Westen und die Maidu im Osten bis zu den Miwok im Süden; also im wesentlichen im großen Längstal und den seitlich anschließenden Gebirgsteilen. Und hier stellt es das übliche Wohnhaus der Bewohner dar.

Nach den neueren Berichten ist die Versenkung bis 15 m weit und bis 1 m tief. Darüber erhebt sich das etwa 3—4 m hohe konische Dach, das über einem Gerüst aus Pfosten und Querbalken errichtet ist. Dieses Dach ist mit Rinde, darüber mit Zweigen und Nadeln, und schließlich mit einer etwa $^1/_2$ m dicken Erdschicht bedeckt. Der Eingang geschieht durch das an der Spitze des Daches befindliche Rauchloch mittels einer Leiter. Daneben haben die Maidu eine enge seitliche Nebentür, die man nur auf Händen und Knien kriechend passieren kann. Diese Nebentür wird meist von Frauen und Kindern benutzt. Seit Ankunft der Europäer ist diese enge Seitentür (Schlupfloch) erweitert und zu einem 2 m langen tunnelförmigen Gang ausgestaltet worden, der schräg in die Erdgrube hinabführt (Gangtür); seitdem wird die Dachtür nicht mehr benutzt[2]. Das besagt aber nicht, daß die Europäer die Veranlasser dieser Änderung sind, sondern nur, daß diese Änderung in den letzten 80—100 Jahren eingetreten ist.

Für die Beurteilung der Frage nach der Entstehung dieses Hauses ist die Untersuchung des Dachgerüstes wichtig.

Die nordwestlichen und südlichen Maidu errichten zwei Mittelpfosten von 3—6 m Höhe, und seitwärts von ihnen auf der Hälfte des Abstandes zur Wand je vier niedrigere Pfosten von 2—3 m Höhe. Die Dachsparren werden vom Rand über die Zwischenpfosten zu den Mittelpfosten gelegt (Tafel 4, Abb. 1). Die nordöstlichen Maidu haben einen Zentral- und zwei Nebenpfosten, letztere nahe der Tür, die durch Querbalken miteinander verbunden sind, auf denen die radialen Dachsparren aufliegen (Tafel 4, Abb. 2). Die südlichsten Maidu und die Miwok schließlich errichten vier im Quadrat gestellte Mittelpfosten gleicher Höhe, verbinden sie durch übergelegte Balken und legen von diesem Gerüst radial die Dachsparren zum Rand (Tafel 4, Abb. 3). Wichtig sind also die Errichtung mehrerer Mittelpfosten (oft unter Zuhilfenahme von Zwischenpfosten), die zwischen sich einen Raum lassen, der die Möglichkeit der Dachluke ergibt, und die radiale Anordnung der Dachsparren.

[1] Damit soll nicht gesagt sein, daß die Gebirgs-Patwin auch die Dachtür besäßen. Darüber ist bei Powers nichts zu finden. Wahrscheinlich besaßen sie die einfache konische Rindenhütte mit Seiteneingang, wie die übrigen benachbarten Gebirgsvölker, besonders die Gebirgs-Wintun, während die Tal-Patwin gleich ihren Nachbarn in der Ebene das erdbedeckte konische Haus mit Dachtür als Wohnhaus benutzten.

[2] Dixon, Maidu, S. 170.

Ganz ähnlich ist das Winterhaus der Sahaptin und Binnenselisch, das auch auf die Denestämme der Carrier und Chilkotin übergegangen ist, wenn es auch kleineres Ausmaß (etwa 4 m Durchmesser) besitzt[1].

Man muß diese verschiedenen Vorkommnisse eines solch komplexen Typus wohl auf einen einheitlichen Ursprung zurückführen, zumal er im westlichen Nordamerika zusammenhängend verbreitet ist. Seine Merkmale sind: konisches Dach, Erdbedeckung, Versenkung, Dachtür.

Im konischen Dach ist er eine Nebenform des konischen Zeltes, dessen nördlichen Ursprung wir oben als wahrscheinlich erklärten. Die Erdbedeckung ist, wie Sarfert (S. 11) richtig bemerkt, sicherlich eine Folge der Winterkälte. Sarfert glaubt deshalb annehmen zu dürfen, daß das Erdhaus in Kalifornien selbständig entstanden sei infolge der klimatischen und floristischen Verhältnisse der betreffenden Gebiete dieses Landes[2]. Dieser Ansicht kann ich nicht beipflichten (siehe auch später). Wir dürfen bei solchen Entstehungsfragen des Gesamthauses dessen Einzelmerkmale nicht gesondert betrachten, sondern müssen das Hauptgewicht auf ihre Vereinigung zu einem ausgeprägten Typus legen. Die Versenkung ist offenbar eine durch nordische Verhältnisse bedingte Erscheinung, die wie zum rechteckigen Bretterhaus, so auch zur Kegeldachhütte und zum Erdhaus hinzugetreten ist. Sie wurde, wie auch Sarfert (S. 13) richtig angibt, nach Süden übertragen. Aber obwohl Sarfert die Versenkung als Begleiterscheinung des Erdhauses auffaßt, hat er doch nicht zu der Überzeugung gelangen können, daß diese Vereinigung von Erdhaus und Versenkung nur einmal im Norden vor sich gegangen ist, und daß, wo wir beide am Haus vereinigt finden, wir dieses Auftreten als Übertragung eines nordischen Typus auffassen müssen. Daß wir dazu gezwungen sind, geht auch aus der Verbreitung der Dachtür hervor, die wir von Norden nach Süden sporadisch längs der Westküste Nordamerikas und nur beim Erdhaus antreffen[3], also bei den Aleuten und Eskimo, sodann von Britisch-Kolumbien nach Süden bis Kalifornien und dann nochmals bei den Pueblos. Sarfert glaubt dieses Element ebenfalls aus verschiedenen örtlichen Ursachen erklären zu können, also das kalifornische Vorkommnis auf selbständige Entstehung zurückführen zu dürfen. Meiner Meinung nach ist die Dachtür ein Element, das mit der Versenkung in genetischem Zusammenhang steht. Und da diese für Nordamerika ein nordisches Element ist, so ist auch die Dachtür um so mehr als solches anzusehen, als ja deren Hauptverbreitungsgebiet im Norden (Eskimo) und Nordwesten (Aleuten) liegt.

Sonach sind alle vier Elemente: konisches Dach, Erdbedeckung, Versenkung, Dachtür je für sich nordische Erscheinungen, und ihre Vereinigung zu einem komplexen Haustypus ist ebenfalls als solche anzusehen. Wir müssen also diese spezielle Hausform als eine nordische auffassen, deren Heimat mindestens bis ins Gebiet der Sahaptin-Binnenselisch nach Norden zu verlegen ist[4]. Damit ist ihr Vorkommen in Innerkalifornien auf eine nordsüdlich gerichtete Kulturströmung zurückzuführen. Wie sich dieser komplexe Typus zur einfachen versenkten und zur ebenerdigen Kegeldachhütte verhält, ist eine andere Frage (siehe später). Für Kalifornien glaube ich nach diesen Ausführungen eine engere Beziehung ablehnen zu müssen, zumal die geographische Verbreitung beider Gruppen sich zum größten Teil hier gegenseitig ausschließt. Ein Übergreifen der komplexen Form auf die einfache im Gerüstbau erwähnten wir oben von den nordöstlichen Maidu. Das in neuerer Zeit an diesem Typus beobachtete Auftreten der Gangtür bedarf besonderer Erörterung, die mit Nutzen erst nach Betrachtung des Gangtürhauses (siehe nachfolgend unter e) angestellt werden kann.

---

[1] Sarfert, S. 32/33.

[2] Sarfert meint hier das Erdhaus überhaupt, ohne Rücksicht auf seine Untertypen.

[3] Siehe Sarfert, S. 14.

[4] Sie kommt dort vor bei den Binnenselisch oder Sahaptin, Nez Percés, im Yakimatal und bei den Wallawalla; siehe Lewis, Tribes Columbia Valley, S. 185–186. Siehe auch Anm. 1 dieser Seite.

e) Die versenkte erdbedeckte Kegeldachhütte mit Seiteneingang. Dieser Typus tritt uns als Wohnhaus und in weiterer Verbreitung als Versammlungshaus entgegen. Wie beim Dachtürhaus müssen wir auch ihm eine große Anzahl bisher fälschlich „kuppelförmiges Erdhaus" genannter Formen zurechnen.

Als Wohnhaus

finden wir diesen Typus bei den Küstenbewohnern, die Drake 1567 bei Point Reyes traf[1] und die Barrett[2] für Pomo anspricht. Aus Drake's Beschreibung geht hervor, daß über der runden Erdgrube ein Gerüst aus oben miteinander verbundenen Pfosten in der Form eines pyramidenförmigen Turmes[3] errichtet war, das außen mit Erde überdeckt war. In Zentralkalifornien soll es[4] von je einer Großfamilie bewohnte Winterhäuser geben, die über der Versenkung konische Dächer aufweisen, die mit Zweigen und Rindenstücken und darüber mit Erde bedeckt sind. Kleine Türen zu ebener Erde vermitteln den Eingang. Damit stimmt etwa die Beschreibung der großen versenkten Hütten mit zeltartigem, mit Holz und Lehm bedecktem Dach, in die man durch ein seitliches Schlupfloch gelangt, überein, die Ida Pfeiffer[5] im Gebiet des Feather River (Mary's Ville, Smith's River und bei den Huma-Indianern) antraf. Ohne Erdschicht und im Gebirge mit Rinde, an der Küste mit Binsen bedeckt, wird dieselbe Hausform von den Luiseño[6] im Süden bewohnt; doch berichtet Kroeber[7], daß das Haus der Luiseño — über dessen Form er im übrigen nichts erwähnt, außer, daß es 2 Fuß tief eingesenkt sei — mit dicker Erdschicht bedeckt sei. Handelt es sich hierbei um den von Sparkman geschilderten Typus, so wäre also die Aufgabe der Erdbedeckung noch keine allgemeine. Bei nur zeitweiliger Bewohnung und Errichtung solcher Häuser geben die Luiseño auch die Versenkung auf. Vielleicht sind hierher auch die mit Erde bedeckten konischen Hütten zu rechnen, die Bancroft[8] von den Cahuilla, Diegueño und den Sta. Barbara-Inseln berichtet, sodann die mit Erde bedeckten pyramidenförmigen Hütten, die Costansó 1769 bei den Diegueño sah[9], und die großen pyramidenförmigen Häuser an der Meerenge von Sta. Barbara, von denen Mühlenpfordt[10] schreibt. Doch ist von diesen Häusern nicht bekannt, ob sie die Versenkung besitzen, und von den beiden letzten nicht, ob sie runden oder viereckigen Grundriß aufweisen. Das Vorkommen dieses Typus hier im Süden ist also außer bei den Luiseño nicht völlig gesichert.

Der Eingang zu diesen Häusern besteht entweder aus kleinen seitlichen Schlupflöchern, durch die man hindurchkriechen muß (Zentralkalifornien, nach Bancroft und Pfeiffer), oder aus einer Gangtür, die ebenfalls recht eng war (Luiseño bei Sparkman: zum Durchkriechen, Pomo bei Drake: wie eine Kohlenschütte).

Für das Wohnhaus steht also der erdbedeckte Kegeldachtypus mit Seiteneingang einwandfrei fest. Schwieriger liegen die Verhältnisse beim Versammlungshaus, das bei weitem die größere Verbreitung besitzt.

Einwandfreie Beschreibungen des Innenaufbaues des Versammlungshauses besitzen wir von den Pomo und Maidu. Powers beschreibt[11] die Ruine eines 1860 errichteten, angeblich 700 Personen fassenden Versammlungshauses der Poam Pomo. Über der Kreisgrube von 63 Fuß Durchmesser ist ein Dachgerüst errichtet, das auf einem 18 Fuß hohen Mittelpfosten und vier niedrigeren, mitwegs zwischen diesem und der Grubenwand stehenden Zwischenpfosten ruht und mit Zweigen und Gras, sodann mit dicker Erdschicht überdeckt ist. Konstruiert man sich daraus den Gerüstaufbau, so erhält man ein flachkonisches Dach (Tafel 4, Abb. 5). Dieses Ergebnis wird bestätigt durch die von Holmes[12] beigebrachte Photographie eines Versammlungshauses der Pomo bei Ukiah aus dem Jahre 1898 und dessen Aufriß, woraus schlagend die konische Form des Dachgerüstes sowie die seitlich angebrachte Gangtür hervor-

[1] Barrett, Ethnogeography, S. 30 und 35.
[2] Barrett, Ethnogeography, S. 36, Anm.
[3] Siehe Barrett, Ethnogeography, S. 30 und 35: like a spired steeple.
[4] Nach Bancroft I, S. 371.
[5] Ida Pfeiffer, A Lady's second journey round the world, London 1855, Bd. 2, S. 77, 87, 88.
[6] Sparkman, Luiseño, S. 212—213.
[7] Dubois, Relig. Luis., Appendix V, S. 184—185.
[8] Bancroft, Natives races, I, S. 402 und 404.
[9] Sparkman, Luiseño, S. 213.
[10] Mühlenpfordt, a. a. O., Bd. II, S. 454—455.
[11] Powers, S. 159.
[12] Holmes, Anthropol. Studies, Tafel 16 und 17.

geht (Tafel 5, Abb. 1—3). Das Versammlungshaus der Maidu beschreibt Dixon[1] als von gleichem Aufbau wie ihr kum genanntes Wohnhaus (siehe Dachtürtypus), nur von wesentlich größerem Ausmaß; es hat demnach kegelförmigen Aufbau (Tafel 6, Abb. 1 und 2). Vom Dachtürhaus unterscheidet es sich aber durch die Gangtür, die nach Dixon 2 m lang schräg hinabführt und nach Powers[2] so niedrig ist, daß man auf Händen und Füßen hindurchkriechen muß. Ergänzend ist zu bemerken, daß Powers[3] den Erdhügel des ehemaligen Versammlungshauses der Kabinapek, das im übrigen dem der Maidu entsprach, als stumpfen Kegel bezeichnet, was auf konischen Unterbau schließen läßt.

Diese Beschreibungen weisen also die kegelförmige Dachkonstruktion des Zeremonialhauses nach. Bisher wurde, auf Powers' Autorität hin, dieses Zeremonialhaus als kuppelförmiges Erdhaus bezeichnet.

Powers weist ausdrücklich auf den Kuppelbau hin beim Zeremonialhaus der Maidu (S. 284), Miwok (S. 360), das er als halbkugeliges Haus mit kleiner Gangtür in Abbildung 34 wiedergibt[4] (siehe Tafel 7, Abb. 2), und Yuki (S. 128). Die Form des Erdhauses der Yokaia (in Ukiah) vergleicht er (S. 164) einem tumulus.

Nach den oben angeführten Beschreibungen der Zeremonialhäuser der Poam Pomo, Pomo von Ukiah und Maidu kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die angebliche Kuppelform der Häuser nur rein äußerlich durch die Erdschicht bedingt ist.

Begünstigt wird diese flache Kuppelform der Erdschicht dadurch, daß infolge der Versenkung der Mittelpfosten nur verhältnismäßig wenig über den Erdboden emporragt, und daß die Dachschrägung dadurch und infolge des großen Durchmessers dieser Häuser — das der Poam Pomo hat 63 Fuß Durchmesser bei 18 Fuß Höhe (davon gehen 6 Fuß auf die Versenkung ab) — recht flach ausfällt (siehe Tafel 4, Abb. 5). Ein Rückschluß von dieser äußeren Kuppelform auf eine kuppelförmige Dachkonstruktion ist also nicht erlaubt; und er ist falsch, wie die Beschreibungen des Innenaufbaues solcher Häuser nachweisen.

Demnach sind wir berechtigt, das kuppelförmige Erdhaus, soweit es als Zeremonialhaus auftritt, als kegelförmige Hausform aufzufassen.

Nun wird dieses Zeremonialhaus von Powers als Sacramentotaltypus bezeichnet; und Powers führt eine Anzahl Stämme an, wo es ebenfalls vorkommt, ohne aber eine besondere Beschreibung dafür jeweils zu liefern. Offenbar will er alle als zu einem Typus gehörig zusammengefaßt wissen. Demnach dürfen wir, da wir sein kuppelförmiges Zeremonialhaus als konisches Erdhaus mit Seiteneingang erkannt haben, wohl auch die von ihm ohne Beschreibung angeführten Zeremonialhäuser des Sacramentotaltypus als solche Kegeldachhäuser ansehen. Demzufolge sind noch folgende Vorkommen dieses Typus zu verzeichnen: Nischinam (Süd-Maidu)[5], Patwin[6], Wintun[7], Chimariko[8], Chillula[9], Wischosk[10], Huchnom[11] und Senel[12].

[1] Dixon, Maidu, S. 174.
[2] Powers, S. 284.
[3] Powers, S. 205.
[4] Die Abbildung stellt ein Schwitzbadhaus dar; dieses ist jedoch, wie oben ausgeführt wurde, völlig gleichartig gebaut wie das Versammlungshaus.
[5] Powers, S. 319; sie besitzen auch solche ausschließlich für Frauen, siehe Powers, S. 326.
[6] Powers, S. 225.
[7] Powers, S. 241, 245. Nach der Überlieferung der Schasta soll vor den Schasta im Schastatal ein Volk gelebt haben, das sehr große runde Tanzhäuser besaß. Powers vermutet, daß das die Wintun waren.
[8] Dixon, S. 299. Deren Schwitzhaus, matta, in dem auch die sogenannten Schwitztänze abgehalten werden, gleicht äußerlich in seinem Dach mehr dem zentralkalifornischen Versammlungshaus als dem taikyuw der Hupa. Die Chimariko haben sonst kein echtes Versammlungshaus; diese Sitte beginnt erst weiter südlich.
[9] Goddard, S. 271. Erstes Auftreten des runden Zeremonialhauses von Norden her im Küstengebiet. Sie besitzen neben rechteckigen Männerhäusern nur in zwei ihrer Dörfer je ein großes rundes Zeremonialhaus des zentralkalifornischen Typus.
[10] Powers, S. 105, konstatiert nur das Vorkommen eines großen Versammlungshauses bei den Viard. Er meint damit offenbar diesen Typus.
[11] Powers, S. 139.
[12] Powers, S. 169.

Demnach ist dieses kegelförmige Zeremonialhaus verbreitet im Küstengebiet bei Chillula, Wischosk, Yuki, Huchnom, Pomo (Poam, Ukiah, Yokaia, Senel), Kabinapek; im Binnenland bei Chimariko, Wintun, Patwin, Maidu, Nischinam und Miwok. Es ist anzunehmen, daß überall, wo in Kalifornien sonst noch große runde Zeremonialhäuser vorkommen, sie diesen Typus aufweisen[1]. Die Verbreitung dieses Zeremonialhauses fällt nicht mit der eines bestimmten Wohnhauses zusammen; am engsten deckt sie sich mit der des Dachtürtypus; doch greift es an der Küste ins Gebiet des kuppelförmigen Grashauses über.

Dieses Zeremonialhaus stimmt also mit dem Kegeldach-Erdhaus mit Seiteneingang, das als Wohnhaus dient, völlig überein. Offenbar wird eben das Zeremonialhaus auch gelegentlich als Wohnhaus verwendet; dient doch vielerorts das größte Wohnhaus des Dorfes, das des Häuptlings, als Zeremonialhaus[2], das anscheinend zu diesem Zweck in der betreffenden Weise, also verschieden von den übrigen, den Dachtürtypus aufweisenden Wohnhäusern, gebaut wurde. Nur im Süden, bei den Luiseño und Nachbarn, scheint die Funktion als Zeremonialhaus verlorengegangen und die als Wohnhaus übriggeblieben zu sein.

Das zweite wichtige Merkmal dieses Typus neben der konischen Dachkonstruktion ist die Gangtür. Sie tritt uns in zwei Ausgestaltungen entgegen, einmal als tunnelförmiger Gang, der seitlich bis zum Boden der Versenkung hinabführt und etwa 1 m hoch ist (Yokaia[3], Pomo bei Drake und bei Holmes[4]; siehe Tafel 5, Abb. 1 und 2), sodann als enge überdeckte Röhre, die ebenfalls hinabführt, aber so niedrig ist, daß man auf Händen und Knien hindurchkriechen muß[5] (siehe Tafel 7, Abb. 2). Von den übrigen Völkern wird in dieser Hinsicht nichts erwähnt, so daß wir nicht wissen, ob sie die Gangtür besitzen. Doch ist die Verbindung der Gangtür mit diesem Typus wohl allerwärts anzunehmen. Zumindest haben die Versammlungshäuser enge seitliche Löcher (Schlupflöcher), durch die man hindurchkriechen muß[6]. Ob diese eine Vorform der engen Gangtür darstellen, ist nicht bekannt. Typologisch könnte das der Fall sein; man könnte dann die weite Form der Gangtür als ein mehr Bequemlichkeit bietendes Entwicklungsglied ansehen. Wir hätten in Kalifornien damit eine selbständige Entwicklung der Gangtür vom seitlichen Schlupfloch aus vor uns. Weiterhin könnte man annehmen, daß die neuere Verdrängung der Dachtür durch die seitliche Gangtür am Dachtür-Kegeldachhaus der Maidu eine parallele Entwicklung sei unter Einfluß desselben Bequemlichkeitsdranges. Wollen wir diese selbständige kalifornische Entwicklung annehmen, so erwächst uns die Aufgabe, den diese Entwicklung auslösenden Faktor zu bestimmen. Ein solcher ist nun nicht zu erkennen. Zuzugeben ist, daß eine Gangtür bequemer ist als

[1] Mason erwähnt von den Salinas (Salinas, S. 126) sehr große Schwitzhäuser, die beim Bau eines großen Wohnhauses errichtet und in denen Tänze und Zeremonien abgehalten werden. Die kleinen eigentlichen Schwitzbäder haben die übliche Kuppelform und sind mit Erde überdeckt. Ob Mason, wenn er diese großen Zeremonialhäuser Schwitzhäuser nennt, auch dabei die Kuppelform mit zum Ausdruck bringen will, entzieht sich meiner Kenntnis. Mangels genauer Unterlagen muß dieses Zeremonialhaus der Salinas außer Betracht bleiben.

[2] Dixon, Maidu, S. 174.

[3] Powers, S. 164.

[4] Holmes, Anthropol. Studies, Tafel 16 und 17.

[5] Powers, S. 284 (Maidu), Abbildung 34 (Miwok); Sparkman, Luiseño, S. 213.

[6] Powers, S. 139 (Huchnom).

eine Dachtür; deshalb wohl haben die Frauen und Kinder der Nordost-Maidu seit Alters das enge Seitenschlupfloch statt der Dachtür beim höbo-Haus benutzt. Insofern wäre also die Gangtür ein Fortschritt. Die Bequemlichkeit verschwindet aber sofort wieder bei der engen Form der Gangtür, die ein Hindurchkriechen nötig macht. Erst die höhere tunnelförmige Form bietet einen einigermaßen bequemen Zugang und ist wohl auch in dieser Weise als Entwicklungsprodukt aus der engen Form heraus zu erklären. Also die Bequemlichkeit scheidet aus, zumal eine einfache Seitentür demselben Zweck viel besser gedient hätte. Diesem Einwand hinwiederum könnte man vielleicht dadurch begegnen, daß man den Vorbau eines Ganges vor die bequeme Seitentür vornehmen läßt, um der mit der Seitentür verbundenen Gefahr der Profanierung der geheimen Vorgänge innerhalb des Versammlungshauses zu begegnen. Das ließe sich für das Versammlungshaus verstehen, nicht aber für das Wohnhaus. Man müßte also, was vermutlich auch den tatsächlichen Verhältnissen entspricht, die Gangtür am Wohnhaus als eine vom Versammlungshaus dahin übertragene Erscheinung ansehen. Für diese Entwicklung würde auch die niedrige Form der Gangtür sprechen, die jeglichen direkten Einblick verwehrt. Aber gerade diese Form, die sicherlich die Urform der Gangtür ist, widerspricht der Bequemlichkeit, die mit dem seitlichen Eingang verbunden sein soll, so stark, daß man beide nicht in genetische Beziehung zueinander bringen kann. Ich glaube daher, beide Faktoren ablehnen zu müssen. Blieben noch klimatische Einflüsse, die es nötig machten, das ursprüngliche seitliche Schlupfloch durch einen vorgebauten niedrigen Gang zu schützen, um damit kalte Luft vom Innern des Hauses abzuhalten. Im Innern dieser Häuser herrscht bei Anwesenheit Hunderter von Personen eine sehr große Wärme, zumal jede Zufuhr von frischer Luft fehlt. Es wäre also möglich, daß die Versammelten die beim Öffnen der Seitentür einströmende kalte Luft unangenehm empfunden hätten und auf den Vorbau eines Ganges verfallen wären. Das setzt einmal einen großen Temperaturunterschied zwischen freier Luft und Haus voraus, der vielleicht im Gebirge so stark sein mag, daß er sich unangenehm bemerkbar macht, nicht aber im Tale, dem eigentlichen Verbreitungsgebiet dieses Typus. Zum anderen ließe es auf eine große Empfindlichkeit der Indianer gegen solche Zugluft schließen, die wir ebenfalls nicht annehmen können. Und zum dritten verlangte es die technische Einsicht in die Wirksamkeit eines solchen Tunnels, die wir den Kaliforniern nach ihrer übrigen Kultur absprechen müssen. Gewiß wirkt der Tunneleingang in dem angegebenen Sinn, doch ist dieser Erfolg kaum bewußt herbeigeführt worden. Eine andere Möglichkeit deutet Powers (S. 437) an, indem er auf den Zusammenhang zwischen starkem Regenfall und der Lage der Tür hinweist, ohne selbst eine Entscheidung zu treffen. Wollte man die Ausbildung der Gangtür auf den Schutz des Hauses vor eindringenden Wassermengen zurückführen, so würde das auf eine Entstehung der Gangtür in regenreichen Gebieten des Gebirges hinweisen; in diesen finden wir aber gerade die Dachtür, die solchen Schutz noch besser bietet, die Gangtür dagegen vorwiegend in den trockneren Ebenen. Weiterhin hat Powers beim halboffenen Rindenzelt der Gebirgsmaidu (S. 436) darauf hingewiesen, daß man an der Schneegrenze der Hochsierra das an der offenen Seite befindliche Feuer dadurch vor tief fallendem Schnee schütze, daß das Feuer in die Mitte der Hütte verlegt, die

Hütte geschlossen und eine Art gedeckter Gang nach einer Seite hin errichtet werde (Tafel 4, Abb. 4). Er will also die Entstehung der Gangtür auf Naturbedingtheit zurückführen. Nehmen wir diese Entstehung an, so könnten wir die Gangtür an den beiden anderen konischen Haustypen der Maidu als Übertragung von dort aus ansehen und annehmen, daß sich die Gangtür von den Maidu auf die übrigen Stämme erstreckt habe. Es fehlt indes jeglicher Grund dafür, warum die Gangtür auf die beiden anderen Haustypen der Maidu übernommen wurde Ich glaube sonach, daß die von Powers angenommene selbständige Entstehung der Gangtür bei den Maidu der Hochsierra nicht in dieser Weise erfolgt ist. Ein Schutz des Feuers wäre bei dessen Zurückverlegung in die Mitte der Hütte auch durch einfache Schließung zur Kreishütte möglich gewesen, die Ausbildung einer Gangtür ist dadurch nicht bedingt. Vielmehr nehme ich an, daß die halboffene Form die Sommerwohnung ist und die geschlossene Form mit Gangtür die Winterhütte, auf die die an den anderen Häusern übliche Form des Einganges wegen deren erprobter Wirkung als Wärmeschutz überging.

Eine letzte Möglichkeit selbständiger Entstehung eröffnet Sarfert (S. 13) mit der Annahme, daß die Gangtür eine Funktion des Schwitzbadehauses sei, als welches das Versammlungshaus in Kalifornien benutzt werde.

Untersuchen wir zu diesem Zweck das dortige Schwitzbad, so ist zunächst zu bemerken, daß die Anwendung des Ausdruckes „Schwitzhaus“ für Versammlungshaus zu vielen Mißdeutungen Anlaß gegeben hat. Das Männerschlafhaus des nordwestkalifornischen Kulturgebietes läßt infolge seiner völlig versenkten Form die Entwicklung höherer Wärmegrade zu, so daß die Anwesenden, besonders bei Tänzen, leicht in Schweiß geraten. Dieses Haus dient zugleich als Schwitzbadhaus, und Kroeber[1] behauptet, daß es als solches sogar eine weit größere Bedeutung habe denn als Männerschlafhaus. Daneben gibt es im Norden bei den Lutuami und Schasta echte Schwitzbäder in Form kleiner kuppelförmiger Gestelle, die mit Matten oder Rinde überdeckt werden und nur einer oder wenigen Personen Raum gewähren. Diese selbe Form des Schwitzbades finden wir in der südkalifornischen Kultur[2] und im Gebiet der südlichen Zentralkultur, also bei Miwok und Yokuts[3] Anders im Gebiet der Zentralkultur. Im nördlichen Teile werden, wie Powers (S. 360) ausdrücklich berichtet, die Schwitzbäder in gleicher Weise und Größe wie die Versammlungshäuser gebaut (siehe auch Powers, Abb. 34)[4]. Und da oftmals darin Zeremonien und Tänze stattfinden, werden sie häufig mit den Versammlungshäusern verwechselt.

An diesen Schwitzbädern des nördlichen Zentralgebietes wäre nach Sarfert also die Herausbildung der Gangtür vor sich gegangen. Nun ist zuzugeben, daß für das Schwitzbad der Vorbau eines Zug und kalte Luft abhaltenden Tunnels recht praktisch und daß die Entwicklung dieses Tunnels am Schwitzbad selbst durchaus möglich ist. Können wir also zu der Überzeugung kommen, daß das Schwitzbad der Nordzentralkalifornier eine in diesem Gebiet einheimische Form sei, die von sich aus die Gangtür entwickelt habe, so könnten wir die Sarfertsche

---

[1] Kroeber, Types culture, S. 86.

[2] Nur die Kawia haben eine besondere Schwitzbadform, die von allen anderen kalifornischen Haustypen abweicht, siehe Kroeber, Cahuilla, S. 64.

[3] Siehe Powers, S. 360. Er beschreibt sie als von gleicher Bauart wie die Versammlungshäuser, aber als klein. Die Hauptsache ist ihm die gewölbte Erdschicht. Daß ein solch kleines Haus ein konisches Dachgerüst aufweist, wie das große Versammlungshaus, glaube ich nicht, nehme daher an, daß es sich hier um das kleine kuppelförmige Schwitzbad handelt, wie es so vielfach in Nordamerika vorkommt.

[4] Große Schwitzhäuser, wohl ähnlicher Form, bauten ehemals die Stämme NW-Oregons und W-Washingtons nach ihren Sagen. Siehe Lewis, Tribes Columbia Valley, S. 159.

Hypothese vom Übergang der Gangtür von da aus auf das Wohn- und Versammlungshaus annehmen. Nun gibt Powers selbst zu, daß Schwitzbad wie Versammlungshaus von gleicher Bauart und Größe seien und daß im Schwitzbad zum Teil auch Zeremonien stattfinden. Wir haben es also mit einem einheitlichen Typus zu tun, dessen Funktionen noch nicht völlig scharf getrennt sind. Und denselben Typus weist die eine Form des Wohnhauses auf. Es erscheint nicht glaubhaft, daß, während überall nur kleine Einzelschwitzbäder bestehen, gerade hier in Nordzentralkalifornien riesige Schwitzbäder von derselben Form wie die Versammlungs- und Wohnhäuser als selbständige Gebilde bestehen und daß ein an diesen ausgeprägter Zug erst auf die sonst gleich gebauten Wohn- und Versammlungshäuser übergegangen sei. Sondern: alle drei bilden einen einheitlichen Typus, der von Anfang an alle Merkmale, auch die Gangtür, aufwies und der nur für verschiedene Funktionen verwendet wurde. Damit entfällt für mich aber die Möglichkeit, die Gangtür vom Schwitzbadhaus in Nordzentralkalifornien abzuleiten.

Wir haben somit keine Möglichkeit gesehen, der Gangtür eine selbständige Entstehung in Kalifornien zuzuschreiben, und müssen sie infolgedessen als hier fremdes Element ansehen. Es fragt sich nur: ist sie als Einzelelement nach Kalifornien übertragen worden oder in Verbindung mit den Hausformen, an denen sie auftritt?

Dazu ist ein Überblick über ihre Verbreitung nötig, den uns Sarfert (S. 13) gegeben hat. Daraus geht hervor, daß die Gangtür im Osten am Winter-(Erd-)Haus der Cheroki und am Erdhaus der ackerbautreibenden Stämme längs des Missouri auftritt, im Norden am Erdhaus der Eskimo und im Westen am Erdhaus der Kalifornier. Sarfert stellt fest, daß sie eine Begleiterscheinung des Erdhauses ist und legt den Gedanken nahe, sie aus denselben Ursachen zu erklären wie das Erdhaus selbst, nämlich aus dem Bestreben des Menschen, sich gegen die Winterkälte zu schützen. Er glaubt, daß die Entstehung der Gangtür in den drei Gebieten ihres Vorkommens gesondert vor sich gegangen ist, bei den Eskimo infolge der Kälte ihres arktischen Wohngebietes, beim Winterhaus der Cheroki infolge des strengen Winters des Appalachengebirges (von da wurde es nach ihm zu den Missouristämmen übertragen [1]), und beim Hochsierrahaus der Kalifornier (Rindenhütte) ebenfalls durch den Winterschnee gemäß Powers' Annahme. An den Erdhäusern Kaliforniens entstand sie nach ihm, wie oben ausgeführt, als Funktion des Schwitzbades.

Sarfert war auf dem richtigen Wege, als er auf die enge Verbindung mit dem Erdhaus hinwies. Die Gangtür ist ein charakteristisches Merkmal des Erdhauses, das mit diesem überall gemeinsam auftritt. Sie ist demnach gemeinsam mit diesem entstanden. Zugleich ist richtig, daß Erdhaus wie Gangtür nordische Erscheinungen sind, deren Ursprung also wohl im subarktischen Gebiete liegt. Und wir wären danach berechtigt, die drei Vorkommnisse des Erdhauses mit Gangtür im Westen, Osten und Norden miteinander genetisch-historisch zu verbinden.

Das ist nun tatsächlich möglich für den Westen und Osten. Betrachten wir das Erdhaus der Missouriindianer genauer, so ist es ebenfalls ein über einer recht flachen kreisförmigen Versenkung errichtetes Haus mit auf starkem Pfostengerüst ruhendem konischen Dach, das über Rinden- und Grasdeckung eine dicke Erdschicht aufweist und die Gangtür besitzt. Das Pfostengerüst hat ebenfalls mehrere Mittelpfosten und eine Reihe von Zwischenpfosten, wie das kalifornische Erdhaus. Wenn auch das Missouri-Erdhaus vielleicht einen etwas entwickelteren Typus darstellt, so ist doch typologisch dies Haus mit dem kalifornischen Erdhaus zu einem gemeinsamen Typus zusammenzuschließen. Und das Eskimohaus gleicht

[1] Ich nehme die umgekehrte Übertragung an.

diesem Typus bis auf den rechteckigen Grundriß. Den Ursprung des viereckigen Grundrisses leitet Sarfert aus Westen, vom Bretterhaus ab. Er gibt selbst zu, daß nach dem Gebiet der Zentraleskimo hin mehr kreisförmige Typen auftreten; das kuppelförmige Schneehaus der Zentraleskimo ist ja die stärkste Ausprägung der Kreisform. Im Osten herrschen wieder Viereckhäuser. Es ist fraglich, ob man mit Sarfert den Rundstil des Zentralgebietes als jüngere Errungenschaft ansehen muß. Da jetzt die Ansicht von der Herkunft vor allem der Zentraleskimo aus dem Gebiet der subarktischen kanadischen Seen immer mehr an Wahrscheinlichkeit gewinnt, so könnte man auch den Rundstil am Eskimohaus als uralte Form ansehen, die mit dem aus Norden stammenden, ebenfalls die Gangtür aufweisenden kreisförmigen Erdhaus der Missourivölker und Kalifornier auf einen gemeinsamen Ursprung zurückgeht. Die westliche Viereckform des Eskimohauses könnte man als eine Beeinflussung seitens des Bretterhauses auffassen. Ohne dazu endgültig Stellung nehmen zu wollen, möchte ich doch darauf hinweisen, daß Birket-Smith[1] neuerdings die Hypothese aufgestellt hat, daß die subarktischen kanadischen Seen die Heimat der nordischen amerikanischen Urvölker, der Eskimo, Algonkin und Selisch waren, die eine halb seßhafte, dem Fischfang und der Jagd an den Seeufern gewidmete Lebensweise in Erdhäusern besaßen (Eisjagdkultur). In diese Kultur drang von Nordwesten her die sogenannte Schneeschuhkultur ein, deren Träger in Nordamerika die nach Alaska zu wohnenden Ur-Dene wurden. Diese das konische Rindenzelt besitzende kräftigere Kultur zersprengte die alten Völker und trieb sie nach Norden (Eskimo), Südosten (Algonkin) und Westen (Selisch) auseinander, um selbst das eroberte Gebiet zu besetzen und den abziehenden Völkern nachzudrängen. Birket-Smith kommt zu diesem Ergebnis im wesentlichen von einer Untersuchung der wirtschaftlichen Verhältnisse der Algonkinindianer aus. Ohne seine Benennung der Kulturschichten und alle Schlußfolgerungen anzunehmen, möchte ich doch darauf hinweisen, daß damit die Verbindung der Erdhäuser der Kalifornier mit dem der Missouriindianer gesichert erscheint[2], und daß damit auch der Zusammenhang mit den Eskimo und die Wahrscheinlichkeit des gemeinsamen Ursprungs im subarktischen Gebiet gegeben ist.

Ich glaube, daß uns die Birket-Smithsche Hypothese auf den richtigen Weg bringt. Denn eine getrennte Entstehung der drei Erdhausformen erscheint um so mehr ausgeschlossen, als sie komplexe Typen darstellen, die gewisse gemeinsame Elemente besitzen. Diese gemeinsamen Züge sind: Versenkung, Pfostenbau, konisches Dach, Rinden- oder Bretterdeckung, darüber Erdbedeckung, Gangtür, Verwendung als Kommunalhaus. Sie sind durcheinander nicht so vollkommen bedingt, daß einer als notwendige Folge des anderen aufzufassen wäre; auch die gleichen natürlichen Verhältnisse müssen die Vergesellschaftung dieser Elemente keineswegs herbeiführen. Vor allem die Verwendung als Kommunalhaus ist eine Erscheinung, die wohl durch die soziale Struktur der Völker verursacht ist. Ich glaube, daß eine solche Vergesellschaftung verschiedener Einzelzüge am selben Haustyp ein Zeichen der gemeinsamen Herkunft aller Vorkommnisse dieser Hausform ist.

Daher meine ich, daß wir diesen Erdhaustyp als einen nordischen auffassen müssen, der als fest geprägte Form nach Kalifornien kam, wo sie als Versammlungshaus und zum Teil auch als Wohnhaus benutzt wurde. Ihre Träger sind wahrscheinlich die Zentralkalifornier, besonders die Penuti-Yuki gewesen, doch ist sie auch auf die südlichen Hoka (Pomo) übergegangen. Die Gangtür war also mit ihr von Anfang an verbunden. Sie ging von ihr aus auf das mit Dachtür aus-

[1] Birket-Smith, A geography study of the early history of the Algonquian Indians. Internationales Archiv für Ethnographie, Bd. 24, S. 174f.

[2] Wer die ursprünglichen Träger des Missouri-Erdhauses waren, ist noch unbekannt. Das Winterhaus der Cheroki ist sicherlich eine Übertragung von Norden her. Mit dem runden Erdhaus der Mounderbauer hat dieses Erdhaus nichts zu tun. Denn jenes ist wahrscheinlich verwandt dem Rundhaus der westindischen Inseln und der Rundmaloka des nördlichen Südamerika. Die Frage nach der Herkunft des Erdhauses der Missouriindianer steht wohl im engen Zusammenhang mit der der Herkunft der Sioux. Ich hoffe, darüber bald Genaueres berichten zu können.

gestattete Wohnhaus der östlichen Penuti über, bei dem das alte seitliche Schlupfloch der Anfügung dieses Elementes entgegenkam. Wie das unvermittelte Auftreten dieses Typus bei den Luiseño zu erklären ist, wage ich noch nicht zu entscheiden. Er tritt hier nicht mehr rein auf; denn es fehlt häufig die Erdbedeckung, vielleicht als Folge wärmeren Klimas. Dafür wird als Deckmaterial im bewaldeten Gebirge Rinde, an der Küste Binsenrohr verwendet, ein schönes Beispiel der umwandelnden Kraft der Naturbedingungen. Es fehlt zuweilen auch bei den nur zeitweilig bewohnten Hütten die Versenkung. Also ist ein Schwund zweier charakteristischer Merkmale festzustellen. Eine selbständige Entwicklung dieser Hausart, vor allem der Gangtür, erscheint auch deshalb ausgeschlossen, weil die Gangtür hier am Wohnhaus[1] ihren südlichen Verbreitungspunkt besitzt, weil sie ferner ihrem ganzen Wesen nach nicht im warmen Süden entstanden sein kann, und weil sie an einem Haustyp auftritt, der auch anderwärts dieselben Züge aufweist. Wir müßten andernfalls dieselbe Hausform mit derselben Vergesellschaftung charakteristischer Bestandteile als selbständig entstanden auffassen bei nicht übermäßig weit voneinander entfernten Völkern, die aber unter völlig verschiedenen geographischen und klimatischen Bedingungen leben. Mir scheint, daß die zweimalige selbständige Entstehung eines komplexen Typus ausgeschlossen ist, daß vielmehr beide Vorkommnisse miteinander in geschichtlichem Zusammenhange stehen müssen. Wahrscheinlich hängt das hiesige Vorkommnis mit dem zentralkalifornischen zusammen, doch läßt sich diese Frage aus der Untersuchung des Hauses allein nicht lösen. Da die Luiseño sprachlich zu den Schoschonen gehören, die die Zentralkalifornier an deren gesamter Ostlinie begrenzen, und da es den Anschein hat, als ob die Küstenschoschonen Südkaliforniens vom Binnenland her nach Westen vorgedrungen sind, so ist ein Zusammenhang mit den Zentralkaliforniern wohl möglich. Die genauere Untersuchung der übrigen Kultur der Süd- und Zentralkalifornier wird darüber vielleicht einmal Auskunft geben.

Überblicken wir die Formen der Kegeldachhütte, so finden wir sie also in Kalifornien in drei hauptsächlichen Typen vertreten: einer kleinen ebenerdigen einfachen Form mit Rindendach, einer größeren versenkten erdbedeckten Fom mit Dachtür, und einer sehr großen ebensolchen Form mit Gangtür. Typologisch stehen alle drei in einem gewissen Verhältnis zueinander. Aus der ebenerdigen Hütte entsteht durch Hinzutreten der Versenkung die versenkte konische Hütte, bei der mit Zunahme der Versenkung oder aus anderen Ursachen die Dachtür die günstigste Eingangsform bildet, bis sich an einem kleinen Seiteneingang die Gangtür entwickelt und zur Aufgabe der Dachtür führt. Typologisch stellen diese drei Typen demnach eine Entwicklungsfolge dar. Es fragt sich, ob die Entwicklung tatsächlich in dieser Weise vor sich gegangen ist, und ob dies in Kalifornien geschah. Müssen wir dies bejahen, so wären damit unsere obigen Ausführungen über die Herkunft der drei Typen und ihre Zusammenhänge mit anderen Häusern Nordamerikas hinfällig.

Eine Verdrängung der Dachtür durch die Gangtür hat beim Wohnhaus der Maidu in den letzten 100 Jahren stattgefunden. Aber wir sahen, daß die Gangtür hier nicht selbständig entwickelt wurde, sondern ein dem einen Erdhaustypus

[1] Am Schwitzhaus tritt sie noch in Mexiko auf.

charakteristisches Element darstellt, das von dieser Hausform auf das Dachtürhaus überging. Die Entwicklung der Gangtür aus einer anderen Hausform heraus ist also nicht in Kalifornien erfolgt, sondern es handelt sich hier um eine einfache Übertragung vom Zeremonialhaus eines Volkes auf sein Wohnhaus. Einen Übergang von der ebenerdigen Kegeldach-Rindenhütte zur versenkten Erdhütte mit Dachtür können wir in Kalifornien nicht feststellen. Im Gerüstbau findet sich bei den nordöstlichen Maidu eine Annäherung der versenkten einfachen Kegeldachhütte an die Form mit Dachtür. Doch ist das nur ein typologischer Zusammenhang, von dem es fraglich erscheint, ob ihm tatsächlich genetische Bedeutung zukommt. Denn die Ausgestaltung des Dachgerüstes folgt bei allen Hausformen der Maidu denselben Prinzipien, so daß ein ausgearbeitetes Gerüst bei der einfachen versenkten Hütte nicht als Entwicklungsform aus dieser zu einer komplexeren Form aufgefaßt werden muß. Zudem wäre das stärkere Dachgerüst zwar die notwendige Bedingung für die Dachtür, doch liefert das Vorkommen des Gerüstes allein noch nicht den Beweis, daß die Dachtür dann auch hier entstand. Da keinerlei Ursachen zu erkennen sind, die in Kalifornien die Versenkung und die Dachtür notwendig machten, und da beide andererseits weitere Verbreitung nach Norden hin haben, so müssen wir das Dachtürhaus ebenfalls als eine fest umrissene Form ansehen, die nach Kalifornien von Norden her übertragen wurde. Zwischen versenkter und ebenerdiger Kegeldachhütte besteht insofern ein Zusammenhang, als die Versenkung nur im Norden von Kalifornien vorhanden ist und nach Süden hin (Wailaki) nur ganz gering in Erscheinung tritt, um dann völlig zu verschwinden. Wir hätten sie also als einen nordischen Zug aufzufassen, der dieser Hüttenform nach Süden zu allmählich verloren ging. Es wäre dann immer noch fraglich, wo sich dieser nordische Zug mit der ebenerdigen Form verband, in Nordkalifornien oder noch weiter nördlich. Da in Kalifornien, wie weiter nördlich, neben der ebenerdigen Form auch versenkte komplexere Formen vorkommen, so ist, auch wenn wir den Hinzutritt der Versenkung zur konischen Hütte weiter im Norden annehmen (wie es wohl richtiger ist), doch immer noch fraglich, ob diese Versenkung eine direkte Folge geographisch-klimatischer Bedingungen ist oder der Beeinflussung seitens der anderen Haustypen. Diese Frage würde sich nur aus einer Untersuchung über das relative Alter der verschiedenen Kegeldachhüttenformen im Norden heraus lösen lassen.

Sonach haben wir es, wie ich glaube, in Kalifornien mit vier ausgesprochenen Typen zu tun, die als fertige Gebilde nach Kalifornien übertragen wurden und die in Kalifornien unter sich nur in geringe gegenseitige Beziehung traten. Es scheint, daß die Übertragung nach Kalifornien verschiedenen Kulturströmen und damit auch verschiedenen Zeiten angehört. Das Wohnhaus der das Längstal bewohnenden Stämme ist wohl das versenkte Kegeldachhaus mit Dachtür gewesen; diese selben Stämme benutzten als Zeremonialhaus das Erdhaus mit Gangtür. Beide Typen sind wahrscheinlich durch den gleichen Kulturstrom nach Kalifornien gelangt; ihre Träger sind vielleicht die Penuti gewesen. Von ihnen hat sich der eine Typus, das Zeremonialhaus, nach Westen auf einzelne Hokavölker ausgebreitet. Keiner dieser Stämme, die wir zu den eigentlichen Kalifornien rechnen, besitzt Herkunftssagen, sondern sie halten sich alle für autochthon; auch fehlen sprachliche Zusammenhänge, die sie mit Völkern des Landes außerhalb verbinden

würden. Eine etwaige Einwanderung muß also sehr weit zurückliegen und kann nur noch durch die Kulturuntersuchung nachgewiesen werden. Da dieser komplexe versenkte Typus die weiteste zusammenhängende Verbreitung in Kalifornien besitzt und über das zentrale Gebiet verbreitet ist, und da die übrigen bisher behandelten Typen nur mehr keilförmig nach Kalifornien hereinragen, so muß er wohl auch aus diesem Grunde als die älteste dieser Hausformen in Kalifornien gelten. Demgegenüber beschränkt sich der ebenerdige Typus auf das Küstengebirge, wo wir ihn von den Schasta im Norden bis zu den Pomo und Costano im Süden finden. Welches Volk sein Träger war, ist nicht zu erkennen; vielleicht ist er den später eingedrungenen Küstendene zuzuschreiben, da die Kreisversenkung bei den Ritwa auf das Vorhandensein der versenkten Form hinzuweisen scheint, die nur auf die nördlichen Grenzbezirke Kaliforniens beschränkt ist. Diese wäre demnach vielleicht eine ältere Form als die ebenerdige Hütte. Und sind die Küstendene tatsächlich die Träger der ebenerdigen Form, so ist dieser Typus unter den Kegeldachhütten wohl überhaupt der jüngste in Kalifornien, da wir doch die Dene als das jüngste eingedrungene Element ansehen müssen.

Wir hätten dann als alte Haustypen im Längstal und den beiden Gebirgszügen die versenkte Form mit Dachtür als Wohnhaus und die Gangtürform als Zeremonialhaus. Im Norden lagerte sich darüber die versenkte Form, und von Norden her drang im Westen längs des Küstengebirges und der Küste die ebenerdige Form mit den Dene ein. Diese Hypothese scheint mir am besten mit der geographischen Verbreitung dieser Hausformen im Einklang zu stehen. Es mag überraschend wirken, daß die komplexen Formen als alte Typen, die einfache Form als junger Typ in Kalifornien gelten müssen. Doch kann das kein Grund zur Ablehnung dieser Hypothese sein. Denn wenn diese Formen in Kalifornien auch in der umgekehrten typologischen Abfolge auftreten, so ist damit nicht gesagt, daß sie nicht anderswo, nämlich im Norden, in der richtigen typologischen Folge zu finden sind.

Damit kämen wir auf die Frage des relativen Alters dieser vier Typen im Norden. Darüber läßt sich noch wenig sagen. Nehmen wir Birket-Smiths Hypothese an, so ist der Gangtürtypus der älteste in Nordamerika. Da der Dachtürtypus nur auf den Westen beschränkt ist, so erscheint er damit vielleicht als jüngerer lokaler Typus, dessen Herausbildung im Norden (Alaska) vor sich gegangen sein könnte. Die Dachtür weist aber auch Beziehungen nach Nordasien hinüber auf. Das ebenerdige Rindenzelt ist nach Birket-Smith die jüngste Hausform Nordamerikas, zu verdanken dem Eindringen der Schneeschuhkultur aus Nordasien, deren Träger in Nordamerika die Dene wurden. Diese Altersfolge würde etwa der von uns in Kalifornien gefundenen entsprechen. Auch sie stellt die komplexen Typen als die ältesten, den einfachen als den jüngsten hin. Zugleich zwingt sie uns, die Typen insofern als selbständig zu betrachten, als eine genetische Verbindung zwischen ihnen in Nordamerika nicht zu bestehen scheint. Wie des weiteren das Auftreten des Gangtürtypus als Urtypus in Nordamerika zu erklären ist, ist eine andere Frage, deren Lösung noch aussteht. Uns muß es für Kalifornien genügen, auf den gesamten sich aus der Betrachtung dieser Haustypen ergebenden Fragenkomplex hingewiesen zu haben. Ist diese historische Schichtung richtig, so müssen wir sie, wie oben angegeben, für das

rechteckige Bretterhaus des Nordwestens dahin ergänzen, daß dieses wohl die jüngste Hausform in Kalifornien ist, die, offenbar durch die Hupa übertragen, auf den Nordwesten beschränkt blieb.

2. Die einfache Kuppeldachhütte. Sie tritt uns in 2—3 Ausprägungen entgegen.

a) Die Kuppeldachhütte mit Erddeckung, also das bisher allgemein als Charaktertypus für Zentralkalifornien angenommene kuppelförmige Erdhaus, ist, wie wir oben sahen, auf eine Täuschung zurückzuführen, da dem kuppelförmigen Äußeren der Erddeckung ein konisches Dachgerüst unterliegt. Demgemäß mußten wir, je nach Lage des Eingangs, die bisher unter dieser Gruppe zusammengefaßten Häuser teils dem erdgedeckten Kegeldachhaus mit Dachtür, teils dem mit Gangtür zuweisen.

Es fragt sich aber, ob damit tatsächlich alle kuppelförmigen Erdhäuser eingeordnet sind. Wir besitzen nämlich einige wenige Beschreibungen von Hauskonstruktionen, aus denen klar hervorgeht, daß im Kreis in die Erde gesteckte Stäbe oben kuppelförmig zusammengebogen werden, und daß das Dach dann schließlich mit Erde überdeckt wird. Solche Häuser beschreibt Johnston[1] für ganz Nordkalifornien, Bancroft[2] für Zentralkalifornien. Ich kann von hier aus mangels anderer älterer Literatur nicht nachprüfen, ob die Berichte beider Autoren richtig sind; das ist wohl nur unter Zuhilfenahme von Spezialliteratur möglich, die nur in Amerika selbst zugänglich ist. Auffällig will mir erscheinen, daß die neueren, wissenschaftlich vorgebildeten Autoren bei ihren Forschungen nirgends auf dieses kuppelförmige Erdhaus gestoßen sind Daraus möchte ich eigentlich schließen, das es diese Hauskonstruktion überhaupt nicht gibt. Jedenfalls ist es äußerst wichtig, daß diese Frage geklärt wird. Anscheinend handelt es sich bei diesen Häusern um kleine Hütten, die durch seitliche Schlupflöcher zugänglich sind.

Ob die kleinen kuppelförmigen, mit Erde bedeckten Hütten, die Bancroft[3] von Los Angeles erwähnt, auch hierher gehören, entzieht sich mangels weiterer Unterlagen meiner Kenntnis. Desgleichen kann ich nicht beurteilen, ob das von Fremont[4] an der Mündung des American River, also bei den Maidu, beobachtete kuppelförmige Haus hierher gehört oder zu der kleinen grasbedeckten Kuppeldachhütte, da er über deren Deckmaterial keinerlei Hinweis gibt.

b) Die kleine Kuppeldachhütte mit Gras- oder Binsendeckung. Sie besteht aus einem, dem der erdgedeckten Kuppeldachhütte gleichen Gestell, ist aber mit Gras oder Binsen (tule) gedeckt. Sie ist nur klein, gewährt nur einer Familie Obdach. Berichtet wird sie aus dem Küstengebiet von San Francisco ab südwärts, und zwar von der S. Franciscobai selbst[5], von der Küste südlich von S. Francisco[6], von Monterey[7], und von der Mission San Juan[8]. Sodann wird sie aber auch aus Zentralkalifornien erwähnt, und zwar von der Mündung des American River[9]. Bancroft[10] schreibt, daß sie zuweilen in Zentralkalifornien vor-

[1] Johnston, a. a. O., S. 223.
[2] Bancroft, Nat. Races I, S. 371—372.
[3] Bancroft, Nat. Races, I, S. 404.
[4] Fremont, Report of the Exploring Expedition to the Rocky Mountains, London 1845, S. 242.
[5] Pickering, The races of man, London 1851, S. 102.
[6] Sarfert, S. 30. Mason berichtet aber (Salinas, S. 125) von den Costano, daß sie Rundhütten mit hohem konischen Dach besäßen, die wie ein umgekehrter Korb aussähen.
[7] La Pérouse, Voyage de La Pérouse autour du monde, 1798, Bd. 2, S. 295.
[8] Vancouver, Reise nach dem Stillen Ocean und um die Welt, in: Magazin von merkwürdigen Reisebeschreibungen, Bd. 18, S. 249; Beechey, Reise nach dem Stillen Ocean und der Beringsstraße in den Jahren 1825 bis 1828, in: Bertuchs Neue Bibliothek der wichtigsten Reisebeschreibungen, Bd. 61, S. 117.
[9] Wilkes, U. St. Exploring Expedition, vol. 5, Narrative, S. 192. Vielleicht gehört hierher auch die Notiz bei Fremont, siehe oben, Anmerkung 4 dieser Seite.
[10] Bancroft, Nat. Races, I, S. 372.

kommt. Ob die Notiz bei Farnham[1] sich auf dieses Zentralgebiet oder auf die Küste südlich von S. Francisco bezieht, geht aus dem Text nicht hervor. Inwieweit sich diese zentralkalifornischen Angaben bestätigen, muß sich aus genaueren Untersuchungen an amerikanischer Spezialliteratur ergeben.

Offenbar haben wir es hier also mit einem besonderen Haustypus zu tun, einer primitiven Wohnhausform. Deren Entstehung kann selbstverständlich an Ort und Stelle erfolgt sein. Eigenartig berührt, daß wir aus dem gleichen Küstengebiet auch kleine gras- oder binsengedeckte Kegeldachhütten berichtet finden. Diese sind vielleicht, wie wir oben sahen, als durch geographische Momente umgewandelte konische Rindendachhütten aufzufassen, die einem längs der Küste nordsüdlich gerichteten Kulturstrom ihre Existenz verdanken. Dann wäre die grasgedeckte Kuppeldachhütte vielleicht die ursprüngliche Form dieser Gegend. Und diese Annahme gewinnt an Wahrscheinlichkeit durch das Auftreten der

c) großen grasgedeckten Kuppeldachhütte an der kalifornischen Küste, von den Huchnom im Norden bis zu den Chumasch im Süden. Dieses Mehrfamilienhaus findet sich als das typische Wohnhaus im Norden bei Huchnom[2], Kuneste (Kato[3]), allgemein am Russian River[4] (Pomo-Stämme), besonders erwähnt bei den Yokaia[5] und Senel[6]; sodann im Südwesten[7], besonders bei den Chumasch am Sta. Barbarakanal[8], wahrscheinlich auch bei den Salinas[9].

Das Gerüst, das wohl zu ebener Erde errichtet sein dürfte (über eine Versenkung wird nichts angegeben), besteht im nördlichen Verbreitungsgebiet (Huchnom bis mit Senel) aus starken Weidenpfosten, die in Kreislinie oder ovaler Linie angeordnet und oben kuppelförmig zusammengebunden und durch quergeführte Weidenruten gitterförmig durchflochten sind. In dieses Gitterwerk ist sodann die Grasdeckung eingeknüpft. Von den südlichen Häusern kennen wir nichts außer dem Vorhandensein der Halbkugelform, die mit Binsen oder Gras gedeckt ist. Über den Eingang erfahren wir nichts. Er kann aber der Gerüstkonstruktion entsprechend nur seitlich angeordnet sein. Dieser Typus ist also ebenfalls eine ausgesprochene Hausform.

Bisher wurde der kleine und der große grasbedeckte Typus als eine Form aufgefaßt und mit der erdbedeckten versenkten Kegeldachhütte verschmolzen infolge der durch die Erdüberlage bedingten äußeren Gestaltung des sichtbaren Teiles dieses Hauses. Damit setzte bei Powers wie Sarfert die Erklärung dieses Gesamttypus aus geographischen Bedingungen ein. Darnach sollte die Kuppeldachhütte im Längstal mit Erde bedeckt sein, weil die Erde das für dieses Gebiet

[1] Farnham, Travels in the Californias, New York 1844, S. 365.
[2] Powers, S. 139.
[3] Powers, S. 150.
[4] Bancroft, Nat. Races, I, S. 371—372. Doch führt Barrett, Ethnogeography, S. 25, als Winterhaus des Talgebietes der Pomo eine grasgedeckte runde oder rechteckige Hütte an, bestehend aus in den Boden gesteckten Pfählen, die oben längs eines Firstbalkens zusammengebunden und mit reihenweise übereinander befestigten Grasschichten wasserdicht eingedeckt sind. Für das Seengebiet der Pomo (Clear Lake) erwähnt er Seite 26 dasselbe Gerüst wie im Talgebiet, aber über ovalem Grundriß. Beim Rechteckhaus ist das Dach mit Firstbalken erklärlich. Ich weiß nicht, ob Barrett das Firstbalken- (also Giebel-)Dach auch für das Rundhaus annimmt, oder ob es sich hier bloß um eine durch die Zusammenfassung beider Grundrisse verursachte falsche Darstellung handelt.
[5] Powers, S. 163.
[6] Powers, S. 168.
[7] Mason, Salinas, S. 125.
[8] Sparkman, Luis., S. 213; nach Costansó, 1769.
[9] Mason, Salinas, S. 126.

geeignete Material sei[1]. Es hielte das Haus im Sommer kühl, im (sehr kalten) Winter warm. Sarfert übersah dabei die verhältnismäßige Milde des Winters im Längstal und den Umstand, daß die Gebirgsmaidu und Gebirgspatwin ihr Haus trotz wesentlich kälteren Winters nicht mit Erde, sondern mit Rinde und eventuell Gras darüber (Yuki) decken, also ein längst nicht so warmes und wasserdichtes Haus benutzen, wie ihre Verwandten im Talgebiet. Außerdem kommt das Erdhaus auch an der Küste vor, wo andere, klimatisch günstigere Verhältnisse vorliegen. Was die Naturgegebenheit der Erde als Deckung im Tal anlangt, so stehen erstens Gras und Binsen dort ausreichend zur Verfügung, so daß die Grashütte das Naturgegebene wäre. Andererseits wird die Erdschicht des Erdhauses auf eine Rindenunterlage aufgeworfen; Rinde zur Deckung des ganzen Hauses ist also ausreichend vorhanden. Die Grasdeckung der Kuppeldachhütte an der Küste sollte ihrerseits eine Funktion der Grasbedeckung der Küstentäler sein. Das ist schon eher möglich, ebenso wie im Süden Binsen dafür eintreten. Daß dieses Grashaus im Küstengebiet indessen nicht die einzig mögliche Form ist, also nicht naturbedingt sein kann, beweist das gleichzeitige Auftreten der ebenerdigen Kegeldachhütte mit Gangtür. Also gerade die Unmöglichkeit, die Erdbedeckung im Längstal auf den geographischen Faktor zurückzuführen, zeigt uns, daß wir es dort mit einem anderen Typus als dem Kuppeldachhaus zu tun haben, wie ja aus seinem Hausgerüst klar hervorgeht. Ist damit die Abtrennung der grasgedeckten Kuppeldachhütte vom versenkten Erdhaus des Längstales erreicht, so müssen wir eine andere Erklärung für ihre Existenz in Kalifornien suchen.

An sich ist die Kuppeldachhütte eine primitive Hausform, da sie aus nichts weiter besteht als aus im Kreis gestellten und oben zusammengebundenen Stöcken, die mit irgend einem Deckmaterial überkleidet sind (vergl. hierzu die Schwitzbadbedeckung). Man könnte deshalb wohl an selbständige Entstehung denken, wenigstens etwa bei der kleinen Form, bei der es sich nur um Einfamilienhütten handelt. Die großen Mehrfamilienhäuser verlangen indessen doch wohl eine genauere Untersuchung. Sicher ist — wie auch Powers S. 437 angibt —, daß sie den natürlichen Verhältnissen Rechnung tragen. Sie sind genügend warm für den Küstenwinter und genügend wasserdicht für die Winterregen. Sie sind leicht aufzubauen, so daß ihre durch die furchtbare Erdflohplage jährlich im Frühjahr notwendige Verbrennung keinen besonderen Verlust bedeutet. Wenn wir mit diesem Typus noch das Erdhaus des Längstales vereinigen dürften, so hätte man die Grashütte als im wesentlichen durch die Notwendigkeit der jährlichen Vernichtung durch Feuer bedingte Umwandlungsform auffassen dürfen. Da die Voraussetzung hierfür hinfällig geworden, ist es auch die Schlußfolgerung. Schließlich ist das Deckmaterial, Gras im Norden, Binsen im Süden, naturbedingt. Ob diese Anpassung an die klimatischen und sonstigen Verhältnisse aber genügt, um den Typus zu erklären, erscheint mir fraglich.

Die Form aus dem verwendeten Material heraus abzuleiten, erscheint mir nicht angängig aus der Erwägung heraus, daß im gleichen Gebiet auch andere Hausformen mit dem gleichen Material gedeckt sind, während andererseits dieses Deckmaterial keineswegs die Kuppelform bedingt, da wir kuppelförmige Hütten

[1] Sarfert, S. 31; Powers, S. 437.

auch mit anderem Material gedeckt vorfinden. Wir müssen also damit rechnen, daß wir es hier ebenfalls mit einem festen Typus zu tun haben, der vielleicht mit gleichen Häusern außerhalb Kaliforniens in Verbindung steht.

Außerhalb dieses Landes finden wir die Kuppeldachhütte[1] im Osten mit Rinde bedeckt bei den Algonkin Kanadas und der Ostküste, mit Matten bedeckt bei den Algonkin Neuenglands, den Odschibwä und den Winnebago, als ovale Jagdhütte mit Matten- oder Rindendeckung bei Odschibwä, Menomini, Sac und Fox, und den Winnebago, Omaha, Osage und Iowa; im Norden mit Felldeckung bei den Kutschin; im Westen mit Gras- oder Binsendeckung an der kalifornischen Küste; im Südwesten mit Grasdeckung bei Mohave und Maricopa, desgleichen, aber auf Stein- oder Erdunterbau, bei den Pima[2]; mit Erddeckung bei den Navajo als Sommerhütte, mit Felldeckung bei Navajo und Apatschen; in der Südprärie mit Grasdeckung bei den Caddo-Wichita. Die meisten dieser Hausformen sind Kommunalhäuser, nur wenige sind kleine Einfamilienhütten. Ob diese Wohnweisen in genetischen Zusammenhang mit einander zu bringen sind, ist noch fraglich, aber wohl möglich. Die Verbreitung im Osten und Westen — das Vorkommnis in der Südprärie ist wohl an den Südwesten anzuschließen — könnte nach Birket-Smith die Annahme der Verbindung über den Norden in alter Zeit gestatten. Eine solch weitzügige Zusammenfassung darf uns nach dieser Hypothese nicht mehr schrecken, vor allem, seitdem in den Ritwastämmen Nordwestkaliforniens mit einiger Wahrscheinlichkeit Algonkinvölker vermutet werden. Aber es ist eine genaue Untersuchung über den inneren Aufbau dieser Häuser nötig, bevor wir eine Entscheidung treffen können. Nun ist über das Haus der Chumasch und Salinas nichts weiter bekannt als Form und Deckmaterial; der Gerüstbau ist unbekannt. Auch der Gerüstbau der Pomo-Grashäuser des Russian-River-Gebietes ist noch nicht klar genug, zumal Barretts Beschreibung der Powersschen widerspricht. Unter diesen Umständen ist eine fruchtbringende Vergleichung mit Kuppeldachhütten anderer Völker nicht möglich. Hinweisen möchte ich indessen auf die ebenfalls großen Graskuppelhäuser der Mohave-Maricopa und die Abart bei den Pima als die nächsten Vorkommnisse. Und mit diesen Häusern steht vielleicht das der Caddo-Wichita (und ehemals Pani) in Verbindung, wenn sich deren südwestliche Herkunft bewahrheiten sollte. Wir hätten dann ein von Kalifornien bis zum Südwesten hinüber sich erstreckendes Verbreitungsgebiet des Graskuppelhauses. Der frühere Zusammenhang zwischen Kalifornien und dem Südwesten könnte durch das Eindringen der Schoschonen gesprengt sein. So hätten wir es dann mit einer alten Hüttenform des Westens und Südwestens zu tun, über deren Verknüpfung mit dem Auftreten ähnlicher Typen im Osten noch alle Untersuchungen anzustellen wären. Der Zusammenhang mit dem Südwesten scheint sich, wie wir später sehen werden, auch auf anderen Gebieten zahlreich zu finden. Wir haben hier vermutlich eine alte Grundschicht vor uns, von der die Erbauer des Graskuppelhauses vielleicht einen Teil bilden. Kompliziert wird das Problem durch die Frage der Herkunft der Chumasch, die, wie oben ausgeführt, mancherlei Zusammenhänge in ihrer Kultur

[1] Siehe auch Sarfert, S. 19—22, 29—31.

[2] Die Pima senkten ihre Grashütten im 16. Jahrhundert in die Erde ein, so daß nur das Grasdach über die Erde emporragte.

mit der Nordwestküstenkultur aufweisen. Auch wäre noch das zeitliche Verhältnis dieses Typus zu den übrigen kalifornischen Hausarten zu untersuchen, bevor man zu endgültigen Schlüssen gelangen könnte. Ich möchte, wie gesagt, nur zu Nachforschungen in dieser Hinsicht anregen, denn das gegenwärtig vorliegende Material läßt keine genügende Untersuchung zu, so daß alles Spekulation bleiben müßte.

In Kalifornien sind demnach vier rein nordische Haustypen vertreten, die anscheinend durch drei verschiedene Kulturströme ins Land kamen, sowie ein westlicher Lokaltypus mit Beziehungen zum Südwesten. Darin liegt vielleicht ein Hinweis auf die Herkunft und Zugehörigkeit der kalifornischen Indianer überhaupt.

C. Vereinzelte Haustypen.

Das zu den Pomo gehörige Volk der Makhelchel[1] am Clear Lake besitzt ein kastenförmiges Haus mit flachem Grasdach, dessen Wände aus senkrecht in die Erde gesteckten Stangen bestehen, die mit horizontal geführten Ruten durchflochten sind, so daß ein rechteckiges Maschenwerk entsteht. Zur Zeit des Fischfanges wird in jede Masche ein Fisch zum Trocknen gesteckt. Dieses Haus erklärt sich in seiner Form vielleicht aus seiner Funktion als Trockenscheune für Fische. In seiner Form steht es einzig da in Kalifornien, wenn auch die fast flachdachigen rechteckigen Yurok-Karok-Bretterhäuser eine gewisse Ähnlichkeit mit ihm haben. Im Gitterwerk stimmt das Makhelchelhaus mit dem Kuppelhaus der benachbarten Pomo- und Yukistämme überein, steht also darin in Kalifornien nicht allein. Anscheinend weist dieser Typus nach Norden, wie die Funktion des Hauses selbst, denn ein ähnliches Haus aus Gitterwerk verwenden die Sahaptin am Snake-River als Hütte zum Fischtrocknen[2]. Will man das Gitterwerk also durchaus als Funktion der Verwendung des Hauses und damit als örtlich selbständig entstanden auffassen, so hätte man nach einer besonderen Erklärung für das Gitterwerk am Kuppeldach-Grashaus der Pomo zu suchen. Stellt man andererseits eine historische Beziehung zum Gitterwerkhaus der Sahaptin her, so gälte diese Beziehung vielleicht auch für das Pomohaus und wäre ein weiteres Glied in den vielfachen Verbindungen der Kalifornier mit dem Norden.

Ganz isoliert steht das viereckige Binsenhaus der Salinas mit Pyramidendach da[3]. Bei ihm sind Wand und Dach getrennt, ein Zeichen höherer Entwicklung. Dieselbe Trennung von Wand und Dach finden wir bei dem mit Zweigen eingedeckten rechteckigen Ständerhaus mit Giebeldach und Firstbalken der Kawia[4] (Tafel 1, Abb. 3), das seine nächsten Verwandten weiter im Osten bei den Stämmen des Colorado hat und auf historische Zusammenhänge mit jenen Gebieten hinweist. Im übrigen ist diese letzte Hausform für Nordamerika ein südlicher Typus.

---

[1] Powers, S. 215 und 437.

[2] Lewis, Tribes of the Columbia Valley and the coast of Washington and Oregon. Memoirs of the American Anthropol. Association, Bd. 1, Teil 2, S. 185 (Lancaster 1906).

[3] Mason, Salinas, S. 126.

[4] Kroeber, Cahuilla, S. 64.

Welcher Art die pyramidenförmige, mit Erde überdeckte Zweighütte der Diegueño[1] zuzurechnen ist, ist mangels genauer Unterlagen nicht bekannt.

Eine höchst eigenartige Hausform haben die Kabinapek im Jahre 1872 bei Anlegung eines neuen Versammlungshauses erfunden[2].

> Sie schachteten eine große, viele hundert Personen fassende kreisförmige Grube auf zehn bis zwölf Fuß Tiefe aus, schlugen sie mit Holz aus und deckten sie mit einem fast flachen Dach, das, mit Erde überdeckt, außen einen niedrigen Hügel bildete[3]. Als Eingang führte eine gedeckte niedrige Gangtür[4] hinab.

Dieses Haus wurde nach monatelangem Studium der Versammlungshäuser der umwohnenden Völker Kaliforniens gebaut. Anscheinend ist es eine Kopie des Männerschlafhauses der Ritwa-Karok, aber mit runder Versenkung und mit Gangtür sowie mit flachem Kegeldach versehen, wie bei dem früher bei ihnen üblichen Versammlungshause des zentralkalifornischen konischen Typus. Demnach ist dieses Haus eine absichtliche Mischung des Ritwa-Männerhauses und des zentralkalifornischen Versammlungshauses.

Ein eigenartiges Rundhaus fand Holmes[5] 1898 bei den Nischinam und Miwok. Es wies Wände aus senkrecht gestellten Brettern und ein daraufgesetztes kegelförmiges, mit Holzschindeln belegtes Dach auf (Tafel 7, Abb. 3). Dem Typus nach haben wir es hier also mit dem Kegeldachtypus zu tun, der ebenerdig errichtet ist und Trennung von Wand und Dach aufweist. Macht sich darin, sowie in der Verwendung von Brettern und Holzschindeln der Einfluß der Ansiedler geltend, so weist die Kegeldachform sowie die innere Gerüstkonstruktion die Ableitung aus dem alten versenkten Kegeldachhaus dieser Völker nach.

Wir sehen, daß sich die historischen Beziehungen der Kalifornier zu außerkalifornischen Völkern sowie die Kulturströmungen, die das historische Kulturbild dieses Landes erzeugten, in seinen Hausformen widerspiegeln. Wir dürfen diese Formen nicht, wie es bisher geschehen, als direkte Ausflüsse der geographischen Bedingungen des Landes ansehen, sondern müssen zugeben, daß diese Bedingungen nur insoweit Geltung gewinnen, als die Typen einerseits in den Gebieten auftreten, die den Heimatgebieten der betreffenden Hausformen geographisch ähnlich sind (versenktes konisches Erdhaus mit Gangtür in offenem, waldarmem Gelände, Kegeldach-Rindenhütte im Gebirgs-Regenwald, Bretterhaus im regenfeuchten Küstenwaldgebiet), und als sie sich andererseits bei ihrer Ausbreitung über andere Landschaftsformen deren Bedingungen durch Aufgeben gewisser Züge (Versenkung) oder durch Wechsel im Material (Gras und Binsen statt Erddeckung beim Gangtürhaus der Pomo und Luiseño) anpassen.

Dieses anthropogeographisch wie kulturhistorisch gleich belangreiche Ergebnis macht es uns nun zur Pflicht, auch anderwärts nachzuprüfen, ob die Annahme der Anthropogeographie von einer wirklichen Schöpferkraft der geographischen

---

[1] Sparkman, Luiseño, S. 213.
[2] Powers, S. 205.
[3] Powers, S. 210.
[4] Powers, S. 211.
[5] Anthropol. Studies, S. 170, 172, 173 und Tafel 8.

Bedingungen eines Landes richtig ist, oder ob sich diese Kraft nicht etwa darin erschöpft, daß sie die Formen erhält, wenn die Bedingungen denen der Heimat gleich oder ähnlich sind, oder sie abwandelt, wo diese von ihnen abweichen. Mir scheint, daß viel wichtiger als die geographischen Bedingungen die historischen Zusammenhänge sind, vor allem auch die Frage, mit welcher Kultur ein Volk in ein bestimmtes Lebensgebiet gekommen ist. Erst nach Lösung dieser Frage kann man untersuchen, ob und inwieweit sich diese heimische Kultur unter den neuen Bedingungen änderte. Damit aber ist die anthropogeographische Seite der Kulturforschung wesentlich eingeschränkt zugunsten der historischen Betrachtung. Wir Amerikanisten müssen daraus die Folgerung ziehen, die Kulturprobleme nicht nur aus den örtlichen Verhältnissen heraus zu erklären, sondern sie, mehr als bisher geschehen, im Zusammenhang mit der Gesamtkultur des Erdteiles zu betrachten.

II. Die Wirtschaftsform Kaliforniens.

Von gleicher grundsätzlicher Wichtigkeit erscheint mir die Frage der Wirtschaftsform der kalifornischen Indianer.

Kalifornien ist ein Land reicher Naturausstattung, das infolge seines günstigen Klimas der Feld- und Gartenkultur die besten Bedingungen bietet. Der Boden ist nicht nur in den Tälern der Vorberge des Küstengebirges und der Sierra Nevada äußerst fruchtbar, sondern auch das Längstal weist neben weiten öden Sand- und Steppenstrichen und den Rohrsümpfen der Flußufer besonders im Süden (im Gebiet der Miwok) den besten Weizenboden auf. Unter der Hand der Spanier, die mehr an der Küste blieben, und vor allem der Amerikaner, die seit 1848 das ganze Land besiedelten, entstanden reiche Getreide-, Gemüse- und Obstanlagen, die unter teilweiser Zuhilfenahme künstlicher Bewässerung weite Flächen des Landes in einen „Garten Gottes" verwandelten. In vollem Gegensatze dazu erwarben sich die Indianer ihren Lebensunterhalt durch reine Sammelwirtschaft, und nur wenige Stämme, wie die Senel und Yokaia, waren unter Einfluß der Weißen zu einigem Anbau übergegangen. Gerade diese reine Sammelwirtschaft in solch reichem Gebiete hat zu der (falschen) Folgerung geführt, die kalifornischen Indianer als recht primitive Stämme ärmlicher Kultur anzusehen.

Es liegt also hier die Tatsache vor, daß ein für Ackerbau außerordentlich geeignetes Land nicht von einem Ackerbau treibenden Volke, sondern von sammelnden Stämmen bewohnt wurde. Dieser Gegensatz wird noch stärker, wenn wir bedenken, daß weiter östlich die Pueblos in einem für Ackerbau keineswegs geeigneten halbwüsten Lande dem Anbau mit künstlicher Bewässerung obliegen. Diese beiden Tatsachen widersprechen schlagend der Annahme, daß jedes Land die seinen natürlichen Bedingungen entsprechende Kultur hervorbringt. Es bleibt also nur die Möglichkeit, daß die Pueblos wie die Kalifornier entweder mit einer festgegründeten Kultur in ihr heutiges Gebiet einwanderten und dort ihre bisherige Lebensweise auf alle Art beizubehalten suchten, oder daß, was die Kalifornier betrifft, irgendwelche Ursachen die Entwicklung des Anbaues verhinderten.

Zur Lösung dieser Frage ist eine, wenn auch knappe, Darstellung der wirtschaftlichen Verhältnisse der kalifornischen Indianer nötig.

Die Kalifornier sind winterseßhafte Stämme, die die kalten regenreichen Wintermonate im Standdorf zubringen, wo sie sich einem geselligen, von Zeremonien ausgefüllten Dorfleben hingeben und von ihren Vorräten leben. Die übrige Zeit des Jahres verleben sie meist außerhalb des Dorfes, indem sie jeweils in ihre ererbten Familien- und Dorf-Sammel-, Jagd- und Fischgründe ziehen, um dort dem Sammeln der gerade reif werdenden pflanzlichen Nahrungsmittel, der Jagd

und dem Fischfang obzuliegen und damit nicht nur das tägliche Leben zu fristen, sondern auch große Vorräte für den Winter anzulegen.

Hauptnahrungsmittel ist die Eichel.

In Betracht kommen allgemein die Taleiche (quercus lobata) und die schwarze kalifornische Eiche (qu. californica), im Süden auch die immergrüne Eiche (qu. agrifolia). Besonders beliebte Sorten sind: bei den Nischinam qu. gambelii, bei den Yokuts qu. densiflora. Die Eicheln werden von den Männern und Knaben mit langen Stangen vom Baum geschlagen, von den Frauen und Mädchen in Körbe gesammelt und in großen Transportkörben am Stirntragband nach Hause getragen, wo sie getrocknet und dann in riesigen geflochtenen Behältern (Tafel 11, Abb. 1), die nahe dem Haus auf dem Erdboden oder einer niedrigen Plattform errichtet und mit einem Grasdeckel bedeckt sind, aufbewahrt werden[1]. Eine Ernte ergibt zuweilen Vorräte für 2—3 Jahre[2].

Daneben spielen Nüsse, Samen und Wurzeln eine große Rolle; so die Nüsse von Pinus sabiniana, lambertiana und ponderosa, die Früchte der kalifornischen Roßkastanie (aesculus californica). Die Nüsse des Haselstrauches, des Pfefferstrauches, des Lorbeers, die Früchte und Kerne von wilden Pflaumen treten daneben bedeutend zurück, während die Beeren des Manzanitastrauches (arctostaphylus pungens) außer zur Bereitung von Brei vor allem zur Herstellung eines weinartigen Getränkes starke Verwendung finden. Von Samen wurden die von allerlei Grasarten, sowie die des wilden Hafers, der sehr reich in Kalifornien wächst, verwertet. Andere, gelegentlich verwendete Samenarten sind diejenigen wilder Sonnenrosen, von ranunculus californica, von Seerosen (in den Seengebieten des Nordens und Südens), und andere mehr lokale Arten.

Geerntet werden alle diese Samen mit einem korbartigen Geflecht, das in einen langen Stiel ausläuft (Tafel 8 und 9). Mit diesem Samenschläger schlägt man auf die Halme und fängt die Samen in einem daruntergehaltenen Korb auf[3], oder man fährt mit ihm wagrecht durch die Halme und schüttet die Samen in einen Korb, den man unter den linken Arm geklemmt trägt[4]. Ein ebensolcher löffelartiger Korb dient den Klamath und Modok zum Auffischen der auf dem Wasser schwimmenden reifen Samen (wokas) der Seerose[5] (Tafel 9, Abb. 4).

An Wurzeln kommen vor allem in Betracht die Camas (camassia esculenta), daneben Zwiebelknollen aller möglichen Gewächse, wie Lilien, Grasnüsse (cyperus) u. a., von denen die größte Zwiebelfrucht, die Seifenwurzel (chlorogalum pomeridianum), trotz ihrer Giftigkeit eine beliebte Speise ist. Sie werden mit spitzen Grabstöcken[6] aus der Erde gehoben. Während alle diese Nahrungsmittel einen langen Zubereitungsprozeß erfordern und außer zur täglichen Nahrung vor allem zur Anlegung von Wintervorräten verwendet werden, werden junge Pflanzensprößlinge aller Art (wie Yucca Whipplei u. a.), Mohn, Erbsen und viele andere als Gemüse zubereitet genossen. Daneben wird allgemein der eben blühende Klee frisch vom Stengel weg roh verzehrt, als beliebteste frische und äußerst nahrhafte Speise nach der eintönigen Eichelnahrung des Winters.

[1] Dixon, Maidu, S. 176; Powers, S. 284 (Maidu), S. 351 (Miwok); Holmes, Anthropol. Studies, S. 172 (Miwok), S. 186 (Kawia); Mason, Salinas, S. 119, 145 (Salinas, Diegueño, Mohave); Sparkman, Luiseño, S. 211; Kroeber, Cahuilla, S. 42. Einfache Körbe als Vorratsbehälter benutzen die Hupa (Goddard, S. 27), Achomawi und Maidu (Dixon, Maidu, S. 176).

[2] Powers, S. 323 (Nishinam).

[3] Goddard, Hupa, S. 31; Dixon, Maidu, S. 188; Powers, S. 425 (Nischinam); Mason, Salinas, S. 120, 145; Kroeber, Cahuilla, S. 45, 46.

[4] Powers, S. 187 (Gualala).

[5] Nymphaea polysepala. Barrett, Klamath and Modoc, S. 255; Coville, Wokas, S. 729.

[6] Goddard, Hupa, S. 30; Powers, S. 256 (Modoc); Dixon, Maidu, S. 189; Kroeber, Cahuilla, S. 59.

Die meisten Stämme zupfen den Klee einfach vom Stengel[1] und führen ihn zum Munde; die Wintun formen kleine Bälle daraus[2] und essen diese; die Wintunkinder hingegen pflegen auf allen Vieren in die Kleewiesen zu gehen und den Klee mit dem Munde abzuzupfen[3].

Ebenfalls frisch verzehrt werden die vielerlei Beerenarten der Wälder. Als Gewürz dienen geröstetes salzhaltiges Seaweed, Pfeffergras, Salbei u. a., mehr dem Genuß der Zucker der Zuckerföhre (Schasta), zum Kauen Gummi von Milkweed (Schasta).

Was die Verwertung dieser Nahrungsmittel anlangt, so werden die oben genannten hauptsächlichsten Arten, wie Eicheln, Samen, Nüsse und Früchte zunächst enthülst, darauf getrocknet oder geröstet und dann auf Reibsteinen zerrieben oder in Mörsern zu einem mehr oder weniger feinen Mehl zerstampft, das schließlich entweder zu Brei verkocht oder zu Brot und flachen Kuchen verbacken wird.

Die Eicheln werden enthülst, indem man sie auf einer Steinunterlage mit einem Fauststein einzeln aufschlägt[4] und dann die Schalen abschält (bei den Luiseño mit einem Knochengerät[5], nachdem man sie vorher in die Sonne gelegt hat, damit sie sich leicht ablösen). Die Samen der Gräser des wilden Hafers, der Sonnenrosen u. a. werden entweder auf dem Erdboden[6] oder in einem Korb mit Stöcken[7] ausgedroschen. Gesondert werden die Hülsen von den Körnern durch Wehen im Wind[8] oder durch Wegsengen mittels darüber gehaltenen Feuerbrandes[9].

Vor dem Zermahlen werden die Früchte getrocknet oder geröstet; offenbar, um den Mahlprozeß möglichst zu erleichtern. Nur an der Sonne getrocknet werden die Eicheln (allgemein), Ranunculussamen (Nischinam), Manzanitabeeren (Hupa) und die Kerne von Pflaumen (Schasta, Luiseño). Auch geröstet werden gelegentlich die Eicheln[10] und allgemein Samen aller Art[11]. Das Rösten der Samen geschah bei diesen Völkern in Korbschalen, in die man zugleich mit den Samen glühende Holzkloben warf, wobei das Verbrennen der Samen durch beständiges Hin- und Herrütteln verhindert wurde[12]. In gleicher Weise rösten die Patwin ihr Ranunculusmehl[13], bevor sie es weiter verwenden.

Mehl wird hergestellt aus Eicheln, Pine-Nüssen, Kastanien, Manzanitabeeren und Sumacbeeren (letztere bei den Luiseño), Mezquite-

[1] Powers, S. 323 (Nischinam); Mason, Salinas, S. 120.
[2] Powers, S. 235.
[3] Powers, S. 231.
[4] Goddard, Hupa, S. 27; Dixon, Maidu, S. 184; Powers, S. 421 (Nischinam); Holmes, Anthropol. Studies, S. 169 (Nischinam), 172 (Miwok), 175 (Pomo), 187 (Kawia) und Tafel 10; Mason, Salinas, S. 119: Sparkman, Luiseño, S. 194; die Eichelbereitung der Schasta entspricht völlig der der Maidu, siehe Dixon, Shasta, S. 425.
[5] Sparkman, Luiseño, S. 194.
[6] Powers, S. 220 (Patwin: Grassamen), S. 255 (Modoc: Samen der Seerose).
[7] Powers, S. 187 (Gualala: Hafer).
[8] Goddard, Hupa, S. 31; Powers, S. 220 (Patwin). Abbildungen von Schwingen bringen Mason, Salinas, Tafel 36, 2, auch von den Costano, und Holmes, Anthropol. Studies, Tafel 36, von den Yokuts. Die Klamath und Modoc trennen ebenfalls die durch Reiben oder Stampfen entfernten Schalen von den Kernen der Seerosen durch Schwingen; siehe Coville, Wokas, S. 731 und Barrett, Klamath Lake, Tafel 12, 2.
[9] Powers, S. 187 (Gualala: Hafer). Die Luiseño trennen die Hülsen nicht von den Haferkörnern, sondern rösten die Körner noch in den Hülsen und zerstampfen dann beide zusammen zu Mehl; Sparkman, Luiseño, S. 196.
[10] Powers, S. 49 (Yurok).
[11] Barrett, Klamath and Modoc, S. 252; Goddard, Hupa, S. 31; Dixon, Maidu, S. 189; Powers, S. 426 (Nischinam); Sparkman, Luiseño, S. 193. Die so gerösteten und dann zu Mehl gemahlenen Samen wurden dann meist roh verzehrt.
[12] Goddard, Hupa, S. 31; Dixon, Maidu, S. 189; Sparkman, Luiseño, S. 193; Kroeber, Cahuilla, S. 46. Das Rösten der Samen fehlt bei den Salinas, siehe Mason, Salinas, S. 120. Die Klamath rösten auf diese Weise die Kapseln und Kerne der Seerosen vor dem Zerstampfen und Mahlen; Coville, Wokas, S 731, 732, 734. Die Pomo rösten jetzt in gleicher Weise die Weizenkörner, ehe sie sie zu Mehl zerstampfen; Holmes, Anthropol. Studies, S. 176.
[13] Powers, S. 220.

bohnen (östliche Kawia), Pflaumenkernen (Schasta, Luiseño) und aus den Samen von Gräsern, wildem Hafer, Ranunculus, Sonnenrosen, Seerosen, Salbei u. a. Auch Wurzeln werden zuweilen zerstoßen (und mit Beeren vermischt zu Kuchen verbacken; Maidu[1]). Zur Mehlherstellung dienen Reibsteine, sowie Mörser aus Stein, Holz und Korbgeflecht. Flache Reibsteine in ovaler oder rechteckiger Form dienen bei einigen Völkern zum Zermahlen von Samen aller Arten[2] (Tafel 10; Tafel 11, Abb. 2—3). Die Mörser bestehen in ihrer einfachsten Form aus einem flachen Stein. Auf diesem werden mit einem länglichen Steinstößel die Eicheln zerstampft; das entstehende Mehl wird zum Schutz vor dem Hinabfallen wallartig auf dem Stein aufgehäuft[3] (Tafel 12, Abb. 1). Einen Schritt weiter ist man gegangen, indem man das Zerstreuen des Mehles durch einen geflochtenen Trichter (bodenlosen Korb) verhindert, der mit Asphalt auf die Steinplatte aufgeleimt ist[4] (Tafel 12, Abb. 2—4). Darin werden die Eicheln mit einem rohen Steinstößel zerschlagen. Vielfach werden als Unterlage für die Geflechttrichter große anstehende Felsplatten verwendet (Tafel 13, Abb. 1); darin werden die Eicheln mit dem Steinstößel — einem nur am Stoßende zugearbeiteten Steine — zerstoßen, bis die Höhlung zu tief geworden ist; dann rückt man auf der Felsplatte[5] weiter. Rohe ungeformte Steinblöcke, auf die ein Geflechttrichter gesetzt wird, sind von den Maidu an südlich für die Eichelverarbeitung üblich[6] (Tafel 13, Abb. 2 bis 6). Wenn deren Außenwand rundlich ausgestaltet wird[7] (Tafel 14, Abb. 1—3), nähern sie sich schon mehr der eigentlichen Mörserform, besonders wenn sie durch langen Gebrauch tief ausgearbeitet sind, und wenn sie, wie das zuweilen geschieht, ohne Trichter verwendet werden. Echte Steinmörser benutzen die Yokuts am Tularesee[8], indem sie ihre Geflechttrichter[9] auf vorhistorische bowlenförmige Steinmörser (Tafel 14, Abb. 4) setzen. Tiefe Holzmörser verwenden die Yokuts[10]; in gleichen Mörsern zerstampfen die östlichen Kawia[11] ihre Mezquitebohnen, offenbar in Anlehnung an die Stämme des unteren Coloradoflusses, da Mezquitebohnen sonst in Kalifornien nicht verwendet werden. In Körben als Mörsern zerstoßen Wintun und Nischinam[12] mit Steinstößeln die Manzanitabeeren, zerquetschen die Pomo die gerösteten und enthülsten Kastanien[13].

Das so erhaltene Eichelmehl wird meist direkt verwendet. Will man feines Mehl her-

---

[1] Dixon, Maidu, S. 189.

[2] Barrett, Klamath and Modoc, S. 252; Coville, Wokas, S. 731, 732, Tafel 7; Dixon, Maidu, S. 138; Powers, S. 376 (Yokuts; alte Zerkleinerungsmethode für Eicheln); Kroeber, Cahuilla, S. 51; Sparkman, Luiseño, S. 208 (haben sie vielleicht erst durch die Spanier erhalten); Holmes, Anthropol. Studies, S. 165, 167, 169, Tafel 2 und 3 (Nischinam), S. 172 und Tafel 11 (Miwok, für Eichelverarbeitung), S. 182 und Tafel 43 und 44 (Sta. Barbaragebiet).

[3] Holmes, Anthropol. Studies, S. 168, 171—173 und Tafel 4a, 12a, 13b (Nischinam, Miwok).

[4] Die flache, unregelmäßig geformte Steinplatte mit Trichter soll nach Mason (Salinas, S. 137) allgemein nördlich von San Francisco vorkommen. Im einzelnen siehe: Dixon, Shasta, S. 425; Goddard, Hupa, S. 27; Powers, S. 188 (Pomo); Holmes, Anthropol. Studies, S. 175 und Tafel 22b (Pomo); Dixon, Maidu, S. 135—136, 177—179; Kroeber, Cahuilla, S. 40, 43, 52 (Cahuilla Paß). Für die Chumasch führt Kroeber (Cahuilla, S. 53) stone mortars and slabs an; ob er damit zwischen tiefen Steinmörsern und flachen Platten (mit Trichtern) unterscheiden will, entzieht sich meiner Kenntnis.

[5] Dixon, Maidu, S. 135; Holmes, Anthropol. Studies, S. 165, 167, 169 und Tafel 1 (Nischinam), S. 171 (Miwok), S. 178 und Tafel 29ab (Yokuts); für Yokuts siehe auch Powers (S. 376), Mason (Salinas, S. 137, Anm. 98), Kroeber (Cahuilla, S. 52); Mason, Salinas, S. 138 (Salinas); Sparkman, Luiseño, S. 207.

[6] Dixon, Maidu, Abb. 7, S. 136; Mason, Salinas, S. 137, 138, Tafel 25 (Salinas); für die Chumasch siehe Mason (Salinas, S. 138), Kroeber (Cahuilla, S. 53); Sparkman, Luiseño, S. 207.

[7] Kroeber, Cahuilla, S. 40, 53 (Luiseño, Diegueño, Chumasch); Mason, Salinas, S. 137 (Salinas). Siehe auch Barrett, Klamath and Modoc, S. 252; Holmes, Anthropol. Studies, S. 165, 167, 168 (Nischinam), S. 170 und Tafel 9a (Miwok), S. 179 und Tafel 31 (Yokuts am Tularesee).

[8] Powers, S. 377.

[9] Der Geflechttrichter findet sich in ganz Zentral-, Nordwest-, Nordost- und Südwestkalifornien (Kroeber, Cahuilla, S. 53). Im Süden wird er erwähnt von den Salinas (Mason, Salinas, S. 137), Luiseño (Sparkman, Luiseño, S. 207) und Paß-Kawia (Kroeber, Cahuilla, S. 40, 43, 52). Nach Kroeber (Cahuilla, S. 52) soll er bei Yokuts und Miwok fehlen; doch wenden ihn die Yokuts nach Mason (Salinas, S. 138) gelegentlich an.

[10] Mason, Salinas, S. 138.

[11] Kroeber, Cahuilla, S. 40, 52.

[12] Powers, S. 234 (Wintun), S. 422 (Nischinam).

[13] Holmes, Anthropol. Studies, S. 175.

stellen, so schüttet man das Mehl auf einen flachen Korbteller; diesen hält man geneigt über einen Korb und schlägt mit der Hand oder einem Stock daran, so daß die groben Stücke in den Korb hinabfallen[1], oder man schüttelt die geneigte Korbschale mit dem Mehl, so daß das feine Mehl über den Rand herabfällt und die groben Bestandteile zurückbleiben[2]. Zuweilen verwendet man auch echte Siebe zum Durchsieben der Masse[3]. Die groben Stücke unterwirft man einem zweiten Mahlgang. In ähnlicher Weise reinigt man die zerstoßenen Manzanitabeeren von den im Mehl enthaltenen Samenkörnern, indem man die Masse auf eine Matte schüttet und diese nach verschiedenen Seiten neigt, so daß die Körner herausrollen[4].

Nicht jede Mehlart ist sofort weiter verwendbar; einige enthalten Bitterstoffe, die entzogen werden müssen, ehe das Mehl genießbar ist. Dies gilt besonders für das Eichelmehl (allgemein), Kastanienmehl (Pomo)[5] und das Pflaumenkernmehl (Luiseño)[6]. Die Entfernung des Bitterstoffes findet durch Auslaugen mit (meist heißem) Wasser statt. Während die Salinas und Luiseño diese Prozedur in einem Korbe vornehmen[7], benutzen alle anderen kalifornischen Stämme dazu Vertiefungen im Sand[8]. Diese werden bei 30—100 cm Weite 5—7 cm tief im reinen Ufersand angelegt; das angefeuchtete Mehl wird hineingetan, so daß es eine etwa 5 cm dicke Schicht bildet. Nun wird die Höhlung mit Wasser vollgefüllt, das in 2—3 Stunden durchsickert und die Bitterstoffe mit in den Sand entführt. Dieses Aufgießen heißen Wassers wird so oft wiederholt, bis das Mehl jeden bitteren Geschmack verloren hat (Tafel 14, Abb. 5). Um das Mehl beim Aufgießen des Wassers zu schützen, legen die Maidu Zweige, die Pomo Blätter darüber. Man läßt dann die Masse trocknen und kann darauf das Mehl als Ganzes herausheben, um es nach Abkratzen des der Unterseite anhaftenden Sandes weiter zu verwenden. Die Schasta[9] bauen eine kleine Plattform aus Stäben, legen eine Streu von Fichtennadeln darauf und auf diese eine beckenförmig ausgehöhlte Sandschicht, in die das Mehl gegeben wird. — Eine andere Art der Entziehung des Giftstoffes zwecks Nutzbarmachung als Nahrungsmittel ist das Dämpfen und Rösten im Erdofen. Es wird berichtet von der Roßkastanie[10] und der Seifenwurzel[11], die beide 2—3 Tage lang unter Luftabschluß im Erdofen gedämpft oder geröstet werden, wodurch der Giftstoff vollständig ansgezogen wird. Diese Nahrungsmittel werden danach direkt verzehrt; aus Roßkastanien wird jedoch auch Mehl hergestellt.

Einige Stämme rösten das fertige Mehl, ehe sie es weiter verarbeiten; so die Gualala das Hafermehl[12], die Patwin das Ranunculusmehl[13]. Ob dieses Rösten eine längere Haltbarkeit gewährleisten soll, wie es im Osten mit dem Maismehl und in Südamerika mit dem Mandiokamehl der Fall, ist mir nicht bekannt, aber sehr wohl möglich[14].

---

[1] Dixon, Maidu, S. 185—186; Shasta, S. 425.

[2] Goddard, Hupa, S. 28; Holmes, Anthropol. Studies, S. 173 und Tafeln 12b, 13a, 14a (Miwok).

[3] Für Seerosenmehl siehe Coville, Wokas, S. 733 und Tafel 3, sowie Barrett, Klamath Lake, Tafel 16, 1 und 2. Siehe auch die Abbildungen von Sieben bei Powers, Figur 41 (Yokuts) und Kroeber, Basket Designs, Tafel 18, 1—3 (Yurok und Karok).

[4] Powers, S. 234 (Wintun).

[5] Holmes, Anthropol. Studies, S. 175.

[6] Sparkman, Luiseño, S. 194: Kerne von Prunus ilicifolia.

[7] Mason, Salinas, S. 119; Sparkman, Luiseño, S. 194.

[8] Goddard, Hupa, S. 28; Dixon, Maidu, S. 186—187; Powers, S. 188 (Gualala), S. 421 (Nischinam); Holmes, Anthropol. Studies, S. 169 (Nischinam), S. 173 und Tafel 14b (Miwok), S. 175 (Pomo), S. 187 (Kawia); für die Verbreitung siehe auch Mason, Salinas, S. 199; die Luiseño üben auch diese Art neben der Korbmethode aus, siehe Sparkman, Luiseño, S. 194.

[9] Dixon, Shasta, S. 425.

[10] Powers, S. 150 (Kato), S. 235—236 (Wintun, als heilige Speise der Mädchen nach der Pubertätszeremonie), S. 423 (Nischinam); Dixon, Maidu, S. 187; Mason, Salinas, S. 120 (Yokuts, Salinas).

[11] Powers, S. 89 (Kelta), S. 423 (Nischinam); Goddard, Hupa, S. 30.

[12] Powers, S. 187.

[13] Powers, S. 220.

[14] Die Patwin verwenden das geröstete Ranunculusmehl als Pinole; in gleicher Weise wird das aus gerösteten Samen (siehe Seite 43) hergestellte Mehl als Pinole verwendet. Vielleicht handelt es sich bei diesem nachträglichen Rösten nur um eine Umkehrung des Prozesses zur Herstellung von Pinole-Masse.

Die Hauptverwendungsart des Mehles ist die als Brei. Das Mehl wird in einem wasserdichten Korb mit Wasser angerührt und durch Einwerfen erhitzter Steine gekocht[1]. Der Brei wird meist erkaltet gegessen. Dauerproviant (für Reisen) stellen die Nischinam daraus her, indem sie Eichelbrei trocknen; dieser getrocknete Brei wird mit Wasser vermischt aus kleinen Korbgeflechten getrunken[2]. Daneben spielt das Backen eine große Rolle. Man stellt einesteils Brot, andernteils Kuchen her. Um Brot zu backen, formt man aus Eichelmehl eine laibartige Masse, legt in deren Mitte einen in Eichenblätter gewickelten heißen Stein, wickelt sie in Blätter ein und legt sie in die Asche oder unter erhitzte Steine[3] oder in den Erdofen[4], bis sie zu einem festen Brot verbacken ist. Die Gualala backen in Korbschalen mittels heißer Steine[5], die Yurok, indem sie den Teig in kleine Sandhöhlen am Flußufer gießen und ringsum Feuer anzünden[6]. Damit der Teig milder werde und besser gehe, mischen die Huchnom und Pomo rote Erdfarbe zu[7]. Außer aus Eichelmehl wird Brot auch aus Hafer-[8] und Seerosenmehl[9] gebacken. Kuchen nach Art von Cakes bäckt man aus Grassamen-[10], Eichel-[11] und Nußmehl[12]. Wichtig sind die Eichelmehlkuchen: die Salinas backen Cakes von 3 Zoll Durchmesser zwischen zwei Graslagen eine Nacht lang im Erdofen[13], während die Hupa den Eichelteig in dünner Schicht auf sonnenheiße Felsplatten gießen und zu flachen Kuchen backen lassen, der als Proviant für Reisen und Jagd dient[14].

Überblicken wir diese Verwertungsarten, so drängt sich uns die Tatsache auf, daß die Kalifornier das Hauptgewicht auf die Herstellung von Mehl legen, um daraus Brei zu kochen oder Brot zu backen. An Pflanzen zur Mehlherstellung verwenden sie nicht bloß Zerealien, wie Gräser und Wildhafer, sondern auch andere Pflanzen mit mehlhaltigen Samen, wie Ranunculus, Seerosen, Sonnenrosen, Salbei, oder mit mehlhaltigen Früchten, wie Manzanitabeeren, Pinenüsse, Eicheln, Kastanien, oder schließlich die Kerne von Pflaumen. Wo es sich ergab, daß das daraus gewonnene Mehl ungenießbar war (Eichel- und Kernmehl), wurde es durch Auslaugen genießbar gemacht. Man gewinnt den Eindruck, als ob die Kalifornier alle möglichen Früchte und Samen in Hinsicht auf ihre Eignung zur Mehlgewinnung durchgeprobt haben. Da Eicheln, ihre historische Hauptmehlquelle, ein zunächst ungenießbares Produkt liefern, kann der Gedanke der Mehlgewinnung nicht von da ausgegangen sein, sondern wohl eher von Samen, die ein genießbares Mehl ergaben, wie Gras, Hafer u. a. m.; Eicheln, Kerne, Nüsse, Sonnenrosen-, Lilien-

---

[1] Siehe besonders Holmes, Anthropol. Studies, S. 169 (Nischinam), S. 113 und Tafel 15ab (Miwok), S. 175 (Pomo).
[2] Powers, S. 322.
[3] Dixon, Maidu, S. 187.
[4] Holmes, Anthropol. Studies, S. 175 (Pomo); Powers, S. 421 (Nischinam); Mason, Salinas, S. 120.
[5] Powers, S. 188.
[6] Powers, S. 49.
[7] Powers, S. 140 (Huchnom); Holmes, Anthropol. Studies, S. 175 (Pomo).
[8] Powers, S. 187.
[9] Powers, S. 235.
[10] Dixon, Maidu, S. 189.
[11] Dixon, Shasta, S. 426.
[12] Dixon, Shasta, S. 427.
[13] Mason, Salinas, S. 120.
[14] Und aufgeweicht als Brei angerührt gegessen wird. Goddard, Hupa, S. 29.

und Ranunculussamen sind vermutlich erst sekundär zur Mehlgewinnung herangezogen worden. Von ihnen hat sich die Eichel zum charakteristischen Hauptnahrungsmittel gestaltet.

Die Idee der Mehlherstellung hat bei den Kalifornіern auch auf Fleisch- und Fischnahrung übergegriffen. Aus den Knochen von Hirsch und Lachs bereiten Schasta und Maidu Mehl[1], aus im Erdofen geröstetem Fleisch die Luiseño ein mehlartiges Dauerprodukt[2]. Getrockneter Lachs wird von Schasta, Chimariko und Maidu zu Mehl zerrieben und als Dauerprodukt aufbewahrt[3]; das aus getrocknetem Lachskopf gewonnene Mehl wird zu diesem Zwecke von den Schasta in Cakesform gebracht[4]. Diese Fisch- und Fleischmehle stehen jedoch vielleicht teilweise mit gleichen Mehlarten im Nordwesten und der Prärie in Verbindung (siehe unten).

Die Methoden der Mehlherstellung, wie Ausdreschen und Reinigen der Samen durch Schwingen, Reiben und Stampfen von Samen und Früchten zu Mehl auf Steinen und in Mörsern, die Herstellung von Brei, von Brot und Cakes aus diesem Mehl sind alles Methoden der Bearbeitung und Verwertung, wie sie in der Anbaukultur (Maisbaukultur) Amerikas üblich sind. Als einziger grundlegender Unterschied ergibt sich (außer dem Kochen in Tongefäßen in der Maisbaukultur), daß die Kalifornier die mehlhaltigen Gewächse nicht selbst aussäen, sondern wildwachsend einsammeln.

Es fragt sich daher, worauf das Fehlen der Aussaat zurückzuführen ist.

Vergleichen wir, um der Lösung dieser Frage näher zu kommen, die übrigen Wirtschaftsgebiete Nordamerikas; und zwar zunächst das Gebiet der Maisbaukultur, das sich von den Oststaaten längs der Golfküste bis ins Pueblogebiet erstreckt und über die Pima Anschluß an das mittel- und südamerikanische Maisbaugebiet findet; sodann das Gebiet der Jägerkultur des Nordens, das sich vom Lorenzstrom über Kanada und die Prärie zum Felsengebirge und bis zum pazifischen Ozean dehnt.

Die Maisbaukultur

verwendet als Mehlquelle den Mais. Daneben werden im östlichen Waldgebiet Eicheln, Kastanien, Sonnenrosensamen und Walnüsse zu Mehl verarbeitet, im Südwesten bei den Pima auch Mezquitebohnen, während die schweifenden Navajo und Apatschen Mehl außer aus Mezquitebohnen aus Kernen der Frucht des Riesenkaktus gewinnen. Nehmen wir als gewiß an, daß die Navajo und Apatschen diese Mehlherstellung erst von ihren ackerbauenden Nachbarn übernommen haben, so stellt sich uns die Mehlbereitung überhaupt als ein südliches Element in Nordamerika dar. Denn außerhalb des Maisbaugebietes wird Mehl nur noch bei den Kalifornіern und den Stämmen des inneren Plateaus[5], außerdem bei den nordwestlichen Fischervölkern bereitet, bei diesen aus Farnwurzeln, woraus man Brot bäckt, eine ganz isolierte Erscheinung, die vorläufig nicht erklärt werden kann. Die Mehlherstellung in der Prärie — Zerstampfen von Kirschen zur Kuchenbereitung, Zerstampfen getrockneter Rüben, die mit Mais und Trockenfleisch vermischt genossen werden, Zerstampfen von Trockenfleisch zu Fleischmehl (Pemmikan), das als Brei gekocht wird — könnte vielleicht als Ausstrahlung der Maisbaukultur in diese Mischzone zwischen den beiden großen Kulturgebieten aufgefaßt werden, zumal ja der Maisbau selbst zum Teil bis in die Prärie vorgedrungen ist.

Hergestellt wird das Mehl in Mexiko und im Südwesten auf Reibsteinen (Metates), im

[1] Dixon, Shasta, S. 425, 427; Maidu, S. 184.
[2] Sparkman, Luiseño, S. 197, 198.
[3] Dixon, Shasta, S. 427; Chimariko, S. 298; Maidu, S. 191.
[4] Dixon, Shasta, S 427.
[5] Diese backen daraus auch Cakes auf heißen Steinen. Lewis, Tribes Columbia Valley, S. 182.

Osten in Mörsern aus Holz oder Stein, während die Prärieindianer einen Steinhammer auf flacher Steinunterlage benutzen Das Maismehl wird im gesamten Maisbaugebiet zu Brei verkocht, allerdings in Tontöpfen; ebenfalls bäckt man überall Brot daraus (im Osten in der Asche, bei den Zuñi des Südwestens im Domofen, einer Art dauernden Erdofens). Vom Südwesten aus nach Süden erstreckt sich des weiteren die Sitte der Herstellung dünner Maiskuchen auf erhitzten Steinplatten.

Alle diese Herstellungsarten sind also Kennzeichen für die Maisbaukultur, und da wir sie in Verbindung mit der Mehlherstellung und deren Methoden auch bei den Kalifornien finden, könnten wir sie bei diesen als nordwestliche Ausläufer der Maisbaukultur betrachten. Dafür würde sprechen, daß eine ganz ähnliche Erscheinung im Gebiete des Oberen Sees im östlichen Waldland, also an der nordöstlichen Grenze des Maisbaugebietes auftritt. Dort ist die Heimat des Wildreises. Dieser wird ebenfalls wildwachsend eingesammelt[1] (nur die Odschibwä sind stellenweise zur Aussaat übergegangen[2]), indem man die Rispen mit einem Schlägel ins darunterfahrende Boot ausklopft. Zu Haus wird er getrocknet oder in einem Gefäß geröstet, dann in einem mit Leder ausgelegten Erdloch durch Treten mit den Füßen oder durch Stampfen mit einem Stock ausgedroschen und durch Schwingen im Winde von den Hülsen gereinigt. Also eine Art der Samengewinnung[3], die sehr eng an die des Wildhafers und der Grassamen in Kalifornien anklingt. Auch sonst weist dieses Gebiet manche Ähnlichkeit mit Kalifornien auf, so die Gewinnung von Zucker[4] aus Zuckerföhre, Ahorn und Birke, fernerhin die Verwendung von Eicheln, Kastanien, Sonnenrosen und Walnüssen zur Mehlherstellung im Osten überhaupt. Hier im Osten treten die in Kalifornien vertretenen Elemente gemeinsam mit der Maisbaukultur auf, so daß wir sie nicht ohne weiteres von jener trennen können und daher doch wohl als Folge der Maisbaukultur ansehen müßten, umsomehr, als die Odschibwä bei der Wildreisverwertung bereits zum Anbau übergegangen sind, obwohl sie doch ein relativ junges, aus Norden gekommenes Element darstellen, das den Anbau erst hier übernommen hat. In Kalifornien dagegen treten diese Züge isoliert auf, ohne direkte Verbindung mit dem Maisbaugebiet, von dem sie durch weite Wüstenstrecken getrennt sind. Dennoch gestattet uns der Umstand, daß in Südkalifornien Schoschonen- und Yumastämme wohnen, die die westlichen Glieder der weiter östlich wohnenden Hauptmasse ihrer Sprachfamilie bilden und die manches Kulturgut aufweisen, das sie mit dem Coloradogebiet verbindet und damit die Brücke zum Maisbaugebiet schlägt, vielleicht doch, diese kalifornische Mehlprovinz als Ausstrahlung von Süden her anzusehen. Wir müssen dann annehmen, daß der Maisbaukultur bei ihrer Ausstrahlung nach Nordwesten der Maisbau selbst aus irgend welchen Gründen verloren ging, und daß man nun versuchte, Mehl aus allen möglichen vorhandenen Wildpflanzen zu gewinnen, wobei man auch an sich ungenießbare Früchte einbezog, die erst durch einen besonderen Prozeß genießbar gemacht werden müssen.

[1] Siehe Jenks, The wildrice gatherers of the Upper Lakes. 19. an. rept. Bur. of Ethnology, Washington 1900, pt. II, S. 1013ff.

[2] Ibid. S. 1057—58.

[3] Ibid. S. 1058—1071.

[4] Hofman, The Menomini Indians. 14. an. rept. Bur. of Ethnology, Washington 1896, pt. I, S. 287—290. Über die Zuckergewinnung aus Saft der Sugar-Pine siehe Dixon, Shasta, S. 424.

Dieser Ansicht vom südlichen Ursprung der Mehlbereitung und Mehlverwertung in Kalifornien stehen indessen gewichtige Bedenken entgegen. Daß die südkalifornischen Schoschonen schwerlich die Vermittler sein können, ergibt sich aus deren wahrscheinlich relativ junger Anwesenheit in Südkalifornien, wo sie als Eindringlinge aufgetreten sind und sich auf Kosten der alteingesessenen Bevölkerung ausgebreitet haben. Sodann ist das Fehlen des Maises auffällig. Wenn er bis in die Gebirgswüsten Neumexikos und Arizonas vordringen konnte, lag keine in der Natur gegebene Schranke vor, die sein Vordringen nach Kalifornien zu verhindern vermochte. Ging der Kulturstrom also vom Süden nach Nordwesten, so hätte auch der Maisbau selbst und mit ihm die Kenntnis der Aussaat übertragen werden müssen, wie auch die übrigen charakteristischen Züge der Maisbaukultur, nämlich der Reibstein (Metate), die Töpferei, der Götterkult, der Symbolismus der vier Weltgegenden, die Gentilorganisation, alles Elemente, die der kalifornischen Kultur vollständig fehlen. Dies scheint mir mit der stärkste Beweis dafür zu sein, daß hier keine Ausstrahlung von Süden her vorliegen kann.

Und diese Ansicht verstärkt sich, wenn wir die übrigen Wirtschaftszweige der Kalifornier, also Jagd und Fischfang, betrachten und sie in Vergleich mit der nördlichen Jägerkultur stellen.

Den Kaliforniern stehen als Großwild zur Verfügung im Gebirge Elk und Hirsch, in den Tälern und Ebenen Hirsche. Auf verschiedene Arten stellt man ihnen nach. Die beliebteste Einzeljagd ist die mittels Verkleidung[1].

Der Jäger nimmt ein Tierfell um, setzt einen ausgestopften Tierkopf mit Geweih aufs Haupt und schleicht sich, die Bewegungen des betreffenden Tieres nachahmend und seinen Körper im Buschwerk möglichst verbergend, so daß nur der Kopf mit dem Geweih sichtbar bleibt, an die äsenden Tiere heran, um aus Schußweite den tödlichen Pfeil vom Bogen zu entsenden. Um die Witterung zu beseitigen, baden die Hupa vorher und räuchern den Körper über einem Feuer aus grünen Fichtenzweigen[2]. In gleicher Weise räuchern sich die Luiseño[3] über einem Feuer von Salbei und Artemisia, jedoch weniger aus jagdtechnischen Gründen als vielmehr, um sich vom Bruch sozialer Verpflichtungen zu reinigen, den sie etwa verschuldet haben und der ihnen Unglück bringen könnte. Es scheint, daß hier eine ursprünglich materielle Sitte ins Zauberische umgebogen ist. Die Chimariko[4] reiben sogar die Waffen mit Yerba buena ein, um ihnen den menschlichen Geruch zu nehmen. Die Täuschung, die damit erreicht wird, ist so vollständig, daß die Jäger Gefahr laufen, von Panthern angesprungen zu werden. Zum Schutze dagegen stecken die Hupa lange, beiderseits spitze Holzstäbe durch den in den Nacken herabgezogenen Haarknoten[5].

Dieses Anschleichen ist in Kalifornien allgemein verbreitet, von den Schasta im Norden bis zu den Luiseño im Süden. Wir finden es außerhalb Kaliforniens im östlichen Waldgebiet besonders an der Küste, in der Prärie (Anschleichen des Büffels in Wolfsverkleidung), dann bei den Dene Kanadas, den Stämmen des inneren Plateaus, und bei Apatschen und Navajos des Südwestens. Der Norden verbindet also das östliche und westliche Verbreitungsgebiet dieser Sitte.

---

[1] Dixon, Shasta, S. 431; Goddard, Hupa, S. 21; Powers, S. 279, 280 (Yana); Dixon, Maidu, S. 192; Mason, Salinas, S. 123—124; Sparkman, Luiseño, S. 197.
[2] Goddard, Hupa, S. 21.
[3] Sparkman, Luiseño, S. 199.
[4] Powers, S. 93.
[5] Goddard, Hupa, S. 21.

Eine zweite Jagdart ist das Hetzen der Tiere.

Man verfolgt das Tier tagelang, bis es erschöpft eine Beute des Jägers wird, der es mit der Keule erschlägt[1]. Im Winter übt man in Nordkalifornien diese Jagdart auf Schneeschuhen aus[2]. Diese Einzeljagd wird leicht zur Gemeinschaftsjagd. Entweder stellt man Staffetten längs des Tierpfades aus und hetzt, auf diese Weise einander ablösend, das Tier bis in ihm unbekanntes Gebiet oder ins Wasser, wo es leicht gefangen wird[3], oder man hetzt es den auf den Pfaden verborgen aufgestellten Jägern zu, die es abschießen[4], oder man treibt es ins Wasser der Flüsse, wo andere Jäger in Booten lauern, um die Tiere beim Durchschwimmen mit der Keule zu erlegen[5]. — Die Wailaki hetzen auch Hasen durch Lärmmachen hin und her, bis diese ermüdet sich leicht fangen lassen[6].

Diese in Kalifornien anscheinend mehr auf die nördliche Hälfte beschränkte Jagdmethode (von Südkalifornien liegen keine Nachrichten vor) findet sich als einfaches Hetzen bei den kanadischen Dene und den Stämmen des inneren Plateaus; als Treiben bis ins Wasser, wo sie vom Boot aus erlegt werden, bei den kanadischen Dene, den Algonkin der Ostküste und des subarktischen Waldgebietes; als Schneeschuhjagd im Winter bei den kanadischen Dene, den subarktischen Algonkin, den Algonkin des Lorenzgebietes und in der Nordprärie. Auch diese Methode ist anscheinend ein nördliches Element, das von Norden aus nach Osten und Westen ausgestrahlt ist.

Die Treibjagd gegen aufgestellte Jäger, wie die Maidu sie üben, findet sich an der Nordwestküste wieder; in der Form des Kesseltreibens bei den Pueblos.

Daran schließt sich an das Einkreisen der Tiere, um sie bequem abzuschießen, und zwar zunächst das Einkreisen mit Jägern, wie wir es in der Prärie bei der Büffeljagd finden.

Dort kreisen die Jäger eine Herde ein, während einige als Wölfe verkleidete Männer sich an die Herde heranschleichen und einige Tiere niederschießen, bis jene unruhig wird und gegen die Linie der Jäger ausweicht. Dort wird sie beschossen, wendet sich weg, trifft aber an anderen Stellen wiederum auf Jäger. So wird sie hin und her gejagt, bis das letzte Tier erledigt ist.

Während dieser Typus in Kalifornien nicht vertreten ist, findet sich das Einkreisen mit Feuer bei den Schasta, und zwar in der Weise, daß eine im Feuerkreise frei bleibende Stelle von den Jägern besetzt wird, die das dahin fliehende Wild abschießen, nachdem ebenda aufgestellte Frauen die flüchtenden Tiere durch Rasseln stutzig gemacht haben[7]. Diese Methode treffen wir in gleicher Ausprägung an der Westküste, mit Vollfeuerkreis bei den Indianern zwischen Appalachen und Mississippi bei der Winterbüffeljagd, in der Prärie als alte Büffeljagdmethode vor Einführung der Pferde[8].

Eine weitere Art der Massentreibjagd ist das Treiben der Tiere über Felswände, von denen sie abstürzen. Aus Kalifornien wird diese Sitte von den

---

[1] Dixon, Shasta, S. 431; Maidu, S. 192, 195; Powers, Wailaki, S. 117.
[2] Dixon, Shasta, S. 431; Maidu, S. 192.
[3] Powers, S. 117 (Wailaki).
[4] Dixon, Maidu, S. 192.
[5] Goddard, Hupa, S. 22; Dixon, Shasta, S. 431.
[6] Powers, S. 117.
[7] Dixon, Shasta, S. 431. Treiben der Tiere durch Anlegen von Feuer findet sich bei Hupa (Goddard, S. 22) und Maidu (Dixon, S. 192).
[8] Ob das nördliche Bindeglied wirklich fehlt, vermag ich nicht zu sagen; Birket-Smith rechnet jedenfalls diese Methode zur Eisjagdstufe, also zu einer nordischen Kulturschicht.

Maidu und Luiseño berichtet[1]; wir finden sie in gleicher Weise in der nördlichen Prärie für die Winterbüffeljagd, mit der Abweichung, daß die Tiere über einen natürlichen oder künstlichen Abfall in eine Einzäunung hinabstürzen, und daß zwei konvergierende Zäune oder zwei hinter Schnee- und Steinhaufen verversteckte Jägerreihen die Tiere zur Absturzstelle leiten.

Die Jagd mit konvergierenden Zäunen spielt unter allen Jagdarten Kaliforniens die Hauptrolle.

Die Fangzäune bestehen entweder aus richtigen Zweigzäunen[2], oder es sind Rindenstreifenschnüre von Baum zu Baum gespannt[3]. Diese beiden Zäune lassen an der Vereinigungsstelle eine enge Lücke frei, in der sich entweder eine Schlinge befindet, in die das Tier hineingerät[4], oder in der eine Grube ausgehoben ist, von der aus der Jäger aus sicherem Versteck das Tier abschießt[5].

Diese Methode der beiden Fangzäune ist weithin in Nordamerika verbreitet. Meist enden sie in einer größeren Einfriedigung, in der sich die Tiere fangen, falls die in der Öffnung ausgelegte Schlinge versagen sollte. In dieser Ausprägung findet sich die Zaunjagd bei den kanadischen Dene, den subarktischen und Lorenz-Algonkin, den Prärieindianern, den Pueblos, Navajos und Apatschen des Südwestens. Die Abart, bei der ein im Durchlaß versteckter Jäger das Wild abschießt, findet sich bei Irokesen und Lorenz-Algonkin, sowie in der nördlichen Prärie. Also auch diese Methode verbindet über den Norden hinweg das östliche und westliche Nordamerika.

Die Schlingenjagd hat in Kalifornien für Großwild nur geringe Bedeutung.

Die Viard legen im Durchlaß der beiden Fangzäune eine bewegliche Balkenschlinge aus, die so eingerichtet ist, daß der Hirsch mit dem Kopf in die Schlinge hineinfährt, den Balken mitreißt und sich durch ihn im Walde verfängt[6]. Dieselbe Methode gebrauchen die kanadischen Dene auf der Rehjagd. Schwippschlingen, am gebogenen elastischen Ast befestigt, der das hineingeratene Tier mit emporreißt und erdrosselt oder in der Luft gefangen hält, haben die Viard, Gualala und Luiseño für Hirsche[7]; sie finden sich wieder bei den westlichen Dene für die Kleinwildjagd. Im übrigen gibt es eine Menge Schlingen[8], die bei der Kleinwildjagd (auf Waschbär, Erdhörnchen, Kaninchen, Hase, Maulwurf und Ratte) verwendet werden, wie wir sie in gleicher Weise im Osten, in der Prärie und bei den Dene wiederfinden.

Treibjagd auf Kleinwild gegen Sperrnetze, in denen es sich verfängt und mit der Keule erschlagen wird, üben Maidu und Luiseño aus[9]. Sonst wird allgemein das Kleinwild mit Bogen und Pfeil geschossen. Wenn der Pfeil fehl geht, werfen die Südkalifornier, besonders Luiseño und Kawia[10], das Wild mit einem gebogenen Wurfstock tot. Dieser bumerang-ähnliche Wurfstock ist auch im östlichen Anbaugebiet, sodann bei den Pueblos und Chemehuevi üblich. Die Art, wie dieses dreifache Auftreten zu erklären ist, ob über Norden oder Süden hinweg, ist noch unbekannt.

---

[1] Dixon, Maidu, S. 192; Sparkman, Luiseño, S. 197.
[2] Dixon, Shasta, S. 431; Powers, S. 102 (Viard), S. 117 (Wailaki), S. 241—244 (Gebirgswintun).
[3] Dixon, Shasta, S. 431; Maidu, S. 192; Powers, S. 102 (Viard), S. 242 (Gebirgswintun).
[4] Dixon, Shasta, S. 431; Powers, S. 102 (Viard), S. 117 (Wailaki), S. 242 (Wintun).
[5] Dixon, Maidu, S. 192.
[6] Powers, S. 102.
[7] Powers, S. 102 (Viard), S. 189 (Gualala); Sparkman, Luiseño, S. 197.
[8] Siehe auch Goddard, Hupa, S. 21—22.
[9] Dixon, Maidu, S. 195; Sparkman, Luiseño, S. 198.
[10] Sparkman, Luiseño, S. 198; Kroeber, Ethnogr. Cahuilla, S. 60.

Die Vogeljagd (auf Landvögel, wie Wachtel, Fasan, Taube, Waldhuhn; Wasservögel, wie Enten, Gänse, Taucher) bedient sich ebenfalls gern der Sperrnetze, in die die Vögel getrieben werden.

Die Patwin und Maidu spannen ein langes Netz in senkrechter Lage quer über den Fluß, setzen eine künstliche Holzente als Lockvogel davor aufs Wasser und treiben die Enten von Flößen aus langsam bis zum Netz; dort bringen sie die Tiere durch plötzlichen Lärm zu erschrecktem Auffliegen, so daß sie sich im Netz verfangen[1]. Dieselbe Methode wenden die Dene an. An flachen Wasserstellen gebrauchen die Modoc[2] und Maidu[3] Schlagnetze, gegen die die Enten durch Lockvögel und ausgestreute Beeren angelockt werden und die man über die versammelten Vögel durch Loslassen des Spannseiles herabfallen läßt. Automatisch fangen sich die Wasservögel in den quer durch den Fluß gespannten horizontalen Netzen der Yurok[4], in die die Enten durch auf den Boden des Flusses gestreute Beeren angelockt werden, so daß sie danach tauchen und mit dem Kopf in den Netzmaschen hängen bleiben; oder in Schlingen, die in ein oder zwei Fuß Abstand voneinander an einem über den Fluß gespannten Seil angebracht sind[5]. Dieselbe Schlingenmethode verwenden die Maidu für die Wachteljagd[5], nur daß die Schlingen hierfür sich in einem 15 cm hohen Zaun befinden. Die gleiche Schlingenjagd für Vögel findet sich bei den Pueblos und Nordwestindianern. Im übrigen gibt es noch mancherlei Arten von Schlingen zur Vogeljagd[6].

Das Schleudern von Tonkugeln mit Schleudern bei den Makhelchel[7] hat seine Parallele bei vereinzelten Nordweststämmen, bei den Eskimo, den Beothuk der Nordostküste, sodann in zusammenhängender Verbreitung in Mittel- und im westlichen Südamerika.

Der Fischfang spielt die größte Rolle naturgemäß an der Küste, wo er die Hauptnahrung liefert. Soweit aber der Lachs im Binnenlande zu finden ist, stellt er einen großen Anteil an der Nahrung. Andere Meeresfische, wie Stör und Stint, kommen daneben wenig in Betracht. In den Flüssen werden vielfach Aale, besonders im Eel-River, und Forellen gefangen. Auch hier haben wir zu unterscheiden zwischen Einzel- und Massenfang, zwischen Fang unter Mitwirkung des Menschen und selbsttätigem Fang. Die Hauptmethode ist das Absperren seichter Flußstrecken durch Wehre aus Pfosten und Zweigwerk, deren Durchlässe in Fallen verschiedener Arten führen.

Diese Wehre verwenden die Hupa, Yurok, Schasta, Viard, Yokuts für Lachse[8], die Yokuts auch für andere Fische[9]. Die Maidu lassen die Fallen weg und stellen sich selbst mit Speeren in die Durchlässe[10].

Derartige Wehre mit Durchlässen, die in Fallen oder Reusen führen, verwenden allgemein die östlichen Waldindianer, die Prärieстämme, die Dene und die nordwestlichen Fischervölker. Also auch hier ist der Osten über den Norden mit dem Westen verbunden.

---

[1] Powers, S. 220 (Patwin), S. 285 (Maidu).
[2] Barrett, Klamath and Modoc, S. 247.
[3] Powers, S. 285; Dixon, Maidu, S. 196.
[4] Powers, S. 50.
[5] Dixon, Maidu, S. 195.
[6] Siehe Holmes, Anthropol. Studies, Tafel 32AB, 33A (Yokuts).
[7] Powers, S. 215. Über die Verbreitung der Schleuder in Amerika siehe Friederici, Die Verbreitung der Steinschleuder in Amerika. Globus, Bd. 98, 1910, S. 287—290.
[8] Goddard, Hupa, S. 24; Dixon, Shasta, S. 428; Powers, S. 49 (Yurok), S. 103 (Viard), S. 376 (Yokuts).
[9] Powers, S. 376.
[10] Dixon, Maidu, S. 197.

Tiefe Wasserstellen, wo sich die Fische gern aufhalten, werden von den Yurok und Viard durch ein Netz abgesperrt[1]. Daneben wird eine Plattform aus Pfählen errichtet, die einen Zweigschutz gegen die Sonne trägt;

hier liegt der Fischer tagsüber auf der Lauer, um Fische zu schießen, und schläft hier nachts, um die Fische, die sich im Netz fangen, herauszuziehen. Als Meldeapparat während des Schlafes dient ihm dabei eine um den Finger gelegte Schnur, die mit dem Netz in Verbindung steht[2], oder ein am Netz befindlicher Rasselstab[3].

Das Errichten von Plattformen über dem Wasser, um von da die Fische zu schießen, ist weithin in Kalifornien verbreitet, besonders im Nordwesten bei Hupa, Yurok, Viard, aber auch bei den Wintun, Maidu, Schasta und Yokuts[4].

Die Plattform trägt zur Bequemlichkeit des Fischers einen Sonnenschutz oder eine kleine Hütte. Von hier aus schießt er die Fische mit Speeren, die entweder bewegliche sich im Fleisch ausspreizende Widerhaken[5] besitzen, oder eine durch eine Schnur am Schaft befestigte, nur lose aufgesteckte Knochenspitze tragen, die sich, wenn der Fisch getroffen ist, vom Schaft ablöst, so daß der Schaft durch die Bewegungen des Fisches nicht zertrümmert werden kann[5]. Oder die Fische werden von hier aus mit Schöpfnetzen emporgehoben[6].

Auch die Methoden der Fischerei von der Plattform aus mit Speeren oder Schöpfnetzen weisen nach Nordwesten und Norden. Fallen, die im Osten und der Prärie, sowie bei den westlichen Dene vorkommen, sind selten; sie dienen im wesentlichen dem Aalfang bei den Viard[7], dem Lachsfang an Wehren bei Schasta, Yurok und Hupa[8]. Von Angeln[9] findet sich die Hakenangel, die im östlichen Waldgebiet, bei den Westdene, den nordwestlichen Fischervölkern und den Eskimo vorkommt, in Kalifornien bei den Modoc, Hupa und Maidu[10], die Stiftangel (beiderseits zugespitztes Stäbchen, das in der Mitte an der Schnur befestigt wird) bei den Modoc[11] und Westdene, archäologisch im Santa Barbara-Gebiet Südkaliforniens[12]. Das Zutreiben der Fische von Booten oder Flößen aus gegen ausgespannte Schwimmnetze üben die Hupa beim Herbstlachsfang, gegen Fallen im Wehr die Yokuts, gegen eine aufgestellte Reihe von Männern, die mit Speeren bewaffnet sind, die Schasta[13].

Sind dies alles Methoden, die die Kalifornier mit den nordwestlichen Fischerstämmen, den Dene und den östlichen Waldstämmen enger verbinden, so ist das Betäuben der Fische mit Giftstoffen eine Fangart, die bei den Kaliforniern ihren

---

[1] Powers, S. 48 (Yurok), S. 103 (Viard).

[2] Dixon, Shasta, S. 430; Goddard, Hupa, S. 24; Powers, S. 49 (Yurok); Dixon, Maidu, S. 196.

[3] Powers, S. 49 (Yurok).

[4] Goddard, Hupa, S. 23; Powers, S. 48—49 (Yurok), S. 103 (Viard: Fischfangmethoden gleich denen der Yurok); S. 233 (Wintun), S. 376 (Yokuts); Dixon, Shasta, S. 428; Maidu, S. 196.

[5] Barrett, Klamath and Modoc, S. 251; Goddard, Hupa, S. 25; Powers, S. 234 (Wintun); Dixon, Maidu, S. 196; Sparkman, Luiseño. S. 200 (Luiseño, Diegueño).

[6] Barrett, Klamath and Modoc, S. 249; Dixon, Shasta, S. 428 - 429; Goddard, Hupa, S. 25; Powers, S. 49 (Yurok); Dixon, Maidu, S. 196; Sparkman, Luiseño, S. 200.

[7] Powers, S. 103.

[8] Dixon, Shasta, S. 428; Goddard, Hupa, S. 24; Powers, S. 49 (Yurok); Fischfallen allgemein erwähnt Dixon von den Maidu (S. 196).

[9] Angeln ohne Angabe des Typus erwähnt Mason (Salinas, S. 125) von den Chumash, Sparkman (Luiseño, S. 200) von den Luiseño.

[10] Barrett, Klamath and Modoc, S. 251; Goddard, Hupa, S. 25; Dixon, Maidu, S. 198.

[11] Barrett, Klamath and Modoc, S. 250—251.

[12] Indian Handbook, vol. I, S. 461.

[13] Goddard, Hupa, S. 24; Powers, S. 376 (Yokuts); Dixon, Shasta, S. 430.

einzigen Vertreter im westlichen Nordamerika hat. Als Giftstoff wird fein zerstampfte Seifenwurzelzwiebel verwendet (bei Wailaki und Nachbarn, Pomo, Maidu, Nischinam, Yokuts, Salinas und anderen[1]) oder zerstampfte Kastanien (bei Nischinam, Yokuts und Salinas[2]). Das nächste Vorkommnis des Fischbetäubens mit Gift finden wir erst wieder bei den Tarahumara. Sodann treffen wir es bei den Cheroki, Irokesen und anderen Oststämmen[3], die giftige Rinde verwenden. Anscheinend ist dies eine Sitte, die das östliche und westliche Nordamerika über Süden verbindet; sie tritt bekanntlich im tropischen Südamerika in weiter Verbreitung auf.

Fassen wir die Jagd- und Fischfangmethoden zusammen, so ergeben sich folgende Grundzüge und Ursprungsgebiete.

Nördliche Elemente[4] sind: die Verkleidung für die Großwildjagd; das Hetzen des Großwildes; das Einkreisen des Wildes durch Feuer oder Jäger[5]; Treiben des Großwildes über Abstürze, des Wildes oder der Fische gegen aufgestellte Jäger- oder Fischerreihen, der Fische gegen Sperrnetze; die selbsttätige Zuführung der Tiere zur Fanggelegenheit durch konvergierende Zäune beim Großwild, durch Fischwehre beim Fischfang (wofür bei einigen kalifornischen Stämmen einfache Netze treten); der Fang von Groß- und Kleinwild durch Schlingen; die Verwendung der Angel und der Plattform beim Fischfang. Sicher südliches Element ist das Betäuben der Fische durch Gift, wahrscheinlich auch der Bumerangwurfstock für Kleinwild. Unsicher ist die Stellung der Kugelschleuder, die zusammenhängend in Süd- und Mittelamerika, vereinzelt in Nordamerika bei Gruppen auftritt, die z. T. keinerlei Einfluß von Süden her aufweisen (wie Beothuk, Eskimo). Nur im Westen, von der Nordwestküste bis zu den Pueblos finden sich anscheinend die zu mehreren vereinigten Schlingen für Land- und Wasservogelfang. Diese beiden letzten Elemente gehören vielleicht einer älteren Unterschicht an. Isoliert stehen in Kalifornien bisher das Schlagnetz und das Horizontalnetz für Wasservogelfang.

---

[1] Powers, S. 117 (Wailaki und Nachbarn), S. 423 (Nischinam); Goddard, Hupa, S. 30 (Pomo; fehlt bei Hupa, siehe ebenda, S. 30, 26); Dixon, Maidu, S. 198 (selten); Mason, Salinas, S. 124 (Yokuts, Salinas); vielleicht auch die Luiseño, deren Giftstoff unbekannt ist (Sparkman, Luiseño, S. 200).

[2] Powers, S. 423 (Nischinam); Mason, Salinas, S. 124 (Yokuts, Salinas).

[3] Indian Handbook, vol. I, S. 462.

[4] Unter nördlich verstehe ich die Kulturgüter, die im Bereich der nördlichen Jägerkultur verbreitet sind, sich also vom östlichen Waldgebiet über die Nordprärie und durch Kanada hindurch bis zum Felsengebirge und pazifischen Ozean, hier vom Eismeer bis Südkalifornien erstrecken. Diese nördliche Jagdkultur hat ihren Ausgangspunkt offenbar im Norden. Ob sie ihrerseits einheitlich ist oder aus mehreren, zeitlich einander folgenden Schichten besteht, wie neuerdings Birket-Smith (Int. Archiv f. Ethnogr., Bd. 24, 1918, S. 215—222) nachweisen will, ist eine andere Frage, die hier weiter keine Rolle spielt. Unter südlichen Elementen verstehe ich Kulturgüter, die im Bereich der Maisbaukultur verbreitet sind, also vom östlichen Waldgebiet über die Golfküste (und Westindien) bis zum Pueblogebiet und südlich davon über die Pimastämme nach Mexiko hinein, wo der Anschluß an das große mittelsüdamerikanische Maisbaugebiet erreicht wird. Über die Herkunft dieser Kultur möchte ich mich hier nicht auslassen; für Nordamerika können wir sie wohl als südliches Element betrachten.

[5] Diese Methode wird von den Kalifornern auch beim Heuschreckenfang angewendet: Die Maidu heben eine Grube auf der Wiese aus, legen ringsum Feuer an, vor dem die Heuschrecken sich in die Grube retten, wo sie gefangen sind (Dixon, Maidu, S. 190/191). Die Luiseño treiben die Heuschrecken mit Zweigen in die Grube und rösten sie durch rasch darüber geworfenes Feuer (Sparkman, Luiseño, S. 199).

Demnach gehören die Kalifornier ihren Jagd- und Fischfangmethoden nach der nördlichen Jägerkultur an, und nur zwei Elemente, die daneben kaum eine Rolle spielen, sind offenbar Ableger der Maisbaukultur.

Betrachten wir nunmehr die Zubereitungsarten von Fleisch und Fisch, so bietet sich uns das gleiche Bild.

Gekocht wird das Fleisch nur selten[1] und dann im Kochkorb. An sich ist das Kochen durch Einwerfen heißer Steine für Nordamerika eine nördliche Methode (verbreitet bei Dene, Prärie-, Nordwest-Indianern, Stämmen des innern Plateaus, Kalifornien). Die Hauptzubereitungsmethoden für Fleisch und Fisch sind Rösten und Trocknen. Geröstet wird Fleisch und Fisch entweder am Stock am offenen Feuer[2], oder in heißer Asche[3]. Beide Methoden finden sich allgemein in Nordamerika. Das Rösten des Fleisches im Erdofen, wie es die Maidu, Salinas und Luiseño ausüben[4], findet sich noch im Nordwesten und der Prärie. Der Erdofen[5] selbst wird für Wurzelzubereitung auch von den Dene, Prärie- und Nordwestindianern, den Stämmen des innern Plateaus, den Kalifornern, den Südweststämmen und den Pima verwendet, von den Kalifornern und Zuñi auch zum Brotbacken (bei letzteren ist er zum Dauerofen geworden). Er fehlt vollständig im Osten, ist also wohl ein Element der nördlichen Jägerkultur. Trocknen von Fleisch und Fisch zur Herstellung eines Dauerproduktes findet sich in Kalifornien allgemein[6]; es ist wohl eine allgemeine Sitte in Nordamerika. Das Räuchern von Fleisch und Fisch (bei Hupa, Yurok, Schasta und Maidu[7]) ist dagegen eine nördliche Sitte, die nur bei Dene und im Nordwesten wiederkehrt. Eine Art Mehl wird aus im Erdofen geröstetem Fleisch von den Luiseño hergestellt[8], nach Art des Pemmikan der Prärieindianer und Dene. Die Schasta stellen aus getrocknetem, die Maidu und Chimariko aus geräuchertem Lachs ein Mehl her[9], wie es auch die Stämme des Columbiaflußgebiets und die Dene tun. Die Schasta und Maidu zermahlen Knochen von Hirsch und Lachs zu Mehl[10] und backen Cakes aus zerstoßenen Hirschknochen (Maidu) oder Fischköpfen (Schasta)[11]. Vielleicht muß man diese Fleisch- und Fischmehle doch auch als nördliche Sitte auffassen, so daß das Vorkommnis in Kalifornien auf nördlichen Einfluß zurückzuführen ist, nicht auf ein Überstrahlen der Pflanzenmehlherstellung des Südens auf andere Produkte.

Damit zeigt auch die Zubereitung und Verwertung von Fleisch und Fisch neben allgemein üblichen Methoden einige nördliche Elemente, aber keine südlichen.

Somit weist das gesamte Jagd- und Fischereiwesen der Kalifornier die engsten Beziehungen zur nördlichen Jägerkultur auf, nicht aber zur südlichen Anbaukultur. Dadurch wird die Annahme, daß die Mehlbereitung aus Pflanzen ein Ausläufer der südlichen Anbaukultur sei, stark erschüttert.

Damit gewinnen aber auch die Parallelen zwischen Kalifornien und dem Osten, die wir bei der pflanzlichen Nahrungswirtschaft fanden, ein größeres Gewicht. So die Mehlherstellung aus Eicheln, Kastanien, Sonnenrosenkernen und Walnüssen im Osten und in Kalifornien, so vor allem die Wildreisverwertung am Oberen See mit allen ihren Methoden der Ernte (Ausklopfen ins Boot mit Stock) und

[1] Dixon, Shasta, S. 427; Goddard, Hupa, S. 23; fast nie bei den Salinas (Mason, Salinas, S. 122).
[2] Dixon, Maidu, S. 191: selten.
[3] Goddard, Hupa, S. 23; Dixon, Maidu, S. 191; Mason, Salinas, S. 122.
[4] Dixon, Maidu, S. 191; Mason, Salinas, S. 122; Sparkman, Luiseño, S. 197.
[5] Siehe hierzu auch Friederici, Der Erdofen (Petermanns Mitteilungen, 60. Jahrg., 1914, S. 5—8). Über den Erdofen der Kalifornier siehe auch: Dixon, Shasta, S. 426; Mason, Salinas, S. 123; Sparkman, Luiseño, S. 195.
[6] Erwähnt bei Dixon, Shasta, S. 427; Maidu, S. 191; Powers, S. 232 (Wintun); Mason, Salinas, S. 122.
[7] Goddard, Hupa, S. 23, 26; Powers, S. 49, 51 (Yurok); Dixon, Shasta, S. 427; Maidu, S. 191.
[8] Sparkman, Luiseño, S. 197, 198.
[9] Dixon, Shasta, S. 427; Maidu, S. 191; Chimariko, S. 298.
[10] Dixon, Shasta, S. 425, 427; Maidu, S. 184.
[11] Dixon, Maidu, S 184; Shasta, S. 427.

der Weiterverarbeitung (Rösten im Gefäß, Ausdreschen im Erdloch, Schwingen im Wind) und die Gewinnung von Zucker aus Ahorn, Birke und Zuckerföhre im selben Gebiet. Wir sahen oben, daß diese Elemente im Osten in enger Verbindung mit der Maisbaukultur auftreten, so daß wir sie dort nicht ohne weiteres von dieser trennen konnten und ihre Entstehung als Folge der Maisbaukultur zulassen mußten. Jetzt gewinnt diese Parallele ein anderes Gesicht. Ich wies schon oben darauf hin, daß die Odschibwä, heute die Hauptträger der Wildreis- und Zuckergewinnung, ein erst in relativ junger Zeit aus Norden gekommenes Element sind. Jedoch auch die Stämme, die vorher dies Gebiet bewohnt haben, scheinen nördlicher Herkunft gewesen zu sein, aber schon den Maisbau übernommen zu haben. Mir scheint, daß diese auffällige Parallele bei den sonstigen engen Beziehungen in der Wirtschaft zwischen Kalifornien und dem Osten — Beziehungen, die sich über den Norden hinweg erstrecken — auf eine gemeinsame Quelle im nördlichen Gebiet zurückgehen muß in der Art, daß die nördliche Jägerkultur die Kenntnis der Verwertung von Samen von Zerealien von Anfang an besaß und bei ihrer Ausbreitung nach Osten und Westen dort neue, für Mehlherstellung geeignete Pflanzen verwertete. Weiterhin weisen, wie wir oben sahen, nach Norden die Haustypen; und auch sie verbinden wiederum über den Norden hinweg Kalifornien mit dem Osten[1].

So gewinnt es den Anschein, daß wichtige Zweige der kalifornischen Kultur nördlicher Herkunft sind und daß damit die kalifornische Gesamtkultur selbst ein Glied der nördlichen Jägerkultur ist. Wir sahen oben, wie die verschiedenen Haustypen eine etwa dreimalige Kultureinströmung von Norden her wahrscheinlich machen. Aus der Untersuchung der Wirtschaft der Kalifornier ergibt sich keine solche Schichtung; die Kalifornier sind darin mehr ausgeglichen. Auch fehlt uns für viele Stämme genügend eingehendes Material über die Wirtschaft zur Untersuchung solcher Fragen. Immerhin stützt diese Untersuchung das aus der Hausuntersuchung gewonnene Resultat des nördlichen Charakters der Kultur der Kalifornier.

Ist dieses Resultat richtig, so müssen wir an die Frage der Erklärung der Mehlherstellung aus Pflanzenstoffen von einem neuen Standpunkt aus herantreten.

Freilich könnte man sagen, daß trotz der nördlichen Herkunft der Kalifornier dieser Zweig ihrer Wirtschaft eine Ausstrahlung der südlichen Maisbaukultur darstelle, zumal auch andere Beziehungen zu dieser vorhanden sind (Bumerangjagdstock, Fischbetäuben). Die historische kalifornische Wirtschaft wäre demnach eine nördliche Form mit Zumischung einiger südlicher Elemente. Es fragt sich aber, ob das der Fall ist, wenigstens für die Mehlgewinnung. Denn ich wies schon oben darauf hin, daß es schwer hält anzunehmen, daß nur gerade die Mehlherstellung und -verarbeitung übernommen wurde, nicht aber die Hauptmehlpflanze, der Mais, und deren Kultur; und daß alle übrigen Hauptmerkmale der Maisbaukultur fehlen. Dazu kommt, daß manche Prozesse und Geräte der Kalifornier denn doch von denen der benachbarten Maisbauvölker erheblich abweichen. Die Korbgeflechte mit Griff zum Ernten der Samen, das Ausdreschen der Samen in Körben, das Rösten vor dem Mahlen in Korbschalen, das Zer-

[1] Für den engeren Zusammenhang zwischen Kaliforniern und den nordwestlichen Ostindianern vergleiche auch den Versuch Sapirs, die Sprache der Yurok-Wischosk als Algonkinsprache nachzuweisen (Wiyot and Yurok, Algonkin languages in California).

stampfen zu Mehl in Mörsern statt auf Reibsteinen sind Dinge, die der Maisbaukultur fremd sind, und zwar wohl deshalb, weil diese Kultur die Verwendung von Gras- und anderen Samen nicht kennt. Es bleiben demnach als echte Parallelen übrig die Mehlgewinnung als solche und die Verwendung des Mehles zu Brei und flachen Kuchen. Demnach scheint mir die südliche Beeinflussung nicht so ohne weiteres annehmbar.

Nachdem wir die Kulturzusammenhänge mit dem Süden und dem Norden untersucht haben und zu dem Ergebnis gekommen sind, daß die Kalifornier in ihrer Kultur völlig mit dem Norden übereinstimmen, also als Glied der nördlichen Jägerkultur, wenn auch betreffs ihrer pflanzlichen Wirtschaft in besonderer Ausprägung, angesehen werden müssen, und daß die Verbindungen mit dem Süden nur geringfügiger Natur sind, die aber gleichwohl eine Erklärung erheischen, haben wir die Frage, warum die Kalifornier die Aussaat nicht kennen, und die andere Frage, wie sie zur Mehlherstellung gekommen sind, nunmehr unter dem Gesichtspunkt der Entwicklung ihrer Wirtschaft im Lande selbst zu betrachten.

Für die Nichtkenntnis der Aussaat samentragender Gewächse (Gräser und Hafer) könnte zunächst der Grund vorliegen, daß die Indianer den Zusammenhang von Samenkorn und seiner Aussaat mit der Keimung und Entstehung einer neuen Pflanze überhaupt nicht kennen. Wahrscheinlich ist die Erkenntnis der Entstehung des Lebens nicht allen Naturvölkern aufgegangen, und es wäre eine interessante Untersuchung, ob der Anbau nicht überhaupt an diese Erkenntnis als notwendige Vorbedingung gebunden ist, oder in welcher Wechselwirkung Anbau und diese Erkenntnis zueinander stehen. Wir brauchten also nicht anzunehmen, daß die Kalifornier diese Erkenntnis besitzen. Damit würde dann zusammenhängen, daß sie gar nicht auf den Gedanken der Aussaat kommen konnten. Aus der Beobachtung der Pflanzenwelt wäre die Ableitung nicht ohne weiteres gegeben gewesen. Denn da die Kalifornier ihre Hafer- und Gräserwiesen nur in der Erntezeit aufsuchten, während sie das übrige Jahr hindurch sich abwechselnd in den Eichel-, Beeren-, Jagd- und Fischgründen aufhielten, so brauchten sie das Keimen aus dem Samen nicht zu beobachten. Zudem geht die Entwicklung aus dem Samenkorn in Kalifornien sehr rasch vor sich, sobald nach dem Ende der Trockenzeit die Regen fallen. Dann stand auf der noch vor wenigen Tagen öden Fläche plötzlich eine neue grüne Vegetation, und zwar eben dort, wo im Jahr vorher schon Gräser und Hafer wuchsen. Die Indianer konnten sich also erfahrungsgemäß damit abfinden, daß jährlich nach Eintritt der Regenzeit die neue Vegetation entstand. Wie diese zustande kam, konnte ihnen ein Rätsel bleiben, das ihnen vermutlich gleichgültig war. Denn die natürliche Aussaat der Samen konnte auch unbeachtet vor sich gehen, indem schon vor der Aberntung durch die Indianer reife Samen ausfielen, oder indem die in die reifen Wiesen einfallenden Vögel Samen zerstreuten, oder indem bei der Ernte selbst reichlich Samen beim Durchstreifen mit den Erntekörben durch die Rispen verloren gingen. Konnten sie sich also mit der Tatsache des jährlichen Neuwachstums begnügen, so erübrigte sich damit für sie jegliche materielle absichtliche Einwirkung auf dieses neue Wachstum; es blieb ihnen bei ihrer Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse höchstens der Versuch zauberischer Maßnahmen zur Hervorbringung neuer Pflanzen und reicher Samenernte übrig.

Es fragt sich, ob wir mit dieser Nichtkenntnis rechnen dürfen. Grassamen werden nicht bloß in Kalifornien, sondern auch weiter nördlich und östlich, vor allem bei den Schoschonenstämmen des inneren Plateaus, und dann im Osten bei den Algonkin des östlichen Waldgebietes verwendet. Überall werden die samentragenden Pflanzen wild abgeerntet, nicht ausgesät[1]. Müßte man diese Erkenntnis also den Kaliforniern absprechen, so doch wohl aus den gleichen Gründen auch allen jenen Stämmen. Alle diese Stämme gehören der nördlichen Jägerkultur an. Da ist es nun auffällig, daß im Bereich dieser nördlichen Jägerkultur eine Pflanze angebaut wird, und zwar eine Art Tabak. Dies geschieht in der Prärie bei Tonkawa, Komantschen, Crow, Siksika, sodann bei den Stämmen der Nordwestküste und Südwestoregons. Auch die Hupa Kaliforniens legen Tabaksamen in die Asche verbrannter Balken und ziehen auf diese Weise Pflanzen heran[2]. Ohne das Alter des Tabakbaues bei diesen Völkern zu untersuchen, ist doch soviel gewiß, daß die Kenntnis der Entstehung neuer Pflanzen aus dem Samenkorn innerhalb dieser Jägerkultur in historischer Zeit vorhanden war. Damit war aber auch die Möglichkeit gegeben, daß sie auf die zur Nahrung dienenden Zerealien übertragen wurde. Dieser Grund für die Nichtaussaat muß also wegfallen.

Ein zweiter Grund könnte der sein, daß die Lebensweise der Kalifornier zu unstet wäre, als daß sie Anbau betreiben könnten[3]. Auch dieser Grund ist wohl hinfällig. Denn abgesehen davon, daß die Kalifornier eine verhältnismäßig seßhafte Lebensweise führen, indem sie jahreszeitlich nacheinander ganz bestimmte Sammelgründe aufsuchen, in denen sie wochenlang verweilen, ist zu beachten, daß der Anbau nur die kurze Periode der Vorbereitung des Feldes, der Aussaat und später des Erntens umfaßt, daß also alljährlich nur eine geringe Zeit der Anwesenheit am Anbauort nötig ist, eine Zeit, die sich im übrigen Wirtschaftsleben recht wohl erübrigen ließ. Wir haben als gutes Beispiel dafür das der Siouxstämme am Missouri, die neben dem Maisbau der Büffeljagd obliegen, indem der gesamte Stamm zwischen Anbau und Ernte zur großen Büffeljagd auszieht, während nach der Ernte die Familien sich einzeln dem schweifenden Jägerleben hingeben. Eine derartige Verbindung von Anbau und schweifendem Jägertum ist sonach durchaus möglich.

Wenn den Kaliforniern trotz der Kenntnis der Entstehung neuer Pflanzen aus Samen nicht der Gedanke gekommen ist, ihre Zerealien auszusäen, so bleibt als letzter Grund wohl nur der übrig, daß die Natur die Pflanzen von sich aus alljährlich in so reichem Maße erzeugte, daß die Indianer sich aus Erfahrung darauf verlassen konnten, jedes Jahr an den bestimmten Plätzen wieder genügend ernten zu können. Es lag für sie also keinerlei Naturzwang vor, der sie zur Aussaat hätte veranlassen können. Man könnte also annehmen, daß die reiche Naturausstattung die Aussaat erübrigte[4]. Die Kalifornier konnten sich mithin darauf

[1] Die Ostalgonkin haben die Anbaukultur erst später durch den von Süden her vordringenden Maisbau erhalten.

[2] Goddard, Hupa, S. 37. Nach Powers, S. 426, bauen auch die Klamath Tabak; doch bezweifelt Powers, ob es sich um absichtliche Aussaat handelt, er hält unabsichtliche Aussaat und nachherige Schonung der Pflanzen für wahrscheinlicher.

[3] Über die Hemmungen, die in der Sammelwirtschaft selbst liegen, siehe unten Seite 62—63.

[4] Vergleiche dazu, daß den Kaliforniern außer den Samen die reiche Eichelernte zur Verfügung stand, die häufig Vorräte für zwei bis drei Jahre lieferte.

beschränken, die reichen Gaben der Natur ohne künstliche Nachhilfe für deren Gedeihen auszunutzen; sie konnten überdies dabei auskömmlich und gut leben, wie daraus hervorgeht, daß Kalifornien nicht nur das von Indianern am dichtesten besiedelte Land Nordamerikas gewesen ist[1], sondern daß in allen Quellen die wohlgenährte, zum Teil fette Gestalt der Kalifornier geschildert wird, wenigstens soweit es sich um Stämme handelt, die in ihrer Wirschaftsführung noch nicht durch die Weißen gestört waren[2]. Damit ergibt sich aber das allgemeine Resultat, daß ein zum Anbau von Natur wie geschaffenes Land bei sonstiger reicher Ausstattung die Bewohner von sich aus nicht zum Anbau bringt[3].

Die Annahme, daß die Kalifornier noch zu kurze Zeit im Lande wären, um bereits den Anbau von sich aus entwickeln zu können, ist ebenfalls hinfällig. Die historischen Stämme dieses Landes haben bis auf wenige Ausnahmen im Norden keine Sagen über eine Einwanderung; sie bezeichnen sich als alteingesessen. Wenn sie also eingewandert sind, wie nach ihrer Kultur anzunehmen ist, so muß das soweit zurückliegen, daß sich keine Erinnerung mehr daran erhalten hat. Im übrigen finden sich in den Altertümern des Landes vor allem im Süden bowlenförmige Steinschalen, die wahrscheinlich als Mörser gedient haben und damit die Verwendung von Früchten und Samen, die dann zerkleinert werden sollten, in der Vorzeit gewiß machen[4]. Die Untersuchung der Muschelhaufen an der Suisunbai hat ergeben, daß die Kulturentwicklung von jenen Zeiten bis zur historischen Zeit in gerader Linie vor sich gegangen ist, von primitiveren zu höheren Formen[5]. Von Spuren eines vorhistorischen Anbaues ist dabei nichts zu finden. Die Samenverwertung selbst ist aber wohl auch für die Vorzeit anzunehmen. Und trotz dieser weit in die Vorzeit zurückgehenden ähnlichen Kultur ist der Schritt zum Anbau nicht getan worden.

---

[1] Merriam, Population, S. 594.

[2] Merriam (Population) berechnet in vorsichtiger Schätzung die indianische Bevölkerung Kaliforniens um das Jahr 1800 auf 250000 Köpfe. Da Kalifornien 410140 qkm umfaßt, so kommt, wenn man $^1/_3$ davon als für die menschliche Ernährung unausnutzbar annimmt (was sehr hoch gegriffen ist), auf 1 qkm etwa 1 Bewohner. Einer Familie von 5 Köpfen stände also ein Wirtschaftsgebiet von etwa 5 qkm zur Verfügung. Dies genügt bei der Wirtschaftsweise der Kalifornier ersichtlich vollkommen zu deren Ernährung. Denn die Kalifornier nützten nicht nur die ebenen Flächen der Täler aus, sondern auch die Gebirgswälder und die Gewässer. Ihre Wirtschaftsbasis war infolgedessen viel breiter als die der späteren weißen Ansiedler, die nur die ebenen Talflächen für Anbau und Viehzucht ausnutzen. Powers weist mit Recht darauf hin, daß die indianische Bevölkerung dadurch wesentlich stärker sein konnte als die weiße Ansiedlerschaft. Während z. B. in Round Valley 5000 Indianer leben konnten, bilden 1000 Weiße eine recht starke Ansiedlerschaft; das Coyotetal bei Ukiah ernährte 3—500 Indianer, bot aber nur 8 Farmerfamilen Platz (Powers, S. 128, 415, 416). Andererseits ist diese Bevölkerungsdichte nicht so stark, daß etwa die Ernährung der Bewohner in Frage gestellt wäre. Ein durch überstarke Bevölkerung hervorgerufener Zwang zur intensiveren Ausnutzung des Bodens mittels Anbau ist also für Kalifornien nicht anzunehmen.

[3] Kroeber meint (Types Culture, S. 81), daß, wenn die Höhe der Zivilisation eines Volkes in weitem Umfange abhängig vom Wohngebiet ist — was er nicht für wahrscheinlich hält —, nach Maßgabe der Verhältnisse in Kalifornien die Vorteile der Natur eher ein Hindernis als ein Ansporn zum Fortschritt seien.

[4] Zum Zerkleinern von Eicheln sind indessen diese Mörser kaum geeignet gewesen; siehe Kroeber, Cahuilla, S. 53.

[5] Nelson, Shellmounds San Francisco Bay, S. 340, 341, 342, 344; Ellis Landing, S. 401—402.

Offenbar hat der Anbau noch andere Vorbedingungen zur Voraussetzung. Es ist eine noch ungelöste Frage, welche Pflanzen zuerst vom Menschen angebaut wurden, ob Körner- oder Hackfrüchte, oder ob etwa der Anbau ursprünglich von Medizinal-, Genuß- oder Industriepflanzenbau ausging und sich dann erst auf Nahrungspflanzen ausdehnte. Mir will scheinen — ohne daß ich dies bisher nachweisen könnte —, daß der Anbau von Hackfrüchten dem der Körnerfrüchte voranging. Für Amerika insbesondere kommt als Körnerfrucht nur der Mais in Betracht, eine in Mittelamerika einheimische Pflanze. Deren Anbau ist stets verbunden mit dem von Bohnen, Kürbis und Melonen. Im südamerikanischen Anbaugebiet tritt dazu Cara (süße Kartoffel) und Mandioka, im bolivianischen Hochland Quinoa (Reismelde). Anscheinend bildet das gesamte Anbaugebiet Mittel- und Südamerikas ein einheitliches Wirtschaftsgebiet, dessen Anbau von einer Stelle ausging. Wo dieser Ausgangspunkt lag und ob der Anbau dort selbst entstand oder von außen dahin gebracht wurde, das sind ebenfalls noch ungelöste Fragen. Sicher ist, daß sich im Mais eine einzigartige Körnerpflanze darbot, die äußerst reiche Ernten lieferte und sehr nahrhaft war. Wo diese Kultur bei ihrer Weiterverbreitung keine Anbaumöglichkeiten für den Mais fand, suchte sie statt dessen andere Pflanzen anzubauen, wie z. B. im rauhen Titicacaseegebiet die Quinoa. Für Nordamerika ist, wie schon oben ausgeführt, die Maisbaukultur eine von Süden gekommene Erscheinung, die im Osten bis an die Nordgrenze des Maiswachstumes vorgedrungen ist, im Westen aber den Coloradofluß nur wenig überschritten hat, obwohl die Wachstumsgrenze des Maises hier im Westen wesentlich nördlicher liegt. Das hängt wahrscheinlich damit zusammen, daß wir es im Osten mit einem aktiven Völker- und Kulturstrom von Süden her zu tun haben, im Westen dagegen entweder mit sehr stabilen Völker- und Kulturverhältnissen, die der Ausbreitung der Maiskultur gewisse Schranken zogen, oder mit Zwischenschaltung primitiver Elemente, die ein Übergreifen der Maisbaukultur nach Kalifornien verhinderten. Jedenfalls haben wir für Nordamerika die Tatsache zu verzeichnen, daß der Anbau nicht auf die einheitlichen Zerealien, also Gräser, Hafer und Reis übergegriffen hat (außer in jüngster Zeit auf den Wildreis bei den Odschibwä), trotzdem deren Wert als Nahrungspflanzen schon vor Eindringen der Maisbaukultur bekannt war, wie die nördlichen Vorkommnisse der Samenverwertung beweisen. Wir haben demnach die Verwertung der Zerealien in Nordamerika als einheimische Maßnahme anzusehen, die mit der Maisbaukultur nicht in Verbindung steht.

Damit kommen wir zur Mehlherstellung selbst. Müssen wir in ihr, trotz der geographischen Nachbarschaft des großen amerikanischen Mehlgebietes der Maisbaukultur, eine selbständige Entwicklung erkennen?

Abgesehen von den Kastanien, die nach dem Dünsten im Erdofen ohne weiteres genießbar sind, können die mehlhaltigen Früchte, Nüsse und Samen erst nach gehöriger Zerkleinerung genossen werden. Diese geschieht durch Zerstampfen, wodurch ein mehr oder weniger feines Mehl entsteht. Die Mehlherstellung als solche ergibt sich also naturgemäß aus den Eigenschaften der zur Verfügung stehenden Nahrungsmittel. Damit hängt auch die weitere Verwendung des Mehles zu Brei zusammen. Für Völker, die die Kenntnis des Kochens besitzen, ist die Breiherstellung die naturgemäße Verwendungsart. Die

Kalifornier besitzen diese Kenntnis; sie wenden dasselbe Verfahren an wie die nördlichen und östlichen Völker, d. h. das Kochen mit eingeworfenen Steinen[1]. Das will besagen, daß sie diese Kenntnis von Anfang an gehabt, nicht etwa von der Maisbaukultur aus dem Süden übernommen haben. Denn andernfalls müßten sie auch die Töpferei übernommen haben, für die in den reichen Tonlagern Kaliforniens die natürliche Vorbedingung gegeben ist.

Eine andere Frage ist die des Backens. Für Völker, die nur das Braten und Dünsten des Fleisches kennen, ist das Backen des Mehlteiges die sinngemäße Übertragung einer bekannten Zubereitungsart auf ein anderes Nahrungsmittel. Wie wir oben sahen, wird der Mehlteig entweder in Blätter geschlagen und in die Asche oder zwischen heiße Steine gelegt, oder im Erdofen gebacken. Beide Verfahren stimmen mit der Zubereitung von Fleisch und Fisch überein, sind also nichts der nördlichen Kultur Fremdes. Fraglich ist dabei nur, ob das Brotbacken gerade hier in Kalifornien entstanden oder aus nördlicheren Gegenden mitgebracht worden ist. Dazu ist zu vermerken, daß die Brotherstellung im Westen auf Kalifornien beschränkt ist (das Vorkommnis bei den Paiute schließt sich so eng an das bei den Pueblos an, daß es mit diesem eine Einheit bildet), und daß wir Brot und zwar aus Farnwurzelmehl nur noch bei den Nordwestindianern finden. Bei diesen bildet es zudem eine nur gelegentliche Zuspeise, über deren Alter wir nichts wissen, während Brot und Brei bei den Kalifornien die hauptsächlichsten Verwendungsarten des Mehles darstellen. Wir können wohl annehmen, daß infolge des Reichtums der Ernten die pflanzlichen Nahrungsmittel in Kalifornien völlig das Übergewicht über die tierischen erhielten, und daß mit dieser Umwandlung der Jägerkultur, die zugleich eine Bereicherung und Erleichterung der Wirtschaft bedeutete, auch bisher nur wenig geübte Zubereitungsverfahren neues Leben und größere Bedeutung erlangten.

Das Kuchenbacken endlich, d. h. die Herstellung dünner Fladen auf heißen Steinen, ist eine Zubereitungsart, die im mittel- und südamerikanischen Maisbaugebiet allgemein üblich ist (Tortillas aus Mais, Beijus aus Mandiokamehl) und sich auch bei den Pueblos im Norden findet. Bei ihr werden überall besondere, am Feuer zu erhitzende Stein- oder Tonplatten verwendet. In Kalifornien kennen wir die Kuchenbereitung nur von den Hupa, die den Mehlteig einfach ganz dünn auf sonnenerhitzte Felsplatten gießen. Wie die anderen kalifornischen Stämme ihre „Cakes" herstellen, die sie aus verschiedenen Mehlarten bereiten, ist nicht bekannt. Die gleiche Art des Backens wie bei den Hupa findet sich jedoch bei den Stämmen des inneren Plateaus[2]. Wir haben es demnach vermutlich mit einer selbständig entwickelten primitiveren Art des Backens zu tun, deren Ursprung aus verkrustetem Mehlbrei sehr wohl denkbar wäre.

Damit erweist sich die kalifornische Kultur auch in der Zubereitungsart der Früchte als unabhängig von der südlichen Maisbaukultur. Sie ist ein Glied der nördlichen Jägerkultur, das allerdings seit langen Zeiten im Lande sitzt und vielleicht auch junge Beeinflussungen von Norden her erfahren hat. Wir müssen sonach annehmen, daß die Urkalifornier von Norden her ins Land kamen mit

[1] Dixon, Shasta, S. 426; Goddard, Hupa, S. 23; Dixon, Maidu, S. 187; Powers, S. 234 (Wintun), S. 421 (Nischinam); Mason, Salinas, S. 119, 122.

[2] Backen von Wurzeln; siehe Lewis, Tribes Columbia Valley, S. 183.

einer Kultur, deren Grundzüge in der heutigen nördlichen Jägerkultur, besonders in deren Ausprägung im inneren Plateau, enthalten sind. Sie kamen in ein von Natur reich ausgestattetes, klimatisch begünstigtes Land, das zum Anbau geradezu herausforderte. Trotz Kenntnis der Entstehung neuer Pflanzen aus ausgelegten Samen, trotz starker Verwendung von Samen und Früchten zur Nahrung taten sie den Schritt zur Aussaat nicht, sondern sie begnügten sich damit, alle die Früchte und Samen, die das Land ihnen bot, in der ihnen bereits bekannten Weise auszunützen. Das besagt aber, daß die Naturausstattung eines Landes seine Bewohner nicht naturnotwendigerweise dazu veranlaßt, die für diese Naturverhältnisse geeignetste Ausbeutungsform zu entwickeln. Dazu bedarf es anscheinend besonderer Umstände. Viel mehr kommt es darauf an, mit welcher Kultur, mit welchem Schatz an Kenntnissen und Erfahrungen, mit welcher Entwicklungshöhe des Willenslebens, mit welchen Gewohnheiten und Sitten[1] ein Volk in ein neues Land kommt. Bei den Kaliforniern geschah das aus dem Norden mit den Grundlagen der nördlichen Jägerkultur. Die Tierwelt, Landtiere wie Fische, erlaubte ihnen, zusammen mit der sonstigen Naturausstattung des Landes, die Beibehaltung der ihnen geläufigen Fangmethoden. Der große Reichtum des Landes an pflanzlichen Nahrungsmitteln, vor allem an Samen (Gras, Hafer), Nüssen (Pine) und Früchten (Eicheln), gestattete ihnen, die bis dahin in ungünstigem Gebiete in geringem Maße geübte Ausnutzung des Pflanzenreiches nicht nur in der altgewohnten Form fortzusetzen, sondern sie weiter zu entwickeln, sie zu steigern und zu differenzieren. Die Folge war die Umwandlung des bisherigen Jägertums in eine vorwiegend auf Pflanzenverwertung beruhende Wirtschaftsform. Die Verwertungsweisen an sich blieben dabei dieselben wie in der alten Heimat, nur daß sie eine ungeahnte Neubelebung und Intensivierung erfuhren.

Diese Untersuchungen führen also zu dem allgemeinen Ergebnis, daß die Natur eines Landes auf diejenigen Kulturelemente erhaltend wirkt, die unter den neuen Naturbedingungen lebensfähig sind; daß sie hingegen andere abwandelt, um sie den neuen Lebensverhältnissen anzupassen. Eine Neuschöpfung findet dabei im allgemeinen nicht statt; dafür sind besondere Bedingungen nötig, die herauszuarbeiten ein dringendes Erfordernis aller Kulturwissenschaft ist.

Damit will ich nun keineswegs behaupten, daß ein solch reiches Gebiet wie Kalifornien nicht in der Lage gewesen wäre, ein Urvolk zum Ackerbau emporzuentwickeln. Die Naturbedingungen dafür scheinen gegeben zu sein[2]. Was im historischen Ablauf der Besiedlung des Landes dagegen wirkte, war der Umstand, daß die Einwanderer offenbar keine primitiven Völker mehr waren, deren Kultur

---

[1] Die Kenntnisse allein genügen nicht — denn sonst hätten die Kalifornier ja zum Anbau gelangen können. Die Willensrichtung des Volkes, seine Gewohnheiten und Sitten sind gleich kräftige Faktoren, die zwar in derselben Richtung wie die Kenntnisse und Erfahrungen wirksam sein, aber auch ihnen entgegenwirken können. Hier bei den Kaliforniern liegt der Fall wohl so, daß die aus der nördlichen Jagdkultur stammenden Gewohnheiten und Willensrichtungen viel stärker wirksam waren als jene irgendwie erworbene Kenntnis von der Entstehung neuen Lebens aus dem Samenkorn.

[2] Eine in den Naturverhältnissen liegende Hemmung ist aber wohl die oben erwähnte Überfülle an pflanzlichen Nahrungsmitteln.

noch bildsam genug war, um sich in Anlehnung an die neue Umwelt zu höherer Form entwickeln zu können, sondern daß diese Völker eine bereits so fest ausgeprägte Kultur-[1] und Wirtschaftsform mit sich brachten, daß für sie, zumal unter den neuen günstigen Verhältnissen, jeglicher Zwang zum Wechsel ihrer bisherigen Wirtschaftsart fortfiel. Ausschlaggebend ist also die Eigenkultur des Volkes, das ein neues Land betritt, nicht dessen geographische Bedingungen. Jedes Volk versucht ein neues Land zunächst mit den Mitteln auszunutzen, die ihm geläufig sind, und in der Richtung, die seinem bisherigen Kulturleben entspricht[2]. Die geographischen Bedingungen schaffen nichts Neues, sondern wandeln nur die alte Kultur ab. Neuerwerbungen ergeben sich zumeist nur durch den Einfluß fremder Völker und Kulturen.

Die Umwandlung, die die Kalifornier durch die neuen Naturverhältnisse in ihrer Wirtschaftsführung erfahren haben — vom schweifenden Jäger- und Fischervolk mit geringer Pflanzenausnutzung zum winterseßhaften Jäger- und Fischervolk mit intensivster Pflanzenausnutzung — bedeutet nicht bloß eine Umwandlung ihrer alten Kultur, sondern auch deren Bereicherung. Das Land bot ihnen eine Unmenge verschiedener Samen und Früchte, die sie alle durchprobten und in ihre Wirtschaft einbezogen, wobei sie zunächst ungenießbare Früchte durch bestimmte Prozesse genießbar machten. Das bedeutet also eine Vermehrung der Menge der Nahrungspflanzen und damit die Ausdehnung des Bereichs der Pflanzenwelt in der Wirtschaft bis zum absoluten Übergewicht über Jagd und Fischfang. Es bedeutet zugleich eine Vermehrung der Nahrungsmenge überhaupt, indem die Ernten zum Teil überreich waren und den Leuten ein verhältnismäßig gutes Leben ermöglichten. Gleichzeitig zielt aber auch diese Bereicherung auf die Anbaukultur hin; denn die überwiegende Mehlnahrung, die Methoden der Mehlbereitung selbst, wie auch seine Verarbeitung zu Brei und Brot sind Züge, die diesen Übergang anbahnen. Indem die kalifornische Kultur andererseits tief im nördlichen Jägertum verankert ist, erscheint sie damit als eine Art Zwischenstufe zwischen diesen beiden Kulturformen. Vielleicht könnten wir sie auch als eine Form auffassen, aus der weiter im Süden die Maisbaukultur entstand.

Es gibt mancherlei, was für diese Auffassung zu sprechen scheint. Das Betäuben der Fische durch Gift, die Verwendung bumerangähnlicher Wurfstöcke bei der Kleinwildjagd sind altertümliche Züge, von denen wir kaum annehmen können, daß sie erst nachträglich von Süden her nach Kalifornien übertragen worden seien. Sie scheinen viel eher einer älteren Kulturschicht anzugehören. Dasselbe gilt für das Kuchenbacken der Hupa. Deren rohes Verfahren erscheint als Vorstufe für die besseren Methoden der Pueblos und Mittelamerikaner. Von den Jagd- und Fischfangmethoden erstrecken sich eine Anzahl der nördlichen Arten über die Kalifornier bis zu den Pueblos; so die Treibjagd auf die Jäger zu, die Anwendung konvergierender Zäune mit Einfriedigung und die Schlingen-

[1] Der Begriff Kultur umfaßt hier und im folgenden auch die Ausprägung des Willenslebens des Volkes.

[2] Vergleiche dazu für Kalifornien: Die Indianer nützten das Land als Sammler aus, die Spanier als Viehzüchter, die Amerikaner zunächst als Goldsucher, sodann als Ackerbauer. Im Südwesten wird dasselbe Land gleichzeitig von den Pueblos als Ackerbauern, von den Navajos und Apatschen als schweifende Jägervölker ausgenutzt; beide Völkergruppen haben im gleichen Land ihre alte, von der andern verschiedene Wirtschaftsform beibehalten.

jagd besonders in der Form der Vereinigung vieler Schlingen zum gleichzeitigen Fang einer größeren Anzahl Tiere. Auch im Hausbau finden wir Übereinstimmungen zwischen Südwesten und Kalifornien, die sich ebenfalls zum Teil bis nach Nordwesten hinauf erstrecken; so die Versenkung von Häusern (bei Pueblos nur für Zeremonialräume), das (versenkte) Rundhaus als Zeromonialhaus einiger Pueblostämme, die kuppelförmige Grashütte der Yuma und Pima, den kuppelförmigen Backofen der Zuñi, der nichts weiter ist als ein für die Dauer errichteter oberirdischer Erdofen, das kuppelförmige Schwitzhaus, das in Mexiko sogar wieder mit Gangtür auftritt u. a. m[1].

Mir scheint, daß die Kultur der historischen kalifornischen Indianer, wenngleich sie selbst eine gewisse einseitige Entwicklung genommen hat, ihrem ganzen Wesen nach doch ein Glied einer weiter verbreiteten alten Kulturschicht ist, die sich über das westliche Gebirgsland Nordamerikas von Nordwesten an nach Süden bis Mexiko gezogen hat. Ursprünglich eine reine Jäger- und Fischerkultur, hat diese in den an Samen und Früchten reicheren Gebieten des Südens den Übergang zur Mehlbereitung gefunden, die nun die Hauptnahrungsquelle wurde; dabei hat sie auch an sich ungenießbare Früchte mit in ihren Wirtschaftsbetrieb einbezogen. Weiter im Süden hat sich auf ihr die Maisbaukultur aufgebaut, während sich im Norden jüngere reine Jägerkulturen darübergeschoben haben. Eine Abzweigung dieser alten Kulturschicht hat sich anscheinend nach Osten hin in Gestalt der Algonkinkultur verbreitet[2].

---

[1] Weitere Zusammenhänge zwischen Kalifornien und den Pueblos, die vielleicht auf alte Verbindungen hinweisen, sind folgende: Decken aus verwobenen Kaninchenfellstreifen finden sich außer weiter im Norden auch in Zentralkalifornien und bei den Pueblos. Der Mantel aus zwei längsseits zusammengenähten Hirschfellen, deren Enden über der linken Schulter zusammengebunden sind, wie ihn die Nordwestkalifornier, die Chimariko und Gebirgsmaidu tragen, erinnert um so mehr an den Baumwollmantel der Pueblofrauen, als dieser ebenfalls in Verbindung mit Gürtel, Gamaschen und Schuhen getragen wird, nur daß die Gamaschen der Pueblofrauen baumwollene Wickelgamaschen sind, die der Kalifornier aber Ledergamaschen. Das Kopfband, das die Nordwestkalifornier dauernd, die Männer und Frauen der Zentralkalifornier als Festschmuck tragen, kehrt in der Männertracht der Pueblos wieder. Die Sitte, nach der die Männer während des Winters im Dorf im Zeremonialhaus wohnen, im Sommer dagegen außerhalb des Dorfes mit der Familie zusammenleben, findet sich in gewisser Weise auch bei den Pueblos, wenn wir die Farmdörfer berücksichtigen. An den Schlangentanz der Hopipueblos erinnert der jährliche Schlangentanz der Yokuts, bei dem die Schlangenschamanen mit Klapperschlangen in den Händen tanzen. Der Zeremonialkalender der Pueblos hat sein Widerspiel bei den Maidu, deren größere Zeremonien in bestimmter Reihenfolge stattfinden, wobei viele kleinere Zeremonien eingeschaltet sind. Einen besonderen Türwächter an den Zeremonialhäusern, der Unberufenen, vor allem den Frauen, den Eintritt verwehrt, haben Kalifornier wie Pueblos. — Eine Reihe von Zügen haben die Pueblos lediglich mit den südlichen oder südwestlichen Kaliforniern gemeinsam. Diese weisen also auf eine engere Verbindung mit den Yuma- und Schoschonenstämmen hin. Ich nenne da die echten Wandersagen der Südkalifornier, die Federstäbe als Opfergaben der Chumasch, die Holzraspel als Musikinstrument der Salinas, die Serien von Gesängen bei den Zeremonien der Südkalifornier, die Wettläufe bei Zeremonien und die Sandgemälde, die das Weltbild darstellen, bei den Pubertätszeremonien der Südwest- und Südkalifornier.

[2] Ohne Birket-Smith's Bezeichnungen der Urkulturen anzunehmen und die Vereinigung der Kulturelemente zu Schichten in der von ihm gegebenen Weise völlig zu übernehmen, glaube ich doch sagen zu dürfen, daß diese Urschicht seiner sogenannten Eisjagdstufe am nächsten stehen mag. Deren Ausgangspunkt ist nach ihm das Gebiet der subarktischen Seen Nordamerikas, wo die Ureskimo, Uralgonkin, Urselisch (und eventl. andere Urvölker) ihre Träger waren. Nach Birket-Smith drang in diese halbseßhafte Kultur (mit kuppelförmigem Erdhaus) eine jüngere Kultur (Schneeschuhkultur, mit Kegeldach-Rindenhütte) aus Nordwesten herein, deren Träger in Nordamerika die Urdene wurden. Diese jüngere Kultur zersprengte die Eisjagd-

Für diese Annahme scheinen mir auch in den sozialen Verhältnissen der Kalifornier gewisse Hinweise gegeben zu sein.

völker und veranlaßte sie zur Abwanderung nach Nordosten (Eskimo), Südosten (Algonkin), Westen und Südwesten (Selisch u. a.), um sich dann ebenfalls nach diesen Richtungen vorzuschieben. Vielleicht hat sich darüber stellenweise eine noch jüngere, aus Asien gekommene Schicht gelagert. Vor allem die typische nordwestliche Fischerkultur enthält Elemente, die auf junge, fremde Beeinflussung hinweisen. — Vielleicht müssen wir die sogenannte Eisjagdkultur im Westen von Anfang an weiter nach Süden ziehen lassen, wo sie sich infolge der dortigen Naturverhältnisse in der oben geschilderten Weise abwandelte. — Diese Art der Auffassung der Urkulturverhältnisse des nördlichen Nordamerikas ist die einzige, die uns eine genügende Erklärung für die auffälligen Zusammenhänge zwischen den Ostindianern und den Kaliforniern gewährt. — Nach meiner Auffassung hat sich vom Süden her die Maisbaukultur nach Norden vorgeschoben, im Osten bis zum Sankt Lorenzstrom, in der Prärie längs des Missisippi-Missouri ebenfalls bis zur Maisgrenze, im Südwesten bis wenig über den Rio Colorado. Sie hat im Osten und der östlichen Prärie zu einer engen Vermischung mit der nördlichen Urkultur dieser Gebiete geführt, und diese Mischkultur hat dann die bis dahin unbewohnte Prärie ergriffen, in die von Westen her Vertreter des nö dlichen Jägertums einströmten, woraus eine neue Mischkultur entstand. Da in dieser viele Züge der Maisbaukultur infolge der rein auf eine Spezialjagd (Büffeljagd) eingestellten Wirtschaft wegfielen, ähnelt sie, worauf auch Birket-Smith hinweist, nun ihrem Charakter nach wieder mehr der nördlichen Jägerkultur.

III. Die soziale Organisation der Kalifornier.

Die soziale Organisation der Kalifornier zeigt durch das Fehlen der Clan- und Gentilorganisation, sowie durch das Auftreten der Dorfgemeinschaft als höchste soziale Einheit ein ganz besonderes Gepräge. Um sie völlig verstehen zu können, ist eine knappe Darlegung ihres Aufbaues nötig. Nur diese wird uns in den Stand setzen, zu erkennen, ob wir es bei der Dorfgemeinschaft mit einer Entwicklungsstufe zu tun haben, die eine notwendige Folge vorausgegangener niederer und notwendige Vorbedingung höherer Stufen ist, oder mit einer eigenartigen Sonderentwicklung, von der aus keine Weiterentwicklung möglich erscheint.

Die unterste soziale Einheit der Kalifornier ist die Familie, die sich zusammensetzt aus Vater und Mutter, Söhnen mit deren Frauen und Kindern, unverheirateten Töchtern; zum Teil gehören auch unverheiratete und verwitwete Brüder und Schwestern der Eltern dazu[1]. Diese Familie ist auf männliche Abfolge gegründet, wie aus der Vererbung des persönlichen Eigentums, des Rechtes am Familienfischloch und am Platz für den Hirschfangzaun in männlicher Linie hervorgeht[2]; nur bei den Nordwestkalifornien vererbt sich der soziale Rang des Individuums durch die Mutter, offenbar als Ausläufer der Nordwestkultur. Die Familie bildet eine Wohngemeinschaft, indem sie gemeinsam ein Haus bewohnt, allerdings mit der Maßgabe, daß bei einigen Stämmen (Hupa, Karok, Chillula, Schasta, vielleicht auch anderen[3]) die Männer winters über im Versammlungshaus und nur sommers über in den Sommerhütten zusammen mit der Familie nächtigen. Meist bewohnen mehrere Familien gemeinsam ein Haus[4]; dies sind dann meist einander verwandte Familien[5]. Geleitet wird die Familie vom Familienoberhaupt, dessen Amt erblich ist (und bei den Pomo[6] auf die Schwester übergeht).

Insoweit scheint die Familienorganisation bei allen Kaliforniern übereinzustimmen. In betreff des Familieneigentums tritt indessen anscheinend eine wichtige Scheidung ein. Bei den meisten Stämmen hat jede Familie innerhalb des Dorfbezirkes ein erbliches Anrecht an Jagdgründen, Hirschfangzäunen, Fischplätzen (Wehren) und Sammelgründen; Fremde dürfen nur mit Erlaubnis oder gegen vorherige Zahlung einer Entschädigung in diesem Familieneigentum jagen, fischen oder sammeln[7]. Die Familie hat mithin einen gemeinsamen Besitz, der ihre

[1] Siehe Goddard, Hupa, S. 57. Wir haben es also mit einer Art Großfamilie zu tun. Unter Familie verstehe ich in den weiteren Ausführungen stets diesen erweiterten Familienkreis.

[2] Dixon, Maidu, S. 226.

[3] Goddard, Hupa, S. 15, 50; Powers, S. 24 (Karok); Goddard, Chillula, S. 271; Dixon, Shasta, S. 420.

[4] Zum Beispiel bei den Maidu (Dixon, S. 174).

[5] Dixon, Shasta, S. 418.

[6] Barrett, Ethnogeography, S. 15.

[7] Siehe z. B. Dixon, Maidu, S. 225; Shasta, S. 452.

Mitglieder enger aneinander schließt. Sie ist also eine Bluts-, Wohn- und Besitzgemeinschaft. Und da dieser erbliche Besitz sich nicht bloß auf wirtschaftliche Dinge, sondern auch auf religiöse Zeremonien und Gesänge erstreckt, ist sie auch eine Kultgemeinschaft. Diese Form der Familie erscheint somit als der Kern, von dem aus verschiedene Entwicklungen möglich sind, durch stärkere Betonung eines der Gemeinschaftsfaktoren, entweder also nach der Seite der Blutsgemeinschaft, oder der Wohngemeinschaft, oder der Kultgemeinschaft hin.

Eine Verstärkung der Blutsgemeinschaft scheint bei den Luiseño insofern vorzuliegen, als wir es hier nicht mehr mit einer Einzelfamilie als Träger der Gemeinsamkeiten zu tun haben, sondern mit einer Familiengruppe, das heißt einer Gruppe verwandter Leute (und Familien), die einen gemeinsamen Vorfahren besitzen[1]. Diese Familiengruppe hat einen besonderen gemeinsamen Wohnsitz (das Dorf)[2], einen besonderen erblichen Streifen Land im Tal und im Gebirge, in dem sie das alleinige Recht auf Jagd und Sammeln hat, und der unter die Familien der Gruppe verteilt wird[3], und besondere Zermonien und erbliche Gesänge, an welch letzteren sie am besten unterscheidbar sind[4]. Ein eigentliches Oberhaupt der Familiengruppe fehlt. Die größte Macht übt der erbliche Leiter der religiösen Zeremonien aus; neben ihm gibt es einen erblichen Leiter der Kaninchenjagden. Eine gewisse Regierungsgewalt besitzt vielleicht der Schamane[2]. Hier liegt also die Entwicklung zu einer höheren Verwandtschaftseinheit vor, zur Sippe. Diese ist noch eine reine Wohn- und Kultgemeinschaft[5]. Von hier aus ist der Übergang zur Gens und zum Clan und zur Gentil-(Clan-)Organisation möglich[6]. Wir hätten also demnach hier zwei Vorstufen dieser höheren Verwandtschaftsorganisation vor uns, die einfache Familie und die Familiengruppe.

Bei einigen Stämmen ist die Familienorganisation nur locker (Modoc und Klamath)[7]. Die Familien haben kein erbliches Anrecht auf Jagd-, Fisch- und Sammelgründe; diese gehören vielmehr ausschließlich der Dorfgemeinschaft als solcher (Chimariko)[8]. Ein Nebeneinander von Dorfbesitz und erblichem Familien-Landbesitz, wie wir es bei der Dorfgemeinschaft der Kalifornier ganz allgemein finden, besteht hier also nicht. Es gibt nur Landbesitz der Dorfgemeinschaft, auf dem jeder Dorfinsasse jagen, fischen und sammeln darf. Bei dieser losen Familienorganisation überwiegt demnach die Dorfgemeinschaft völlig die Einzelfamilien. Nehmen wir also die Familie als Ausgangspunkt der Entwicklung[9], so

[1] Dubois, Religion Luiseño, S. 160, 161.
[2] Sparkman, Luiseño, S. 215.
[3] Sparkman, Luiseño, S. 190.
[4] Dubois, Religion Luiseño, S. 161.
[5] Kroeber vergleicht daher (Sparkman, Luiseño, S. 215, Anm. 4) die von Dubois (Religion Luiseño, S. 160) „party", von Sparkman „band" oder „clan" genannte Familiengruppe mit den halbtotemistischen clans der Mohave bis auf das Fehlen des Clantotemismus bei den Luiseño; er definiert die Familiengruppe als die kalifornische Dorfgemeinschaft mit stärkerer Betonung von Verwandtschaft und Abstammung.
[6] Vergleiche die Urclans der Hopi, die, wie aus den Überlieferungen hervorgeht, solche Wohn- und Kultgemeinschaften darstellten.
[7] Indian Handbook, vol. I, S. 779.
[8] Dixon, Chimariko, S. 301.
[9] Dies gilt zunächst nur hypothetisch für die Kalifornier. Es scheint mir aber — wie auch aus den späteren Ausführungen hervorgeht —, als ob die Familie überhaupt in Nordamerika der Kern und Ausgangspunkt der Sozialorganisation ist. Dabei verstehe ich unter „Familie" die er-

ist hier die Entwicklung nach der Seite der Wohngemeinschaft soweit vorgeschritten, daß die ursprüngliche Familienorganisation dabei an Selbständigkeit und Bedeutung eingebüßt hat.

Die größte soziale Einheit über der Familie (und Familiengruppe) ist in Kalifornien fast überall das Dorf[1]. Das Dorf ist die Lebensgemeinschaft, in der der Mann geboren wird, lebt und stirbt[2]; in ihrem Bezirke will er begraben sein[3]. Außerhalb der Grenzen des Dorfbezirks beginnt die Fremde, die für den Dorfbewohner gefährlich ist[4]. Deshalb lernen die Kalifornier von Jugend auf[5] die durch natürliche Gebilde, wie Felsen, Flüsse, Bäume u. a. gekennzeichneten Grenzen[6] der Familien- und Dorfbezirke genau kennen. Der Übergang eines Mannes aus einem Dorf in ein anderes ist sehr schwer[7]. Der Mann heiratet meist im Dorf[8], wobei nur die nächste Blutsverwandtschaft ein Ehehindernis ist[9]. Doch wird von den Hupa und Maidu[10] berichtet, daß die Frau aus einem fremden Dorf geholt wird; sie geht also in das Dorf des Gatten über. Infolge dieser Dorfexogamie sind also die Dörfer der Hupa und Maidu durch die Frauen miteinander verwandt.

Die Dörfer haben verschiedene Größe; viele umfassen nur eine oder zwei bis drei, meist verwandte Familien (Schasta, Maidu)[11], oder eine Familiengruppe (Luiseño)[12]. Solche kleinen Dörfer haben im allgemeinen kein Versammlungshaus. Dies tritt erst in größeren Dörfern auf[13]. Deren gibt es wohl bei allen Stämmen. So wird berichtet, daß die Karok[14] so viele Versammlungshäuser bauen, daß alle Männer des Dorfes darin schlafen können, während viele Zentralkalifornier ein großes Versammlungshaus für mehrere hundert Männer bauen, um darin die Dorfzeremonien abzuhalten.

Diese Dörfer werden im allgemeinen nur während des Winters bewohnt, während im übrigen Jahr die Bevölkerung nach Familien

---

weiterte Familie (siehe oben Seite 65) mit ihren Eigenschaften als Wohn-, Besitz- und Kultgemeinschaft, also sozusagen eine kleinste, durch engste Verwandtschaft verknüpfte Horde.

[1] Kroeber, Types Culture, S. 83; Barrett, Ethnogeography Pomo, S. 14; Dixon, Maidu, S. 223; Goddard, Hupa, S. 58; Dixon, Chimariko, S. 301.

[2] Goddard, Hupa, S. 58.

[3] Powers, S. 249, 250 (Schasta), S. 259 (Modok), S. 319 (alle Kalifornier).

[4] Dixon, Maidu, S. 201; Barrett, Ethnogeography Pomo, S. 17 (Pomo); Powers, S. 109 (Nordwestkalifornier). Daraus erklärt sich wohl auch mit der enge Bereich der Handelsreisen der Kalifornier, siehe Dixon, Shasta, S. 436.

[5] Powers, S. 109.

[6] Dixon, Maidu, S. 225; Barrett, Geography Miwok, S. 344; Powers, S. 109 (Nordwestkalifornier), S. 320 (Nischinam).

[7] Hierin vor allem liegt mit der grundlegende Unterschied gegenüber der Clan- und Gentilorganisation. Bei dieser hat der Angehörige eines Clans oder einer Gens auch außerhalb seines Wohnsitzes Verwandte, und zwar in allen Orten, wo sein Clan oder seine Gens vertreten ist. Dadurch ist ein viel regerer und engerer Verkehr zwischen den Bewohnern verschiedener Dörfer möglich als bei den Kalifornern, wo schon das Überschreiten der Grenzen des Dorfbezirkes mit Lebensgefahr verbunden ist, und jeder im anderen Dorf als Fremder, womöglich als Feind betrachtet wird.

[8] Dixon, Maidu, S. 239, 240; Kroeber, Types Culture, S. 84: es gibt keine Exogamie.

[9] Daraus folgt eine enge Verwandtschaft aller Familien des Dorfes.

[10] Goddard, Hupa, S. 55, 58; Dixon, Maidu, S. 239, 240. Bei den Maidu fehlt aber die strenge Einhaltung der Exogamie, die bei den Hupa üblich ist; sie können auch im Dorf heiraten.

[11] Dixon, Shasta, S. 421, 451; Maidu, S. 175.

[12] Sparkman, Luiseño, S. 215; Kroeber (Types Culture, S. 84, 87) vergleicht deshalb die Dörfer der Kalifornier mit lokalisierten Clans.

[13] Dixon, Shasta, S. 419; Maidu, S. 174.

[14] Powers, S. 24

zerstreut in ihren Jagd-, Fisch- und Sammelgründen dem Nahrungserwerb obliegt[1]. Doch bilden die Familien eines Dorfes eine Gemeinschaft, deren Sitz eben das Winterdorf ist. Nach diesem Dorf wird die Gemeinschaft benannt[2]; das Dorf selbst trägt einen geographischen Namen[3].

Der Landbesitz der Dörfer wurde schon oben berührt. Alle Dörfer haben einen eigenen Landbesitz (daher die spanische Bezeichnung rancheria für das kalifornische Dorf), innerhalb dessen die Dorfbewohnerschaft das ausschließliche Recht auf Jagd, Fischfang und Sammeln besitzt; ein Recht, das von den anderen Dörfern anerkannt wird[4]. In diesem Dorfbesitz darf jeder Dorfbewohner jagen, fischen oder sammeln. Während dieses allgemeine Recht bei den Völkern mit loser Familienorganisation in keiner Weise irgendwie beschränkt ist, besteht bei den Völkern mit straffer Familienorganisation eine Beschränkung der Art, daß die einzelnen Familien des Dorfes ein ausschließliches, in männlicher Linie vererbtes Anrecht auf gewisse Stellen haben, wo sie sammeln, fischen oder einen Hirschfangzaun errichten dürfen[5]. Hier bestehen also in dem allgemeinen Dorfgebiet, das allen zur Verfügung steht, gewisse tabuierte Familiengebiete. Da die meisten Dörfer klein, vielfach auf eine Familie beschränkt sind, so deckt sich bei diesen Dorf- und Familieneigentum. Es ist fraglich, welche von beiden Arten des Besitzes man für die ursprüngliche halten soll. Das Besitzsystem bei straffer Familienorganisation ist zweifellos ein Übergangsstadium zwischen reinem Familienbesitz und reinem Dorfbesitz. Bei der ungeheuren Bedeutung, die die Familie überall in Nordamerika als Grundlage der sozialen Organisation spielt, scheint diese als Ausgangspunkt angenommen werden zu müssen. Die Dorforganisation wäre dann als seitliche Sonderentwicklung aufzufassen, zu der als Übergangsstufe das gemischte Besitzsystem der straffen Familienorganisation der Kalifornier führt.

Die Leitung des Dorfes obliegt einem Rat aus mehreren Personen[6], der entweder aus den Familienoberhäuptern[7] oder den älteren Männern des Geheimbundes[8] (Männerbundes) oder den älteren Männern überhaupt[9] besteht. In den beiden letzten Fällen handelt es sich wahrscheinlich ebenfalls um die Familienoberhäupter, und dies würde mit der strafferen Familienorganisation im Einklang stehen.

Die Autorität dieses Rates ist nur gering; er hat große Rücksicht auf die Stimmung der Familien zu nehmen[10]. Seine Aufgaben sind die Wahrnehmung des öffentlichen Wohles durch Beratung (gegebenenfalls zusammen mit einem Häuptling), Ordnung halten bei Zeremonien und Festen, Schlichtung innerer Streitigkeiten durch Überredung, und Friedensvermittlung bei Fehden zwischen verschiedenen Dörfern[10] (die beiden letzten Punkte wiederum gegebenenfalls in Gemeinschaft mit einem Häuptling).

---

[1] Dixon, Shasta, S. 421; Maidu, S. 175.

[2] Barrett, Geography Miwok, S. 340. Bei Übergang in ein anderes Dorf wird ein Individuum nach dem neuen Dorf benannt; ibid. S. 341.

[3] Kroeber, Types Culture, S. 84; Barrett, Ethnogeography Pomo, S. 21.

[4] Barrett, Ethnogeography Pomo, S. 16; Dixon, Maidu, S. 224; Shasta, S. 452; Barrett, Geography Miwok, S. 344; Sparkman, Luiseño, S. 190.

[5] Dixon, Maidu, S. 225; Shasta, S. 452; Barrett, Geography Miwok, S. 344; Sparkman, Luiseño, S. 190.

[6] Mason, Salinas, S. 173 (allgemein in Kalifornien).

[7] Barrett, Ethnogeography Pomo, S. 15 (Pomo).

[8] Dixon, Maidu, S. 224.

[9] Powers, S. 319 (Nischinam); Mason, Salinas, S. 173.

[10] Barrett, Ethnogeography Pomo, S. 16.

Über diesem Rat steht nicht überall eine höhere Gewalt in Gestalt eines Häuptlings.

Fast alle Stämme haben im Krieg einen besonders gewählten Anführer, der in Friedenszeiten keinerlei Macht besitzt[1]; bei einigen Völkern kann dies auch der Leiter des Geheimbundes (Maidu[2]) oder der Friedenshäuptling sein (Chimariko, Maidu[3]). Daneben hat eine Anzahl Stämme ein religiöses Oberhaupt in Gestalt des Leiters der Dorfzeremonien, der die höchste Autorität im Dorfe besitzt (Hupa, Costano, Luiseño[4]). Bei diesen Stämmen gewinnt also die Kultgemeinschaft eine gewisse größere Bedeutung. Die übrigen Stämme, also die Mehrzahl der typischen Kalifornier, besitzen jedoch außer diesen beiden Autoritäten noch einen Friedenshäuptling. Dessen Amt ist teilweise erblich, und zwar in männlicher Linie; der Erbe (Sohn oder Bruder) wird aber nur dann Nachfolger, wenn er die nötige Eignung besitzt[5]. Andernfalls wird ein Nachfolger gewählt, wie es bei Yurok, Pomo, Maidu, Nischinam, Salinas, Kawia stets der Fall ist[6]. Gewählt wird der Nachfolger von dem Dorfrat, entweder aus dessen eigener Mitte (Salinas)[7] oder auf Vorschlag des Schamanen (Geheimbundleiters), der die Wahl der Geister kundgibt (Maidu[8]). Als geeignet für dieses Amt gelten ältere, erfahrene Leute mit geistiger Regsamkeit, die sich vor allem durch Reichtum und Freigebigkeit auszeichnen[9]. Dies führt soweit, daß bei den Stämmen Nordwest- und Südkaliforniens schlechthin der Reichste überhaupt als Häuptling gewählt wird[10]. Die Tatsache, daß auf den Reichtum solches Gewicht gelegt wird, hängt damit zusammen, daß der Häuptling nicht nur Gäste des Dorfes bei sich aufnehmen und bewirten[11], sondern bei Zeremonien und in Notzeiten z. T. das ganze Dorf beköstigen muß[12]. Sonstige Aufgaben des Häuptlings sind das Abhalten von Sitzungen mit dem Rat zur Regelung der Dorfangelegenheiten, die Kontrolle über die Dorfbewohner, als Schiedsrichter bei Streitigkeiten fungieren und dem Volke bei allen möglichen Gelegenheiten in Ansprachen gute Ratschläge geben[13]. Die Autorität des Häuptlings ist nur gering[14]; man leistet ihm solange freiwillige Gefolgschaft[15], als er das Volk durch seinen Reichtum in Notzeiten unterstützt. Sein Einfluß erstreckt sich nur darauf, Anweisungen zu geben[16], irgendwelche Machtmittel, seinen Willen durchzusetzen, stehen ihm nicht zur Verfügung. Größere Autorität besitzt der Häuptling als Despot nur bei den Chumasch[17], und, wohl von da ausstrahlend, bei den benachbarten Salinas, Costano und Yokuts, sowie bei den Makhelchel[18], wo er angeblich Macht über Leben und Tod der Dorfbewohner besitzt. Im allgemeinen genießt er

[1] Kroeber, Mission record, S. 26 (Costano).
[2] Dixon, Maidu, S. 224, 332.
[3] Dixon, Chimariko, S. 301; Maidu, S. 224.
[4] Powers, S. 74 (Hupa); Kroeber, Mission record, S. 26 (Costano); Sparkman, Luiseño, S. 215. Auch bei Völkern, die besondere Ziviloberhäupter der Dörfer besitzen, ist das religiöse Oberhaupt der eigentliche Leiter des Dorfes (Maidu; bei Dixon, Maidu, S. 323), was zuweilen soweit geht, daß es zugleich das Ziviloberhaupt des Dorfes ist (Pomo, bei Barrett, Ethnogeography, S. 15; Miwok, bei Powers, S. 252).
[5] Dixon, Chimariko, S. 301; Goddard, Hupa, S. 58; Powers, S. 252 (Miwok), S. 174 (Gallinomero).
[6] Powers, S. 45 (Yurok), S. 319 (Nischinam; Dixon, Maidu, S. 223, gibt für die Süd-Maidu, die Nischinams Powers', erbliche Häuptlinge an); Barrett, Ethnogeography, S. 15 (Pomo); Dixon, Maidu, S. 223; Mason, Salinas, S. 173; Kroeber, Ethnography Cahuilla, S. 65.
[7] Mason, Salinas, S. 173.
[8] Dixon, Maidu, S. 223.
[9] Dixon, Maidu, S. 223; Powers, S. 45 (Yurok), S. 221 (Patwin). Die Salinas wählen den tapfersten, siehe Mason, Salinas, S. 173. Reichtum ist auch für den Gruppenhäuptling der Schasta Vorbedingung (Dixon, Shasta, S. 451).
[10] Goddard, Hupa, S. 58; Kroeber, Mission record, S. 17 (Chumasch); Kroeber, Ethnography Cahuilla, S. 65 (Kawia, Luiseño).
[11] Dixon, Shasta, S. 420; Barrett, Ethnogeography Pomo, S. 15.
[12] Kroeber, Ethnography Cahuilla, S. 65 (Kawia, Luiseño); Goddard, Hupa, S. 58.
[13] Barrett, Ethnogeography Pomo, S. 15; Goddard, Hupa, S. 58, 59.
[14] Powers, S. 21 (Karok); Barrett, Geography Miwok, S. 344.
[15] Dixon, Maidu, S. 223
[16] Dixon, Maidu, S 224; Powers, S. 45 (Yurok).
[17] Mason, Salinas, S. 173.
[18] Powers, S. 215.

keinerlei Vorrechte[1], doch bekommt er von aller Jagdbeute (Nischinam[1]) und wird auch sonst vom Dorf unterhalten (Miwok, Pomo[2]); auch bewohnt er das größte Haus im Dorf (Maidu)[3]. Was die Zahl der Häuptlinge anlangt, so gibt es in keinem Dorf mehr als einen, doch hat nicht jedes Dorf einen Häuptling, sondern nur die größeren Dörfer, während kleinere zusammen ein gemeinsames Oberhaupt besitzen[4].

Somit tritt uns das Dorf als eine aus einer oder mehreren (meist verwandten) Blutsgemeinschaften bestehende Wohngemeinschaft mit demokratischer Leitung entgegen. Eine besondere Autorität erkennt es meist nur im Krieg und für die religiösen Zeremonien an; nur bei einer Anzahl von Völkern besitzt es auch ein ziviles Oberhaupt mit geringer Autorität, die nur im Südwesten echtem Häuptlingstum Platz macht.

Nunmehr ist noch die Frage zu beantworten, inwieweit das Dorf zugleich eine Kultgemeinschaft darstellt. Darüber geben die Quellen keine genügende Auskunft. Die Stämme nördlich der Suisunbai mit Ausnahme der nordwestlichen Kulturgruppe haben einen Männerbund (Geheimgesellschaft)[5], der anscheinend je auf die Männer eines größeren Dorfes beschränkt ist oder mindestens in jedem Dorf einen selbständigen Zweig mit besonderem Leiter besitzt[6].

Sein Sitz ist das Versammlungshaus, deren es in jedem größeren Dorfe mindestens eines gibt. Da kleinere Dörfer kein eigenes Versammlungshaus, sondern in einem größeren Dorf ihrer Nachbarschaft ein gemeinsames besitzen, erstreckt sich der Männerbund insoweit über mehrere Orte. Die Entwicklung des Männerbundes verläuft bei Größerwerden der Siedlung also in der Richtung der Verselbständigung des Ortes[7]. Die Mitglieder des Männerbundes stellen Geister dar und suchen angeblich durch solche Geisterdarstellungen die Frauen einzuschüchtern[8]. Ihm können alle Männer des Ortes angehören, doch entscheidet über die Aufnahme ein Rat alter Männer[9]. Die Aufnahme findet bei der Mannbarwerdung der Knaben statt[9] und besteht in ausgedehnten Riten nebst Belehrung[10]. Leiter des Bundes ist meist der zauberkräftigste Schamane des Ortes, der zu diesem Amte gewählt wird[11]. Er hat neben rein religiösen Funktionen, wie Aufsicht über die Zeremonien führen[12], dem Volke die heiligen Mythen in Ansprachen erzählen[12], auch zauberische Funktionen, wie Regenmachen[13], böse Geister und Krankheiten fernhalten[13], Krankheit und Tod dem Feinde senden[11, 13], und schließlich auch rein soziale Obliegenheiten, wie Überwachung der Grenzen des Landes, Ausfindigmachen neuer Eichelgründe[14], Anführen der Mannschaft bei Besuch in anderen Dörfern[15]. Er genießt somit eine große Autorität, ist damit bei vielen Völkern die einzige zivile Autorität im Frieden, und gilt, wie wir oben sahen[16], bei anderen direkt als Friedenshäuptling.

[1] Dixon, Maidu, S. 224.
[2] Dixon, Maidu, S. 224 (Miwok); Powers, S. 172 (Komacho-Pomo).
[3] Dixon, Maidu, S. 174, 224.
[4] Dixon, Maidu, S. 223.
[5] Kroeber, Religion Calif., S. 336; Dixon, Maidu, S. 322f.; Powers, S. 141 (Huchnom), S. 158—160 (Pomo), S. 305ff. (Maidu). Da bei den Pubertätszeremonien der Diegueño (Waterman, Religious practices, S. 293) nur Eingeweihte teilnehmen dürfen, kann man bei diesem Volk vielleicht auch von einem Geheimbund sprechen.
[6] Dixon, Maidu, S. 324.
[7] Andererseits läßt sich diese Erscheinung auch erklären aus der häufigen Absplitterung kleinerer Gruppen, die nahe dem alten Dorf politisch selbständige, neue kleine Dörfer bilden, die aber in religiöser Hinsicht auch weiterhin noch als Glieder der alten Gemeinschaft gelten, so daß sie nicht als Gäste, sondern als Zugehörige an den Zeremonien des alten Dorfes teilnehmen. Barrett, Ethnogeography Pomo, S. 17.
[8] Powers, S. 141 (Huchnom), S. 158—160 (Pomo).
[9] Dixon, Maidu, S. 323.
[10] Dixon, Maidu, S. 323—324, 325—327.
[11] Dixon, Maidu, S. 328.
[12] Dixon, Maidu, S. 332.
[13] Dixon, Maidu, S. 331.
[14] Dixon, Maidu, S. 330.
[15] Dixon, Maidu, S. 333.
[16] Besonders bei Maidu, siehe Dixon, Maidu, S. 323.

Bei den südlichsten Stämmen (Luiseño und Diegueño[1]) finden rein örtliche Einweihungszeremonien der mannbarwerdenden Knaben und Mädchen statt, die bei den Diegueño auf besonderen Orts-Tanzplätzen vor sich gehen[2]. Der rein örtliche Charakter dieser Zeremonien wird dadurch ein wenig erweitert, daß sie von einem Mann aus einem anderen Orte geleitet werden müssen[3].

Nicht mehr ganz rein tritt uns das Dorf als Kultgemeinschaft bei den vielerlei Tänzen und Zeremonien entgegen, die im Laufe des Jahres stattfinden. Das sind vor allem Tänze, die eine reiche Ausbeute bestimmter Jagd- und Fischzüge oder bestimmter Ernten gewährleisten sollen, sowie Danksagungstänze für reiche Jagdbeute und reiche Ernten[4], die besonders im Herbst und Winter stattfinden und diese Jahreszeit damit zu einer Festzeit[5] stempeln. Sind diese Zeremonien zunächst auch rein örtlicher Natur, indem sie von den Bewohnern je eines Ortes in ihrem Tanzhaus oder auf ihrem Tanzplatz aufgeführt werden, so greifen sie doch insofern über den Rahmen des Ortes hinaus, als in ganz Kalifornien an ihnen auch Angehörige anderer, selbst sprachfremder Dörfer frei als Gäste (und Mitwirkende) teilnehmen dürfen[6]. Das gilt in ganz besonderem Maße für die Jahrestotenfeier, die jährlich einmal zum Andenken an die Verstorbenen stattfindet; sie ist mit dem Opfern von Eigentum durch Verbrennen verbunden, um es auf diese Weise den Verstorbenen ins Jenseits nachzusenden. Anscheinend erstreckt sich diese Feier jeweilig auf mehrere Orte derselben Sprachgruppe[7], wie von den Maidu und Miwok ausdrücklich berichtet wird[8]. (Bei den letzteren geht die Feier allerdings in einfacheren Formen vor sich.)

Demnach ist das Dorf im wesentlichen auch als Kultgemeinschaft aufzufassen, womit sich uns die Dorfgemeinschaft als ein geschlossenes Gebilde darstellt, in dem alle Funktionen des Gemeinschaftslebens vollständig vertreten sind. Die Dörfer beruhen also in sich selbst und können selbständig, ohne Anlehnung an andere soziale Gebilde, existieren. Danach ist es erklärlich, daß eine eigentliche Stammesgliederung in Kalifornien fast allgemein fehlt[9]. Die Dörfer sind eben die größte soziale Einheit; jedes Dorf steht unabhängig neben dem anderen. Das einzige größere Band ist die gemeinsame Sprache; doch kommt ihr keine politisch aufbauende Kraft zu. Die Kalifornier wissen, daß andere Orte dieselbe Sprache reden, doch erkennen sie Leute derselben Sprachfamilie nicht als zur selben politischen Einheit gehörig an[10].

---

[1] Dubois, Religion Luiseño, S. 82, 91; Sparkman, Luiseño, S. 221, 224; Waterman, Religious practices Diegueño, S. 286, 293.

[2] Waterman, Religious practices Diegueño, S. 281.

[3] Dubois, Religion Luiseño, S. 82, 93; Sparkman, Luiseño, S. 221, 224. Dasselbe gilt auch für die Totenfeier der Luiseño, ibid. S. 226.

[4] Dixon, Maidu, S. 286—287, 288; Powers, S. 285—286 (Maidu); Kroeber, Religion California, S. 334.

[5] Dixon, Maidu, S. 288.

[6] Siehe besonders Barrett, Geography Miwok, S. 344; Powers, S. 28 (Karok).

[7] Kroeber spricht von Stammeszeremonie (Types culture, S. 84; Ethnography Cahuilla, S. 65). Im übrigen siehe für diese Zeremonien unten, S. 90, Anm. 12.

[8] Dixon, Maidu, S. 246; Powers, S. 255 (Miwok).

[9] Kroeber, Types Culture, S. 83; Barrett, Geography Miwok, S. 340; siehe auch Kroeber, Occupation Miwok, S. 378—379.

[10] Barrett, Ethnogeography Pomo, S. 20.

Ein gewisses Hinausgreifen über diese Dorfgemeinschaft liegt bei alledem dennoch vor. Anscheinend ist es hierbei das religiöse Moment, das auf die Herausbildung höherer Organisationsformen hinzielt.

Schon oben sahen wir, wie Besucher aus fremden Dörfern an den Dorfzeremonien, besonders der Jahrestotenfeier, teilnehmen; wie insbesondere bei den Luiseño die Pubertätszeremonien von Zeremonialleitern fremder Orte geleitet werden müssen. Damit ist für religiöse Zeremonien der Bann der Dorfgemeinschaft durchbrochen. Doch haben diese Erweiterungen im Kultleben noch keinerlei soziale Folgen. Diese treten indessen ein bei der von den Pomo berichteten Art der Abzweigung kleinerer Orte von einem Stammdorf, die sich zwar politisch und wirtschaftlich selbständig machen, religiös aber noch eine Gruppe bilden[1]. Dadurch entstehen größere Gruppen von Orten, die auf religiöser Grundlage zusammengeschlossen sind. Solche Gruppenbildung auf religiöser Grundlage finden wir nun auch bei den Hupa und den Karok in größerem Maßstabe.

Die Hupa zerfallen in zwei Gruppen, eine nördliche und eine südliche. Jede hat ein in männlicher Linie erbliches Oberhaupt. Beide Gruppen nun sind im wesentlichen auf religiösem Boden aufgebaut; sie treten eigentlich nur bei Festen und Tänzen hervor, bei denen die Oberhäupter als die Zeremonialleiter ihrer Gruppen fungieren. Doch hat die Gliederung insofern schon aufs soziale Gebiet übergegriffen, als das Gruppenoberhaupt auch der Leiter seiner Gruppe bei einem gemeinsamen Krieg der Dörfer seiner Gruppe ist[2]. Die Dörfer der benachbarten Karok sind in drei Gruppen zusammenzufassen, deren jede ein Dorf enthält, in dem besondere, nur dort stattfindende Zeremonien abgehalten werden[3]. Also auch hier eine Gruppierung um religiöse Mittelpunkte. Von beiden Beispielen aus ist die Herausbildung höherer, strenger zusammengefaßter sozialer Einheiten möglich; wie sich denn bei den Hupa 1850 der Fall erreignet hat, daß ein Mann sich zum Oberhäuptling über beide Gruppen erhob und damit das Volk zu einem gemeinsamen Stamm zusammenschweißte (und danach seine Herrschaft über viele Nachbarstämme des Trinityflusses ausdehnte).

Es scheint also tatsächlich der Fall vorzuliegen, daß sich bei einigen kalifornischen Völkern eine höhere soziale Organisationsform im Anschluß an gewisse, über die einzelne Dorfgemeinschaft hinausgreifende religiöse Maßnahmen herausgebildet hat. Ob noch andere Faktoren für die Herausbildung größerer Gruppen in Betracht kommen, erscheint fraglich.

Von den Pomo werden Gruppenbildungen gemeldet, die anscheinend nur lose Gebilde sind und keinen politischen Zusammenhang besitzen. Sie führen einen besonderen Gruppennamen (z. B. kulanapo, kabenapo, Yokaia), der verschieden ist von dem des Hauptdorfes der Gruppe (und dem der anderen Dörfer, die mit diesen eine Dorfgemeinschaft bilden). Die Mitglieder der Gruppe werden mit dem Gruppennamen bezeichnet, auch wenn sie in fremden Dörfern Wohnsitz nehmen sollten. Doch wird mit dem Gruppennamen keine politische Bedeutung verknüpft[4]. Das gemeinsame Band ist nach Kroeber die Sprache (gemeinsamer Dialekt) und zuweilen die Häufigkeit und Herzlichkeit des Verkehrs unter den Dörfern[5]. Die Ursachen für diesen engeren Verkehr gibt Kroeber nicht an. Barrett sucht diese Ursachen in gemeinsam bestandenen Fehden zur Geltendmachung von Jagd- und Fischfang-

[1] Siehe Seite 71, Anm. 7.

[2] Goddard, Hupa, S. 58—59, 79—81. Powers (S. 74) bestreitet jede zivile Leitung, auch solche im Kriegsfall; aber auch er berichtet, daß bei gemeinsamen Tänzen mehrerer Orte ein Zeremonienmeister über alle gesetzt sei.

[3] Indian Handbook, vol. I, S. 659. Powers berichtet (S. 28), daß beim Versöhnungsfest im Herbst alle Dörfer vereinigt seien. Das wäre also der Zusammenschluß des ganzen Volkes auf religiöser Grundlage zu einer Einheit, wenn auch nur zeitweilig.

[4] Barrett, Ethnogeography Pomo, S. 18—19, 21.

[5] Kroeber, Types Culture, S. 84.

rechten[1]. Vielleicht ist aber die oben erwähnte Teilung größerer Orte in einen Hauptort und mehrere kleinere Orte, die noch eine religiöse Gemeinschaft bilden, sonst aber unabhängig sind, die Hauptursache dieser Gruppenbildung; denn bis auf das von Kroeber und von Barrett nicht erwähnte religiöse Band stimmen diese Gruppen völlig mit jenen oben genannten religiösen Gruppen überein. Ich weiß nicht, ob dieses religiöse Band hier von Kroeber und Barrett übersehen worden ist, oder ob es tatsächlich fehlt. Da diese Gruppen meist nur aus einem Dorf bestehen (das aber einen abweichenden Dorfnamen führt), und da, falls Nebendörfer vorhanden sein sollten, diese mit dem Hauptdorf eine Dorfgemeinschaft bilden[2], so scheint diese religiöse Gemeinschaft vorhanden zu sein. Und sie ist es vielleicht, die zur Ausbildung eines besonderen Gruppennamens führte.

Anders liegen die Verhältnisse bei den Yuki des Round Valley, den benachbarten Wailaki und wohl auch den Küstenyuki[3]. Deren Dörfer sind in eine Anzahl loser Einheiten, nach Art loser Stämme, gruppiert. Jede Gruppe hat ein erbliches ziviles Oberhaupt. Dies ist neben der Sprache aber auch das einzige gemeinsame Band. Denn die Gruppe führt keinen gemeinsamen Namen (die Bewohner werden nach ihrem Dorf benannt), sie umfaßt kein stabiles Territorium, ja, die Zugehörigkeit bestimmter Dörfer zur Gruppe schwankt sogar zeitweise. Auch religiös scheint kein Zusammenhalt zu bestehen, da die Zeremonien in allen Orten der Gruppe ausgeführt werden, nicht bloß im Hauptort. Wir haben es hier wohl mit der Vereinigung mehrerer Orte unter einem tatkräftigen Manne zu tun, der sich zum Oberhaupt dieser Gruppe aufschwingt und freiwillig von den Dörfern anerkannt wird. Das Abspringen einzelner Dörfer, das Hinzukommen anderer erklärt die schwankende Zusammensetzung der Gruppen. Worauf diese Führerschaft des einzelnen Mannes beruht, ist eine andere Frage. Vielleicht handelt es sich um einen gemeinsamen Anführer im Krieg, der es verstanden hat, seine Macht auch in die Friedenszeit hinüberzuretten und infolge seiner persönlichen Eigenschaften die Anerkennung der Dörfer findet. Denn die Tatsache, daß mehrere Dörfer für Kriegszwecke zu einer Gruppe zusammengeschlossen werden, die unter einer einheitlichen Leitung steht, wird auch von anderen Stämmen (Karok, Miwok)[4] berichtet. Danach wäre das Kriegswesen ein zweites Moment, das zur Gruppenbildung führt. Doch scheint diese viel weniger stabil und dauernd zu sein als die durch religiöse Ursachen bewirkte.

Festgefügte Gruppenbildungen treten uns bei zwei Völkern entgegen, den Schasta und Yokuts. Die Gruppen sind hier so fest organisiert, daß man fast von echter Stammesorganisation sprechen könnte.

Die Dörfer der Schasta sind in vier Gruppen zusammengefaßt. Über den Dorfhäuptlingen der Gruppe steht je ein Gruppenoberhaupt, dessen Amt in der reichsten Familie der Gruppe erblich ist. Dieses Gruppenoberhaupt gibt Anweisungen, schlichtet Streitigkeiten innerhalb und außerhalb der Gruppe durch Abschätzung und Bezahlung der Sühneleistung für Diebstahl und Mord[5] und besitzt nach Powers[6] Macht über Leben und Tod der Gruppenangehörigen. Neben ihm steht, ebenfalls nach Powers[6], ein besonderer Kriegshäuptling, der nur in Kriegszeiten sein Amt ausübt. Ein Rat der Dorfhäuptlinge oder von anderen Männern, der die

[1] Barrett, Ethnogeography Pomo, S. 192, 193.
[2] Barrett, Ethnogeography Pomo, S. 18.
[3] Ibid. S. 249—252.
[4] Powers, S. 21 (Karok); für die Miwok siehe Barrett, Geography Miwok, S. 344: Anführer wird das Oberhaupt des den gemeinsamen Kriegszug anstiftenden Dorfes.
[5] Siehe Dixon, Shasta, S. 451—452.
[6] Powers, S. 246. Dixon erwähnt nichts davon.

Machtbefugnis des Gruppenoberhauptes beschränken könnte, fehlt[1]. Es ist ihm also eine große Machtbefugnis zugeteilt, die sonst den Kaliforniern völlig fern liegt.

Die Yokuts zerfallen in mindestens 40 Untergruppen[2]. Jede Gruppe führt einen besonderen Namen, der verschieden ist von den Namen der angeschlossenen Dörfer Die Angehörigen der Gruppe werden mit diesem Gruppennamen bezeichnet, nicht nach dem Dorf benannt, in dem sie wohnen[3]. Jede Gruppe spricht einen besonderen Dialekt[4] und besitzt ein geschlossenes Naturgebiet als Wohnraum, also etwa das Tal eines westlichen Nebenflusses des S. Joaquin von der Quelle im Gebirge bis zur Mündung in der Ebene[5]. Die Leitung jeder Gruppe liegt in der Hand eines Gruppenoberhauptes, dessen Amt sich in männlicher Linie vererbt. Ihm untergeben sind die Oberhäupter der angeschlossenen Dörfer, die sonst unabhängig nebeneinander stehen. Auch deren Amt ist erblich in männlicher Linie. Die Dorfoberhäupter müssen zu jährlichen Beratungen mit dem Gruppenoberhaupt zusammenkommen, müssen seinen Anweisungen Folge leisten, es um Erlaubnis fragen wegen Abhaltung von Tänzen, Trauerfeiern[5] u. a. Diese Organisation erinnert schon an die echte Stammesorganisation, wenn auch die Dorfgemeinschaft noch durchschimmert. Sie gleicht wohl völlig der Organisation der Costano[6].

Was das treibende Moment bei diesen Gruppenbildungen gewesen, ist nicht bekannt. Wir können nicht erkennen, ob die Gruppen sich von religiöser Grundlage aus zu rein sozialen Gruppen gewandelt haben, dürfen aber die Möglichkeit dieses Entwicklungsganges nach den obigen Beispielen anderer kalifornischer Völker nicht außer Acht lassen.

Die stärkere Betonung der Häuptlingsgewalt der Gruppenoberhäupter ist indessen ein Punkt, der einen anderen Gedankengang nahelegt. Noch kräftiger nämlich ist die Machtbefugnis des Oberhäuptlings bei den Chumasch ausgeprägt. Dieses Volk besitzt die echte Stammesorganisation mit einem in männlicher Linie erblichen Häuptling an der Spitze, der despotische Macht besaß[7] und gewisse Vorrechte hinsichtlich der Zahl der Frauen genoß[8]. Dieses straffe System der Chumasch ist etwas den Kaliforniern völlig Fremdes, und in Verbindung mit vielem Anderen, was dieses Volk von den Kaliforniern und besonders den Südvölkern unterscheidet, ist man wohl berechtigt, es als ein fremdes Element zu betrachten, dessen Heimat wahrscheinlich weiter nördlich im Gebiet der Nordwestküsten-Kultur zu suchen ist (worauf schon Friederici[9] hingewiesen hat). Von den Chumasch strahlte anscheinend dieses System auf die benachbarten Küstenvölker und abgeschwächt ins Binnenland bis zu den Yokuts aus. Auch das despotische Häuptlingstum der vier Gruppenhäuptlinge der Schasta erscheint als

---

[1] Dixon, Shasta, S. 452.

[2] Kroeber, Yokuts language, S. 169.

[3] Barrett, Geography Miwok, S 341.

[4] Ibid. S. 343.

[5] Powers, S. 371.

[6] Siehe Mason, Salinas, S. 174. Diese der Yokutsverfassung gleiche Organisation der Costano scheint in Widerspruch zu stehen mit der oben Seite 70 nach dem Missionsbericht geschilderten einfachen Dorforganisation mit einem religiösen und einem Kriegs-Oberhaupt. Sie geht zurück auf einen Bericht von Fages aus dem Jahre 1775, während der Missionsbericht aus 1801 stammt. Der Unterschied in den Jahren ist nicht so groß, um einen Wechsel in der Sozialorganisation für möglich zu halten. Vielleicht klärt sich die abweichende Darstellung beider Berichte dahin auf, daß beide verschiedene Teile des Volkes der Costano im Auge hatten

[7] Mason, Salinas, S. 173.

[8] Ibid. S. 175.

[9] Die Schiffahrt der Indianer, Stuttgart 1907, S. 65—67. Vergleiche hierzu auch die sprachlichen Zusammenhänge bei Kroeber, Washo language, S. 314 (Calif. Public., vol. 4). Während Kroeber in Types Culture (S. 99) ebenfalls auf die Ähnlichkeit in Technik und Künsten mit der Nordwestküstenkultur hinweist, erklärt er die Kultur der Chumasch später (Chumash and Costano languages, S. 237—271; Calif. Public., vol. 9) für eine lokale Höherentwicklung.

eine Beeinflussung von der nordwestlichen Küstenkultur her[1], während die Gruppengliederung selbst analog der der benachbarten Karok und Hupa und der fernen Yokuts sehr wohl örtlicher Entstehung, das heißt also aus der Dorforganisation hervorgegangen sein mag.

Demnach haben wir in Kalifornien folgende Typen sozialer Formen vor uns:

Starke Familienorganisation (Bluts-, Wohn-, Besitz- und Kultgemeinschaft), z. T. mit Neigung zur Ausbildung der Sippe (Familiengruppe), eingeordnet in das System der Dorfgemeinschaft, die geleitet wird vom Rate der Familienoberhäupter, neben dem ein religiöses Oberhaupt und in Kriegszeiten ein Kriegsanführer eine gewisse Autorität genießen, wobei diese Dorfgemeinschaft die höchste soziale Einheit bildet. Dieser Typus findet sich wohl bei den Costano des Missionsberichtes und den Luiseño, wenngleich bei beiden über den Rat der Familienoberhäupter nichts berichtet wird. Da dieser aber sonst vorhanden ist, darf man ihn wohl auch hier annehmen.

Daneben enthält der zweite Typus die gleichen Erscheinungsformen, nur mit dem Unterschied, daß die Dorfgemeinschaft auch in Friedenszeiten neben dem Rat von einem erblichen oder gewählten Ziviloberhaupt geleitet wird. Er findet sich bei Pomo, Maidu, Miwok, wohl auch bei Nischinam, Salinas u. a.

Diese beiden Typen könnte man genetisch miteinander verknüpfen, indem man den zweiten Typus als späteres Entwicklungsprodukt aus dem ersten ableitet in der Art, daß sich aus der eine Wohn- und Kultgemeinschaft bildenden Familienvereinigung eine auch politisch straffere Einheit entwickelte durch Einsetzung eines Dorfoberhauptes, das zunächst noch religiöse Funktionen mit versieht, dann aber rein auf zivile Maßnahmen beschränkt erscheint. Die Entwicklung zum Häuptlingstum ist also eingeleitet, wenn auch in rein örtlicher Beschränkung.

Als dritter Typus erscheint die Verbindung solcher Dörfern zu größeren Gruppen, die auf der Grundlage der beiden ersten Typen beruhen. Diese Vereinigung erfolgte auf religiöser Basis (Hupa, Karok, Pomo, vielleicht auch Schasta, Yokuts und Costano Fages'); die Gruppen werden geleitet von Gruppenoberhäuptern, die zunächst rein religiöse Leiter sind, dann aber auch als zivile Oberhäupter auftreten (Hupa, Schasta, Yokuts, Costano).

Der vierte Typus zeigt auf Grundlage der straffen Familienorganisation und der Dorfgemeinschaft echte Stammesorganisation mit einem mit starker Machtbefugnis ausgestatteten zivilen Oberhaupt. Einen Anfang der Stammesorganisation finden wir bei den Yuki; die schärfste Ausprägung weisen die Chumasch auf.

Einen besonderen fünften Typus bildet die auf loser Familienorganisation beruhende Dorfgemeinschaft mit Ziviloberhaupt (Modoc, Chimariko). Sie bedeutet eine Entwicklung, in der die Familienorganisation durch das auf das gemeinsam bewohnte Land begründete Dorf völlig überwunden ist. Dieses Dorf wird nur von einem Ziviloberhaupt geleitet, das zugleich Kriegsanführer ist (bei Chimariko). Die Entwicklung einer Häuptlingschaft geht hier also parallel mit der Entwicklung zu einem auf Landbesitz begründeten Gemeinwesen. Doch ist letztere noch nicht so weit vorgeschritten, daß man von territorialen Staatsgebilden sprechen könnte;

[1] Das gilt auch für die Modoc, die nach Powers (S. 258) weniger demokratisch waren als die übrigen Kalifornier und einen erblichen (Stammes-?)Häuptling besaßen. Sie haben, wie wir oben sahen, eine lose Familienorganisation.

der Kern dazu ist aber vorhanden. Ausgangspunkt dieser Entwicklung ist wie bei den vier anderen Typen die Familie als Wohn-, Kult- und Besitzgemeinschaft. Nur daß hier beim fünften Typus die Weiterentwicklung zur Wohn- und Besitzgemeinschaft die Familienorganisation zurückdrängte, während bei den übrigen Gruppen sich die Familienorganisation neben dem Territorialgedanken behauptete.

Ist somit der fünfte Typus auf dieselbe Wurzel zurückgeführt wie die vier übrigen, so ist nunmehr das gegenseitige Verhältnis der vier auf straffer Familienorganisation beruhenden Typen zu untersuchen.

Der zweite Typus wurde schon oben als weiteres Entwicklungsglied aus dem ersten abgeleitet. Vom zweiten weitergehend, kann man die Entwicklung zur Gruppenbildung des dritten Typus verfolgen, die wohl auf religiöser Basis vor sich ging und dann aufs soziale Gebiet übergriff. Anders steht es mit dem vierten Typus, dem der reinen Stammesorganisation. Bei den Yuki findet sich eine Zusammenfassung mehrerer Dörfer unter einem Ziviloberhaupt, die anscheinend rein auf dessen persönlichem Einfluß beruht. Die Yuki und Nachbarn haben also eine verhältnismäßig stark hervortretende Häuptlingsmacht aufzuweisen. Ansätze zur Ausbildung solch stärkerer Häuptlingsmacht finden sich auch sonst in Kalifornien, z. B. bei Miwok, Maidu und Pomo, wo religiöses, ziviles und Kriegs-Oberhaupt in einer Person verschmelzen, der dadurch eine gewisse Machtfülle gegeben ist. Wenn auch die mit solch mehrfachen Funktionen ausgestatteten Oberhäupter dieser drei Stämme ihre Macht nicht zu persönlichen Zwecken ausüben können, so stellen sie doch immerhin einen theoretischen Ausgangspunkt der Entwicklung der Häuptlingsmacht dar, in der das Beispiel der Yuki-Wailaki als weitere Etappe erscheint und die schließlich ihre Krönung im zeitweiligen zivilen Stammesoberhaupt der Hupa findet. Die Gruppenhäuptlinge der Schasta (dritter Typus) sind mit größerer Machtbefugnis ausgestattet, als wir sie bei den kalifornischen Völkern sonst feststellen. Sie erscheint völlig fremd für Kalifornien. Ähnliche größere Machtbefugnis der Oberhäupter treffen wir nach Norden zu. Es erscheint daher möglich, diese stärkere Ausgestaltung des Häuptlingswesens bei den Schasta (und vielleicht abgeschwächt bei den Hupa) als südlichen Ausläufer der Nordwestküstenkultur, die durch strafferes Häuptlingstum ausgezeichnet ist, aufzufassen. Die Gruppenhäuptlingsschaft der Yokuts erscheint als Ausstrahlung von dem Stammeshäuptlingstum der Chumasch her; damit gehört dieses Kulturgut mit zu der Kontaktzone, die sich von der Chumaschkultur ausgehend bis zu den Costano-Yokuts ausdehnt. Das System der Chumasch selbst ist in Kalifornien völlig fremd; es ist vermutlich entsprechend der übrigen Kultur der Chumasch mit der Nordwestküstenkultur in Verbindung zu bringen. Demnach ist das straffe Häuptlingstum im Südwesten wie bei den Schasta wohl Anstößen zu verdanken, die zwar ihren Ausgangspunkt von der Nordwestküstenkultur her nahmen, aber auf verschiedenen Wegen zum Ziel gelangten und sich in verschiedener Weise auswirkten.

Somit ist das starke Häuptlingstum des vierten und dritten Typus als fremdes, von außen hereingetragenes Element aufzufassen, während die Gruppenorganisation des dritten Typus sehr wohl als Entwicklungsglied aus dem zweiten und ersten Typus angesehen werden kann. Zugleich ist wohl der fünfte Typus mit dem ersten auf eine gemeinsame Urform zurückzuführen.

Nach dieser gegenseitigen Verknüpfung der kalifornischen sozialen Organisationstypen haben wir nunmehr die Stellung dieser Typen innerhalb der sozialen Organisation der nordamerikanischen Indianer zu untersuchen, um damit die Frage zu lösen, ob diese Entwicklungen tatsächlich in der oben theoretisch abgeleiteten Weise in Kalifornien vor sich gegangen sind, oder ob sie mit irgendwelchen Entwicklungen im weiteren Gebiete Nordamerikas zusammenhängen, und welche Stellung ihnen darin gegebenenfalls zuzuweisen ist. Dazu ist es nötig, die Grundbestandteile der sozialen Organisationen der Kalifornier sowohl als Einzelerscheinung wie in ihrer eigenartigen Verbindung auf Parallelen in Nordamerika hin zu studieren[1].

Die männliche Abfolge

in der Familie ist von den Kalifornien nordwärts bis zu den Selisch und südlichen Nordwestküstenstämmen verbreitet, sodann bei den östlichen Dene, bei vielen Siouxstämmen, bei den Nord-, Zentral-, Illinois- und Nordostalgonkin, also auf einem von Osten sich über Norden nach Westen bis Kalifornien (und zu den Pima abwärts) erstreckenden Bogen. Südlich dieses Bogens sowie bei den Nordstämmen der Nordwestküste herrscht die weibliche Abfolge. Die männliche Abfolge ist also auf das nördliche Kulturgebiet beschränkt, während die weibliche (außer im Nordwesten) auf die Anbaukultur angewiesen erscheint.

Die Familie als unterste soziale Einheit

findet sich als Bluts- und Wohngemeinschaft bei den Yakonan, als Bluts- und Landbesitzgemeinschaft bei den östlichen Dene, als Bluts-, Siedlungs- und Landbesitzgemeinschaft in der Form der sogenannten Familienjagdbande[2] bei den nördlichen und östlichen Algonkin und den Micmac, während bei den der Gentilorganisation angehörenden Nordwestalgonkin wenigstens die Zuckerahorn- und Wasserreisgründe nicht Gens-, sondern erblicher Familienbesitz sind[3]. Ob die Familien dieser Völker auch Kultgemeinschaften darstellen, geht aus den Quellen nicht klar hervor, müßte also noch untersucht werden. Immerhin ergibt sich das Auftreten dieses Familientypus im Osten, Norden und Westen, also im Bereich der nördlichen Jägerkultur.

Die Familiengruppe

der Luiseño, die ja eine Weiterbildung der Familie in Richtung auf die Großfamilie ist, und die ebenfalls zugleich eine Siedlungs-, Besitz- und Kultgemeinschaft darstellt, ist in Parallele zu stellen mit dem Clan der Hopi (vergleiche die Sagen über die Zusammensetzung der Hopi aus einzelnen, aus verschiedenen Gegenden einwandernden Clans als geschlossenen Siedlungs-, Besitz- und Kultgemeinschaften) und der sogenannten Gens der Omaha, bei der in historischer Zeit allerdings die Kultgemeinschaft das ausschlaggebende Moment ist, neben dem aber die übrigen Merkmale noch erhalten sind. Es wird hier also deutlich, wie von der eine volle soziale Einheit bildenden Familie, die alle notwendigen Lebensbetätigungen umfaßt (Vollfamilie), durch vorzugsweise Betonung der Blutsgemeinschaft die höheren Einheiten der Familiengruppe, der Gens, des Clans hervorgehen; wie also die Gentil- und Clanorganisation sich als mögliche Entwicklungsstufe an die Familiengruppe der Luiseño ansetzt, die ihrerseits nichts anderes ist, als eben die Weiterentwicklung jener Vollfamilie durch besondere Betonung der Blutsgemeinschaft. Die theoretische Möglichkeit dieser Entwicklung besteht also vollkommen. In gleicher Weise kann man die Familiengruppe vielleicht auch mit der „Bande" der Dakota in Verbindung bringen, einer Vereinigung (vielleicht verwandter) Familien zu einer Wirtschafts- und Siedlungsgemeinschaft (und vielleicht auch Kultgemeinschaft), deren Hauptmerkmal der eigene Lagerkreis bildet.

---

[1] Siehe hierzu auch: Swanton, The social organization of American tribes. In: American Anthropologist, New Series, vol. 7, 1905, S. 663f.

[2] Siehe Speck, The Familiy Hunting Band as the Basis of Algonkian Social Organisation. American Anthropologist, New Series, vol. 17, 1915, S. 289f.

[3] Siehe Jenks, Wild rice gatherers, S. 1073. Dies ist ein weiteres Beispiel für die enge Beziehung zwischen Nordwestalgonkin und Kalifornien.

findet sich nur längs des Felsengebirges von Kalifornien nach Norden[1] bis einschließlich der Südgruppe der Nordwestkultur und bei den südwestlichen Dene, sowie gewissermaßen auch bei den Micmac, deren Dorf, der Wohnsitz einer Familienjagdbande, „einige individuelle Identität unter Lokalnamen" besitzt Sie wird überall von dem Rat der Familienhäupter und einem zum Teil erblichen Ziviloberhaupt geleitet, bei den südwestlichen Dene und der Südgruppe der Nordweststämme von der Versammlung der „Edlen" als Folge des Einflusses der Nordwestkultur. Über ein religiöses Oberhaupt und einen Kriegsanführer sind die Nachrichten nicht ausführlich genug, doch scheinen auch diese Autoritäten vorhanden zu sein.

Die Vereinigung von Dörfern zu Gruppen unter besonderer Leitung findet sich auch bei den Nez Percés, sowie bei den Micmac. Auch die Vereinigung mehrerer Banden der Dakota zu einem Unterstamm, der wiederum einen besonderen Lagerkreis bildet und einen besonderen Rat der Bandenoberhäupter und einen Oberanführer besitzt, ist wohl eine an das schweifende Leben angepaßte Parallele hierzu. Diese drei Völker bilden wiederum aus diesen Gruppen den Stamm unter einem besonderen Oberhäuptling, dem zum Teil ein Rat der Gruppenoberhäupter zur Seite steht. Hier ist also die Stammbildung schon einen Schritt weiter gediehen als bei den Kalifornern, indem die verschiedenen Gruppen derselben Sprachfamilie oder desselben Dialektes sich als ein Stamm zusammenschließen, diesen als höhere Einheit anerkennen und sich der mit der Leitung dieser Einheit betrauten Autorität fügen. Ob die östlichen Dene und nördlichen Algonkin, die doch die Vollfamilie und den Stamm aufweisen, ebenfalls die Zwischenstufe der Bande oder Gruppe haben, und ob diese auf territorialer oder blutsverwandter Grundlage gebildet ist, ist nicht genügend bekannt, um hier mit in Rechnung gestellt zu werden.

Ähnlich, aber ihrem inneren Wesen nach verschieden, ist die Gentil- und die Clanorganisation. Beide unterscheiden sich von einander nur durch die Art der Abfolge innerhalb der Sippe; diese ist männlich bei der Gentil-, weiblich bei der Clanorganisation. Hier wird die Grundlage von der Sippe (Gens, Clan) mit besonderem zivilen und oft auch religiösem Oberhaupt gebildet, die, wie wir oben sahen, ursprünglich auch eine Siedlungs- und Kultgemeinschaft war. Die höhere soziale Einheit ist die Phratrie, die Zusammenfassung mehrerer Sippen unter Eheverbot. Die Phratrien, die wiederum gegenseitig heiraten, bilden zusammen den Stamm, der vom Rat der Sippenoberhäupter und einem Oberhäuptling, neben dem ein Kriegsanführer steht, geleitet wird. Diese Organisation beruht also auf rein verwandschaftlicher Grundlage. Sie findet sich, wie oben erwähnt, bei der Nordgruppe der Nordwestindianer, sowie von den Pueblos und Pimas im Südwesten über die Südprärie und den Südosten durchs gesamte Maisbaugebiet hindurch bis zu den Ostalgonkin, Irokesen und Huronen. Offenbar von den Nachbarn übernommen wurde sie auch seitens der Odschibwä, Dhegiha, Navajo und Apatschen. Die Völker dieser Organisationsformen siedeln ebenfalls in Orten; ja die Dorf- und Stadtsiedlung ist gerade bei den Ackerbauern sehr stark entwickelt. Auch diese Orte haben ihre lokale Leitung; sie stehen zum Teil ziemlich unabhängig nebeneinander. Aber der grundlegende Unterschied gegen die Dorfgemeinschaften der Kalifornier ist, daß die Dörfer eines Stammes mit Sippenorganisation eben

[1] Kroeber faßt auch die sogenanntes gentes der Denevölker Oregons als Dorfgemeinschaften auf (Types culture, S. 87).

durch diese quer durch die Siedlungen ziehende Sippenorganisation miteinander verwandtschaftlich verbunden sind, also in gewissem engeren Konnex stehen, während die kalifornischen Dorfgemeinschaften als rein territoriale Gebilde einander fremd, unabhängig gegenüber stehen.

Gibt es nun eine Verbindung zwischen diesen beiden Prinzipien in Nordamerika? Eine direkte Verbindung scheint mir zu fehlen. Betrachten wir die Entwicklungsmöglichkeiten einer Vollfamilie, so erstrecken sich diese nach der Seite der Blutsgemeinschaft oder der Kultgemeinschaft oder der Besitzgemeinschaft oder der Siedlungsgemeinschaft. Je nachdem ergibt sich die Herausbildung der Sippe (Clan, Gens), oder der Kultgruppe auf verwandtschaftlicher Grundlage (Gens der Omaha), oder der Familienjagdgruppe der Algonkin oder der Dorfgemeinschaft des Westens. Ich meine, daß alle vier Formen Entwicklungsglieder aus derselben sozialen Urform sind, entstanden durch starke Betonung eines der vier in der Urform vorhandenen Elemente, daß sie also, obwohl sie gewisse gemeinsame Züge aufweisen, doch Endglieder verschiedener Entwicklungen sind, die nicht in direktem Zusammenhang miteinander stehen.

Während nun die Kultgruppe (Gens) der Omaha einen anscheinend recht verwickelten Entwicklungsgang hinter sich hat, der nicht direkt von der Vollfamilie zum Endziel führt, sondern offenbar durch die Gentilorganisation gekreuzt worden ist, liegt bei der Familienjagdgruppe der Algonkin der Fall insofern viel einfacher, als die Weiterentwicklung hier nach der Seite des Familienbesitzes gegangen ist, was zu keinerlei komplizierteren Formen führen konnte. Ein Übergang von da zur Dorfgemeinschaft des Westens ist insofern herstellbar, als die Familienjagdgruppe gewissermaßen eine, wenn auch einseitig entwickelte, Vorstufe der Dorfgemeinschaft bildet Denn sie ist die auf ihren Besitz auch örtlich beschränkte Vollfamilie. Die westliche Dorfgemeinschaft entsteht theoretisch daraus durch Vereinigung dieser Familien in einer Siedlungsgemeinschaft unter Aufrechterhaltung ihres Familienbesitzes. Diese Entwicklung scheint denn auch bei den Micmac vor sich gegangen zu sein, und insofern bilden diese eine entwicklungsgeschichtliche Parallele zu den Weststämmen. Wir müssen aber annehmen, daß diese tatsächlich erfolgte Entwicklung zur Dorfgemeinschaft hier im Osten zu einer Zeit vor sich gegangen ist, als die Familienjagdgruppe noch plastischer und noch nicht so einseitig auf das Wohnen innerhalb ihres Familienbesitzes hin fortgeschritten war. Denn dieses bildet ein neues Element, das der Dorfgemeinschaft fehlt und das vor allem die Bildung einer Dorfgemeinschaft ausschließt.

Was nun den Zusammenhang zwischen Sippenorganisation und Dorfgemeinschaft in Nordamerika anlangt, so ist der prinzipielle Unterschied zwischen beiden, wie oben ausgeführt, die Betonung der Blutsverwandtschaft bei der Sippe, der Siedlungsgemeinschaft beim Dorf. Beide gehen meiner Überzeugung nach auf die Vollfamilie zurück, wo beide Elemente nebeneinander gleich stark vertreten sind. Nun haben wir in Kalifornien neben der Dorfgemeinschaft, die eine oder mehrere Familien umfaßt, noch diejenige, die eine Gruppe verwandter Familien, also eine Sippe, umschließt. In dieser Form bietet uns diese auf einen Ort beschränkte Familiengruppe die Urform der Einzelsippe dar, des Elementes der Sippenverfassung. Dieses Element tritt uns wiederum klar und rein in den

Einzelclans der Hopi vor ihrer Vereinigung zum heutigen Volk der Hopi entgegen. Die klare Form des Sippenelementes und diejenige Entwicklungsform der Vollfamilie, die als Urform dieses Elementes aufgefaßt werden kann, finden sich also in benachbarten Gebieten. Wenn wir nun berücksichtigen, daß einige dieser Hopiclans aus Süden gekommen sein wollen, aus einem Gebiet, das seiner Bevölkerung nach sehr wahrscheinlich mit den Yuma zusammenhängt, deren östlichstes Glied heute in Südkalifornien sitzt, und daß wir in der Kultur der Pueblos mancherlei finden, was diese mit der der Kalifornier und der Westküste überhaupt verbindet, so gewinnt der Gedanke, daß hier bei der sozialen Organisation eine genetische Beziehung[1] vorliegen kann, an Wahrscheinlichkeit. Es wäre demnach also nicht ausgeschlossen, daß die Hopiclans in ihrer primitiven vorgeschichtlichen Form, wie sie sich aus den Sagen ergibt, genetisch an die Familiengruppe anzuknüpfen wären, wie sie sich aus der Vollfamilie in Südkalifornien entwickelt hat.

Doch fragt es sich, ob dies so direkt der Fall gewesen ist. Das Verbreitungsgebiet der Vollfamilie deckt sich im wesentlichen mit dem Gebiet der nördlichen Jägerkultur; es reicht an der Westküste über die Kalifornier bis zu den Pima herab. Die Vollfamilie ist wahrscheinlich die Urform der vier sozialen Organisationsformen Nordamerikas. Auf ihr baut sich im Westen, von den südwestlichen Dene hinab bis zu den Südkalifornier, die Dorfgemeinschaft auf. Dieselbe Verbreitung wie diese, aber noch bis zu den Pueblos reichend, haben eine große Anzahl anderer Kulturgüter (siehe oben S. 64). Wir sind daher berechtigt, in gewissem Sinne hier von einer den Pueblos, Kalifornier und Oregonstämmen bis zur Grenze der Nordwestkultur gemeinsamen Schicht zu sprechen. Diese, die sich vielleicht auch bis nach Mexiko hinein erstreckt hat, ist als eine ältere Schicht aufzufassen, die die historischen Kulturen unterlagert. Sie ist eine Verwandte der primitiven nördlichen Jägerkultur, die sich nach Osten bis zum Atlantischen Ozean (Algonkin) ausdehnte. Die primitive nördliche Jägerkultur wurde anscheinend später von einer jüngeren nordischen Jagdkultur (Schneeschuhkultur?) überlagert, die nicht die weite Verbreitung fand wie jene alte Schicht. Im Nordwesten lagert sich als noch jüngere Schicht in eng begrenztem Gebiet die nordwestliche Fischerkultur über diese beiden Schichten. Sie griff über den Nordrand des Ausbreitungsgebietes jener westlichen Form der primitiven nördlichen Jägerkultur hinaus. Diese westliche Form wurde im Süden überlagert von der südlichen Anbaukultur, die wohl zum Teil ein Entwicklungsprodukt aus dieser Westform ist, wenngleich der Hauptanstoß zu dieser Entwicklung anscheinend aus südlicher gelegenen Gebieten gekommen ist. So scheint z. B. der Urclan der Hopi eine Entwicklungsform aus jener Westform zu sein; seine weitere Ausbildung zum Element der Clanorganisation erhielt er erst unter dem Einfluß der Anbaukultur. Die Westform selbst erfuhr ihrerseits später eine eigenartige Weiterentwicklung besonders auf wirtschaftlichem und

[1] Vergleiche dazu auch, daß Kroeber (bei Sparkman, Luiseño, S. 215, Anm. 4) die „Bande" der Luiseño mit dem halbtotemistischen Clan der Mohave vergleicht, wobei der „Bande" nur der Totemismus zur völligen Gleichheit fehlt. — Der Totemismus ist aber eine Erscheinung, die ursprünglich nichts mit diesen sozialen Organisationsfragen zu tun hat, sondern die erst sekundär sich mit der Sozialorganisation verbindet.

sozialem Gebiete, auf letzterem zur strengen Dorfgemeinschaft mit den sich daraus ergebenden Ansätzen zu höheren Organisationsformen. So scheint die Verbindung zwischen der Sippenorganisation des Südwestens und Südens und der Dorfgemeinschaft des Westens eher auf eine alte gemeinschaftliche Urschicht zurückzuführen, die dort die Grundlage der Anbaukultur, hier die der historischen kalifornischen Kultur wurde.

Die kalifornische Kultur müssen wir somit als Endprodukt einer besonderen kulturgeschichtlichen Entwicklung ansehen, deren Anfangsglied die primitive nördliche Jägerkultur ist. Auf sozialem Gebiet hat sie die Idee der sozialen Einheit auf territorialer Grundlage durchgeführt, ist aber nicht fähig gewesen, von da aus zu höheren Staatsformen auf territorialer Grundlage fortzuschreiten. Welche Gründe dies verhindert haben, wäre noch zu untersuchen, oder besser, es wäre zu untersuchen, welche in Kalifornien fehlenden Vorbedingungen anderswo zur Ausbildung solcher Territorialstaaten geführt haben, und danach die Frage zu beantworten, warum diese Bedingungen in Kalifornien fehlen. Jedenfalls haben wir die Tatsache zu verzeichnen, daß in Nordamerika die Ansätze zu Territorialstaaten nicht über diese ersten Anläufe hinausgekommen sind und daß sich die höheren sozialen Bildungen (straff organisierte Stämme, Stammesbünde, Reiche) auf der Grundlage der Sippenorganisation aufbauen. Da diese höheren sozialen Bildungen sich nur im Bereich der Anbaukultur finden, so stehen sie vermutlich in engerer Beziehung zu diesem Kulturkomplex und sind daher aus einer Untersuchung dieser großen Kultureinheit heraus zu erfassen und zu verstehen. Vielleicht ist es eben das Fehlen gerade von Elementen, die erst der höheren Schicht der amerikanischen Anbaukultur angehören, was die Weiterentwicklung der Ansätze zu Territorialstaaten in Kalifornien hintangehalten hat.

Im Vorstehenden ist der Versuch gemacht worden, die soziale Organisationsform Kaliforniens, die Dorfgemeinschaft, rein aus den amerikanischen Kulturverhältnissen heraus zu erklären und abzuleiten. Es gewinnt darnach den Anschein, als ob sich diese Organisationsform im westlichen Gebirgsgebiet Nordamerikas aus der primitiveren amerikanischen Vollfamilie heraus entwickelt habe. Wir sahen weiter, daß von dieser Familie aus ebenfalls die Entwicklung zur Gentil-(Clan-)Organisation möglich ist, und daß die mit der Maiskultur verbundene auftretende Gentil-(Clan-)Organisation gerade dort (im Westen) mit der primitiven Familie zusammentrifft, wo sich in der Dorfgemeinschaft auf die Gentilorganisation hinzielende Ausbildungstendenzen bemerkbar machen. Daraus könnte vielleicht der Schluß gezogen werden, daß die Entwicklung der Gentil-(Clan-)Organisation ebenfalls in Nordamerika und zwar in dessen südlichstem Teil (und im angrenzenden Mittelamerika) vor sich gegangen sei, aus einer primitiven Schicht heraus, die im westlichen Nordamerika die Dorfgemeinschaft enthält. Die Entwicklung wäre dann im Wege der Überwindung der Wohngemeinschaft durch die Blutsgemeinschaft vor sich gegangen.

Ob dieser Gedanke richtig ist, d. h., ob diese theoretisch mögliche Entwicklung sich historisch tatsächlich so abgespielt hat, ist für die Ausbildung der Gentil-(Clan-)Verfassung solange zweifelhaft, als deren zusammenfassende Untersuchung in Nordamerika uns nicht den unumstößlichen Nachweis liefert, daß sie auf eine westliche Quelle zurückgeht. Da nun die Gentil-(Clan-)Verfassung eng

mit der Maisbaukultur verknüpft auftritt, während sie andererseits eng mit dem Totemismus verbunden ist, und da diese drei Erscheinungsformen zusammenhängend auch weithin über Mittel- und Südamerika verbreitet sind, so muß die Lösung dieser Frage in einen viel größeren Rahmen gespannt werden, als es von einer Betrachtung der kalifornischen Kultur aus möglich ist. Denn sollte es sich bewahrheiten, daß der Ursprung der Maisbaukultur in Mittelamerika liegt, und daß Gentil-(Clan-)Verfassung und Totemismus so eng mit ihr verknüpft sind, daß wir sie als gleichen Ursprungs wie jene ansehen müssen, so würde das besagen, daß sie nach Nordamerika von Süden her vorgedrungen sind, also hier als fremde Erscheinungsformen auftreten. Die Zielrichtungen, die wir in Kalifornien auf die Sippenorganisation hin fanden, könnten dann vielleicht als unter Beeinflussung dieses fremden benachbarten Elementes entstandene Angleichungen aufgefaßt werden.

Die Frage, welche dieser beiden entgegengesetzten Auffassungen zu Recht besteht, läßt sich bisher nicht lösen; dazu sind, wie gesagt, Studien nötig, die sich über Mittel- und Südamerika erstrecken und tief in die Vorgeschichte der höheren amerikanischen Kulturen dieser Gebiete hinabreichen. Mir erscheint die zweite Annahme insofern als richtig, als die Vereinigung der drei Elemente (Sippenverfassung, Totemismus, Maisbaukultur) in jenem südlichen Kulturgebiet vor sich gegangen ist und als sich diese neue höhere Kultur von da aus nach Nordamerika ausgebreitet hat. Aber ebenso scheint mir, daß die nördliche Jägerkultur, die sich vordem im Osten wie im Westen weit nach Süden ausgebreitet hatte, im Westen nicht immer ohne Beziehungen zu dem südlichen Kulturgebiet gewesen ist, sondern daß eben dieser westliche Zweig jener primitiven nördlichen Jägerkultur sich in besonderer Weise entwickelte und sich in dieser Abwandlung über Kalifornien und das Pueblogebiet hinweg tief nach Mexiko hinein erstreckte, so daß die Möglichkeit der Entwicklung jener höheren Südkultur aus dieser älteren Westschicht heraus nicht von der Hand zu weisen ist. Wir hätten damit die genetische Verbindung der höheren mittelamerikanischen Kulturen mit der nördlichen Jägerkultur gewonnen und gleichzeitig eine Entwicklungsrichtung von primitiven Verhältnissen im Norden über spezieller entwickelte im Westen zu den höher entwickelten im Süden erhalten. Daß diese Entwicklungsrichtung zugleich ein Beweis für eine nordsüdlich gerichtete Kultur-(und Völker-)Strömung sein könnte, ist damit nicht gesagt; denn noch fehlen uns alle Aufschlüsse darüber, welche Momente im südlichen Kulturgebiet die Höherentwicklung auslösten. Immerhin glaube ich, daß die kalifornische Kultur in diesen Fragen als Bindeglied eine gewisse Rolle spielen wird.

Die Frage, deren Bejahung diese ganzen Erörterungen über den Haufen werfen würde, nämlich, ob die kalifornische soziale Organisationsform, wie ihre fast rein westliche Verbreitung nahelegt, nicht etwa einem außerhalb Amerikas kommenden Anstoß ihr Dasein verdankt, glaube ich ablehnen zu müssen unter dem Hinweis auf die Dorfgemeinschaft der Micmac, die sich aus der gleichen Urschicht entwickelt hat wie die kalifornische, und aus der Erwägung heraus, daß diese Entwicklung eine von jenen war, die in den Verhältnissen der Urschicht innerlich gegeben war, zu deren Auslösung es demnach keines Anstoßes von außen bedurfte.

IV. Der primitive Charakter der kalifornischen Kultur.

Auf die übrigen Seiten der kalifornischen Kultur, so reizvoll sie an sich sind, wie besonders die mannigfachen Äußerungen des Religiösen, die uns von neuem allerlei Zusammenhänge mit den Pueblos offenbaren, möchte ich hier nicht eingehen, da sie mir bisher zu irgendwelchen allgemeinen ethnologischen Fragen keinen Anlaß zu geben scheinen. Auf deren Herausarbeitung kommt es mir jedoch hier ebenso an, wie auf die Beziehungen, die Kalifornien in kultureller Hinsicht mit dem übrigen Nordamerika verknüpfen.

Einen Punkt möchte ich indessen doch noch erörtern, die Frage nämlich, ob die kalifornische Kultur als eine primitive[1] zu bezeichnen ist oder nicht, primitiv in dem Sinne, daß sie der Urkultur der Menschheit näher steht als die Kulturen anderer sogenannter Naturvölker.

Ganz sicher fehlt der kalifornischen Kultur vieles von dem, was andere Naturvölker über die Stufe des Primitiven erhebt, so der Anbau, die Töpferei, die Architektur, Stammes- und Staatenbildung mit festem Häuptlingswesen, der Totemismus, Symbolismus u. a. m. Und ebenso sicher weist sie Züge auf, die als primitiv zu gelten haben, wie der Mangel an Kleidung, die Sammelwirtschaft als solche, die bis auf die Flechterei gering entwickelte Technik, das Fehlen des Bootes, das Zusammenwohnen in verhältnismäßig kleinen, abgesonderten Siedlungen mit stark vorwiegender Gleichberechtigung aller Mitglieder, die nur freiwillig Autoritäten für gewisse Funktionen anerkennen, das starke Hervortreten des Zauberglaubens u. a. m.

Untersuchen wir die einzelnen Kulturzweige genauer, so finden wir, daß fast überall ein Hinausgehen über die primitive Stufe vorliegt, eine Intensivierung der primitiven Kulturzüge oder auch eine seitwärts führende Sonderentwicklung, alles Dinge, die uns zwingen, die kalifornische Kultur als eine über die primitive Stufe erhobene, nach besonderer Richtung entwickelte Kultur anzuerkennen, so daß wir nicht berechtigt sind, sie ohne weiteres als ein primitives Glied in die Menschheitsentwicklung einzuordnen. Sie ist eben auch, wie sie uns in historischer Zeit entgegentritt, das Endprodukt einer Entwicklung. Aber — und das will betont sein —: der Zweig ihrer Entwicklung führt nicht weit ab von der primitiven Wurzel; er enthält vieles, was uns primitive Züge auch anderswo klarer erkennen lassen wird. Insofern wird man nach Herausnahme alles dessen, was kalifornische Sonderentwicklung ist und was eine Intensivierung und ein Hinausgehen über das Primitive bedeutet, den Rest in Hinsicht auf das Primitive selbst mit vielem Nutzen studieren können.

---

[1] Siehe hierzu auch Kroeber, Types Culture, S. 81.

Für diese Behauptungen möchte ich nun einige Beispiele anführen.

Einfache Hausformen sind die rindenbedeckte Kegeldachhütte, die zum Teil nur als einseitig offener halbkreisförmiger Windschirm ausgestaltet ist[1], die kreisförmigen Windschutze, die den Schasta als Sommerwohnung dienen[2] und die in großem Ausmaß vielfach bei religiösen Zeremonien und den Totenfeiern Verwendung finden, und schließlich die kleine Kuppeldachhütte der Costano[3].

Das fast völlige Fehlen von Kleidung[4] ist natürlich zunächst nur infolge des günstigen Klimas möglich, ist aber zugleich auch ein Zeichen primitiver Kultur. Die Männer tragen ein Hirschfell um die Lenden[5]; die Frauen gehen entweder völlig nackt[6] oder tragen ein Hüftband aus Rehfell, in das vielfach vorn und hinten je ein kleiner Schurz aus Gras oder Fellstreifen gebunden wird[7]. Diese Beschränkung der Kleidung, falls überhaupt welche vorhanden ist, auf den Unterkörper kann ebenfalls als primitives Merkmal angesehen werden. Daß bei kaltem und regnerischem Wetter (im Winter) eine wärmende Hülle getragen wird, ist an sich kein Zeichen höherer Entwicklung; aber die Herstellung von Mänteln aus Decken, die aus Hasenfellstreifen geflochten sind[8], also aus einzelnen Fäden zusammengesetzte größere Gebilde darstellen, geht über das Kennzeichen des primitiven Merkmals hinaus. Wenn die Frauen kleine Korbschalen auf dem Kopf tragen[9] und diese als Trinkgefäße verwenden[10], so könnte das wohl recht primitiv erscheinen; man könnte den Ursprung dieser Sitte in dem Bestreben finden, den Druck des Stirntragbandes durch diese Kappe zu vermindern[11]. Schon dieses Bestreben allein würde, wie auch die Verwendung des Stirntragbandes selbst, über den primitiven Zustand hinausführen. Da die Kappe in historischer Zeit ein Teil der Frauentracht geworden ist, kann man sie trotz der mehrfachen Funktionen, die sie in sich vereinigt, kaum noch als primitives Element werten.

Primitiv ist wiederum der Schmuck: Ketten aus Hirschhufen und Bärenklauen, den Zeichen erfolgreicher Jagd und dabei bewiesenen Mutes, bei den Männern[12],

---

[1] Siehe oben Seite 16—19.

[2] Dixon, Shasta, S. 421.

[3] Siehe oben Seite 34f.

[4] Goddard, Hupa, S. 18; Powers, S. 20 (Karok), S. 348 (Miwok); Dixon, Maidu, S. 154; Mason, Salinas, S. 127; Sparkman, Luiseño, S. 200. Vollständigere Kleidung finden wir nur im Norden, siehe Barrett, Klamath and Modoc, S. 255; Dixon, Shasta, S. 407ff.; Goddard, Hupa, S. 18.

[5] Goddard, Hupa, S. 18; Dixon, Chimariko, S. 298; Maidu, S. 155.

[6] Dixon, Maidu, S. 161.

[7] Dixon, Chimariko, S. 298; Goddard, Hupa, S. 19; Dixon, Maidu, S. 161, 162; Mason, Salinas, S. 127; Sparkman, Luiseño, S. 201. Die Pomofrauen tragen nur einen Schurz aus zerfaserter Rinde, siehe Barrett, Ethnogeography, S. 24, 26.

[8] Ganze Felle als Mäntel werden bei vielen Stämmen getragen. Daneben treten die Mäntel aus Hasenfellstreifengeflecht auf. Siehe Dixon, Maidu, S. 128, 176; Mason, Salinas, S. 127; Dubois, Religion Luiseño, S. 170; Sparkman, Luiseño, S. 201.

[9] Dixon, Shasta, S. 411; Chimariko, S. 298; Goddard, Hupa, S. 20; Powers, S. 47 (bei Yurok); Dixon, Maidu, S. 162; Kroeber, Ethnography Cahuilla, S. 45: bei Yokuts; ebenda, S. 44: auch bei den Schoschonen des großen Basins und den Chemehuevi; Mason, Salinas, S. 127. Die Korbschale fehlt bei den Zentralkaliforniern (siehe Kroeber, Ethnography Cahuilla, S. 44—45).

[10] Powers, S. 47 (bei Yurok), S. 244 (bei Schasta); Sparkman, Luiseño, S. 204.

[11] Siehe Goddard, Hupa, S. 80. Die Kappe wird nur beim Lastentragen benutzt von den Kawia (Kroeber, Ethnography Cahuilla, S. 43—44) und Luiseño (Sparkman, Luiseño, S. 201), bei letzterem Stamm auch von den Männern.

[12] Dixon, Maidu, S. 165; Sparkman, Luiseño, S. 210.

aus Muschel- und Steinperlen bei den Frauen[1]. Letztere Materialien sind keine naturgegebenen Schmuckstücke, sondern bereits für diesen besonderen Zweck umgewandelte Naturprodukte; sie stehen infolgedessen wesentlich höher als etwa Grashalmstücke, Früchte, Kerne u. a., die primitive Völker als Schmuck verwenden[2]. Die Verwendung von Pinuszapfen[3] und Stachelschweinschwanz[4] als Haarbürste zeigt wieder den primitiven Charakter eines in seiner Naturform verwendeten Gerätes, während die aus einzelnen Pinusnadeln zusammengebundene Bürste[3] wiederum darüber hinausgeht, so einfach sie auch ist.

Als Bett dient eine Nadelstreu, überdeckt mit Fellen oder Matten, also eine primitive Lagerstätte[5]. Ebenso primitiv ist das eingerollte Ende des Bettfelles als Nackenunterlage[6]; denn ich glaube, daß die Nackenunterlage an sich einem physiologischen Bedürfnis des Menschen entspringt und infolgedessen ihren Ursprung bereits im primitiven Zustand der Menschheit hat. Nur ihre Ausgestaltung ist verschieden. Höherer Art sind zum Beispiel der Längsbalken, der am Rande der gemeinsamen, aus Weidenruten gebauten Schlafbank der Maidu[6] als Nackenunterlage angebracht ist, oder die Einzelnackenstütze der Hupa, Schasta und Maidu mit leichter Ausschweifung des oberen Randes[7].

Die Sammelwirtschaft als solche ist rein primitiver Natur, und gerade sie hat zur Annahme geführt, daß die Kalifornier solch primitive Menschen wären. Besonders das Kleesammeln in der Form, daß die Familien in die Wiesen ziehen und hier den Klee direkt vom Stengel weg essen, also sozusagen weiden, ist eine recht primitive Art der Nahrungsgewinnung. Auch das Ausgraben der Wurzeln mit dem Grabstock trägt primitiven Charakter. Aber die Mehlherstellung im Mörser oder auf Reibsteinen, die Verwendung des Geflechttrichters dabei, die Idee, ungenießbare Pflanzen durch besondere Prozesse genießbar zu machen, sind bereits höhere Elemente. Vielleicht hängen sie zum Teil mit der Zubereitung der Nahrung durch Kochen zusammen, die an sich ja auch höherer Art ist als das einfache Rösten und Backen am Feuer oder in der Asche, wenngleich die Art des Kochens mittels heißer Steine im Korb wesentlich primitiveren Charakter trägt als das Rösten im Erdofen, das seinerseits eine höhere Stufe des Röstens darstellt. Auch das Ansammeln großer Vorräte zum Teil in zubereiteter Form (als Mehl oder Cakes) und die Herstellung des erkalteten und in Form gebrachten Eichelbreies als Dauerpräparat für Reisen geht weit über das primitive Stadium hinaus. Und betrachten wir schließlich die Jagdmethoden, das Anschleichen in Verkleidung, das Hetzen zum Teil mit Etappen, das Einfangen mit Zäunen oder Schnüren, das Beseitigen des menschlichen Geruches an Körper und Waffen, um die Witterung zu nehmen, die Wehre und Reusen, Netze, Harpunen, Speere und Angeln beim Fischfang, — sie gehen an sich alle auf primitive Methoden zurück, treten uns hier aber zum Teil in einer zu gesteigerter Wirksamkeit erhobenen

---

[1] Dixon, Shasta, S. 413; Maidu, S. 141, 164.
[2] Solche auch bei den Schasta (Dixon, Shasta, S. 413).
[3] Dixon, Maidu, S. 163.
[4] Barrett, Klamath and Modoc, S. 258; Dixon, Maidu, S. 163.
[5] Dixon, Maidu, S. 176; Shasta, S. 418.
[6] Dixon, Maidu, S. 176.
[7] Goddard, Hupa, S. 17; Dixon, Shasta, S. 418; Maidu, S. 176.

besonderen Ausprägung entgegen, die man nicht mehr als primitiv bezeichnen kann, sondern die bereits eine höhere Art von Jagd und Fischfang kennzeichnet[1].

Primitiv sind die Flöße, besonders die Rohrbündel, die die Modoc und Klamath zum Flußkreuzen verwenden, indem sie sich darauf legen und mit den Händen paddeln[2], sowie die Weidengeflechte, die die Chimariko unter die Brust halten[3], wenn sie die Flüsse durchschwimmen. Dies sind wirklich primitive Geräte, die an der unteren Grenze der Entwicklung der Wasserfahrzeuge stehen. Andererseits finden wir hier in Kalifornien auch Stufen der Weiterentwicklung in Flößen aus Holz[4], aus (drei Meter langem) Rohr[5] und aus zusammengebundenen Binsen (auf welch letzteren sich die Luiseño[6] sogar aufs Meer wagen), die bereits dem Transport mehrerer Personen dienen; sodann in den Einbäumen[7]. Im übrigen kreuzt man die Flüsse mittels Durchschwimmens und Durchwatens; dabei beschweren die Saiaz[8] den Kopf mit Steinen, um auf diese Weise gebückt gehend die reißende Strömung zu überwinden.

Die Technik der Stein-, Horn-, Knochen-, Muschel- und Holzbearbeitung ist im allgemeinen recht primitiv. Die angeführten Materialien liefern die hauptsächlichsten Werkzeuge und Geräte. Immerhin sind die Kalifornier auch hier zu intensiver Ausnutzung und Bearbeitung übergegangen, so zum Beispiel bei der Herstellung von Gegenständen aus Feuerstein, Obsidian oder Jaspis. Da werden die Knollen im Feuer erhitzt, dann langsam abgekühlt, wodurch sie in lange Streifen zerspringen, die mit einer Art Hammer in die gewünschte Form roh zugeschlagen werden. Die feinere Form und die Schärfe wird den Geräten (Messern, Schabern, Speer- und Pfeilspitzen) durch ein Horngerät gegeben, das an einem langen Holzstiel befestigt ist, der sich an den Unterarm anlegt, und mit dem kleine Stücke vom Rande abgebrochen werden[9]. Auch das Fehlen der Töpferei[10] verleiht der Kultur der Kalifornier einen primitiven Charakter. Dagegen ist die Flechterei so gut entwickelt, daß man die Kalifornier wohl mit als die besten Flechter Nordamerikas bezeichnen kann. Nicht nur der Reichtum an Formen und

---

[1] Siehe hierfür oben, Abschnitt II.

[2] Barrett, Klamath and Modoc, S. 256. Aus der Beschreibung geht nicht hervor, ob diese Flöße nur für eine oder etwa für mehrere Personen bestimmt sind. Sie sind aus mehreren, 2—5 m langen, je $^1/_2$ m starken Rohrbündeln zusammengebunden

[3] Powers, S. 93.

[4] Dixon, Chimariko, S. 300; Barrett, Ethnogeography Pomo, S. 24.

[5] Dixon, Maidu, S. 198; Barrett, Ethnogeography Pomo, S. 25, 26; Mason, Salinas, S. 130.

[6] Sparkman, Luiseño, S. 200.

[7] Powers, S. 47f., bei Yurok; S. 255 bei Klamath und Modoc; Barrett, Klamath and Modoc, S. 247—249; Dixon, Shasta, S. 396, 435; Maidu, S. 140, 198—199. Plankenboot bei den Chumasch, siehe Mason, Salinas, S. 130.

[8] Powers, S. 124.

[9] Powers, S. 104—105 (Viard), S. 374—375 (Yokuts); Goddard, Hupa, S. 34; Dixon, Shasta, S. 391; Maidu, S. 132—134.

[10] Die Töpferei existiert nur bei einigen Südkaliforniern und ist von da bis zu den Yokuts vorgedrungen, offenbar als Ausfluß einer Beeinflussung von Osten her; es werden nur sehr rohe Gefäße hergestellt. Für Yokuts siehe Mason, Salinas, S. 141; für Südkalifornier siehe Kroeber, Ethnography Cahuilla, S. 54—55 (Kawia, Diegueño, Luiseño, auch Mohave, Chemehuevi, Paiute); Holmes, Anthropol. Studies, S. 186 (Kawia); Dubois (Religion Luiseño, S. 168—170); Sparkman (Luiseño, S. 201f.), Waterman (Diegueño, S. 273); für Yuma und Süd- und Ost-Schoschonen siehe Mason (Salinas, S. 141). Die Töpferei fehlt im Süden bei Chumasch und Gabrieliño (Mason, Salinas, S. 141; Kroeber, Ethnography Cahuilla, S. 54f.).

Geflechtarten geht weit über primitives Maß hinaus; vor allem ist es die mehrfarbige Musterung (meist schwarz auf gelbem Grunde), die die Flechterei so emporhebt. Alle Muster haben besondere Namen. Aus den einzelnen Elementen bildet man vielfach zusammengesetzte Formen[1]. Auch die erste Stufe der Weberei ist erklommen. Fäden aus Pflanzenfasern werden auf dem Oberschenkel gedreht[2] (und dann zu Netzen verknüpft); oder Felle und Vogelbälge werden in 1—2 cm breite Streifen zerschnitten, die zu Fäden derartig zusammengedreht werden, daß die Haare oder Federn nach außen zu liegen kommen. Diese Fäden werden dann um zwei senkrechte Pfosten als Kette gelegt, durch die zwei gleiche Fäden als Schuß hindurchgeführt verden. Auf diese Weise werden Decken (Mäntel) hergestellt[3]. Ist die Methode auch noch recht einfach, so geht sie doch insofern über das Primitive hinaus, als sie zur Herstellung größerer Gebilde aus Einzelfäden führt, statt daß man von Natur gegebene große Stücke (Felle) als Decken verwendet.

Die soziale Organisation[4] ist infolge des Fehlens der Sippen- und Stammesorganisation recht primitiv, wenngleich sie durch die Ausbildung der Dorfgemeinschaft eine Sonderentwicklung eingeschlagen hat, und wenngleich sich die Richtlinien auf die straffere Familien- und Sippenorganisation hin sehr wohl erkennen lassen. Auch die geringe Autorität, die die Oberhäupter der Familie oder des Dorfes genießen, ist ein primitives Merkmal; der Gehorsam, den diese Autorität findet, wird noch freiwillig geleistet und beruht völlig auf den persönlichen Eigenschaften des Trägers der Autorität. Dieser vereinigt in sich die verschiedenen Funktionen öffentlicher Ämter, die in höheren Entwicklungsformen verschiedenen Personen übertragen sind, so das Amt des Anführers bei Besuch in fremden Dörfern, des Wirtes für fremde Gäste, des Einberufers der Versammlung der Männer zur Beratung öffentlicher Angelegenheiten, des Erschließers neuer Sammelgründe, des Schiedsrichters bei Streitigkeiten, des Leiters der Zeremonien und des Übermittlers der Stammesmythen. Diese Vereinigung einer Vielheit von Funktionen in einer Person kann ebenso als primitiver Zug gelten, wie die Forderung, daß der Anführer der Reichste sein muß. Die Verpflichtung, Fremde zu bewirten und seine eigenen Angehörigen zu unterstützen, liegt schon auf primitiven Stufen dem Oberhaupt ob; sie erfordert einen persönlichen Besitz an Sachen und Nahrungsmitteln, der wesentlich über das Maß des gewöhnlichen persönlichen Eigentums hinausgeht. Wer solch stärkeren Besitz nicht aufweist, kann nicht Oberhaupt werden, auch wenn er die sonstigen Eigenschaften besitzt, die ihn zum Führer befähigen würden. Diese Forderung eines gewissen stärkeren persönlichen Besitzes für das Oberhaupt scheint auf recht primitive Stufe zurückzugehen. Sie ist ihrerseits eine Quelle des Privateigentums, der Ständegliederung nach Reichtum usw.

---

[1] Barrett, Klamath and Modoc, S. 253f.; Dixon, Shasta, S. 446f.; Goddard, Hupa, S. 38f, 44f.; Kroeber, Basket Designs, S. 106—164; Dixon, Maidu, S. 145f., 219; Basketry Designs northern California; Basketry Designs Maidu; Barrett, Pomo Basketry; Basket Designs Pomo; Kroeber, Californian Basketry; Mason, Salinas, S. 144—152; Sparkman, Luiseño, S. 204; Kroeber, Ethnography Cahuilla, S. 41f.; Waterman, Diegueño, S. 273.

[2] Dixon, Shasta, S 398; Goddard, Hupa, S. 35; Dixon, Maidu, S. 142.

[3] Dixon, Maidu, S. 148, 176.

[4] Siehe oben, Abschnitt III.

Die Eigentumsverhältnisse der Kalifornier sind derart, daß neben persönlichem Eigentum, das mit dem Toten begraben[1] oder verbrannt[2], oder ihm beim Totenfest[3] durch Verbrennen ins Jenseits nachgesandt wird, Familieneigentum[4] in Form des erblichen Anrechts auf gewisse Sammel-, Jagd- und Fischgründe existiert. Diese Landgebiete sind durch besondere Grenzmarken gekennzeichnet und werden in regelmäßigen Zeiträumen durch Begehen seitens der Besitzer kontrolliert. Ein unberechtigtes Ausüben von Sammeltätigkeit, Jagd und Fischfang seitens Fremder innerhalb dieses Familiengebietes gilt als Streitfall. Mir scheint, daß hier noch verhältnismäßig primitive Verhältnisse vorliegen. Schon die Tatsache, daß das Land Eigentum der Familie, also der kleinsten Gemeinschaft ist, stellt einen primitiven Zug dar. Der Fall, daß das Land Dorfeigentum wird, ist schon als höhere Entwicklung aufzufassen. Die Festlegung des Eigentums durch Grenzmarken, die häufig kontrolliert werden, scheint mir ebenfalls ein noch relativ primitiver Zug insofern zu sein, als sich bei stärkerer Ausbildung der Eigentumsverhältnisse zunächst das Bestreben geltend macht, sein Eigentum gegen Übergriffe aufs Deutlichste zu kennzeichnen, und als auf höheren Entwicklungsstufen andere Maßnahmen des Schutzes (Gesetze, gegenseitige freiwillige Anerkennung) eintreten.

Der Männerbund[5] der Kalifornier tritt in einer Form auf, die wir vielleicht mit als Urform dieser Einrichtung ansehen müssen. Er ist eine lose Vereinigung der Männer des Dorfes (also meist verwandter Männer), die bestimmte Zeremonien ausführen, in denen sie die Geister der Toten sowie von Tieren darstellen. Diese Vereinigung hat keine Abzeichen, keine straffe Organisation. Sie wird von einem gewählten Mitgliede geleitet, das sich durch besondere Zauberkraft auszeichnet, und hält ihre Zusammenkünfte in einem besonderen, dem weiblichen Geschlechte verbotenen Raume (Zeremonialhaus) ab, das zum Teil als Schlafhaus der Männer dient. Als Zweck der Vereinigung wird die Einschüchterung des weiblichen Geschlechtes[6] angegeben; sicher dient sie zur zauberischen Fernhaltung von bösen Geistern, Unglück und dergleichen vom Dorf und zur zauberischen Beeinflussung von Tier- und Pflanzenwelt[7] durch Versöhnungs-, Wachstums- und Danktänze zum Besten der Gemeinschaft. Dabei werden die Tiere nur durch umgelegte Felle und symbolischen Schmuck, nicht durch Masken dargestellt, unter Nachahmung ihrer Bewegungen im Tanz[8]. Die Knaben werden bei Eintritt der geschlechtlichen Reife unter Beobachtung gewisser Zeremonien, die aus Fasten, Belehrung über die Morallehre und die Mythen des Stammes, Verleihung eines neuen Namens und einem Geistertanz bestehen, in die Vereinigung aufgenommen.

---

[1] Dixon, Shasta, S. 466; Chimariko, S. 362; Goddard, Hupa, S. 70—71; Powers, S. 33 (Karok), S. 99 (Patawat), S. 239 (Wintun); Dixon, Maidu, S. 244; Kroeber, Mission record, S. 15 (Chumasch).

[2] Dixon, Maidu, S. 226; Powers, S. 169 (Senel), S. 328 (Nischinam); Kroeber, Mission record, S. 27 (Costano); Mason, Salinas, S. 167, 168.

[3] Siehe unten bei Jahrestotenfeier.

[4] Siehe oben, Abschnitt III.

[5] Verbreitet über den größten Teil des Staates, fehlt der nordwestlichen kalifornischen Kultur (Kroeber, Types culture, S. 84, 88); siehe auch Dixon, Maidu, S. 322f.; Powers, S. 141 (Huchnom), S. 158 (Pomo), S. 305f. (Maidu).

[6] Powers, S. 141, 158.

[7] Dixon, Maidu, S. 285—286.

[8] Dixon, Maidu, S. 285.

Geht dies Männerbundwesen auch über die primitive Stufe der menschlichen Gesellschaft wesentlich hinaus, so ist diese kalifornische Ausprägung doch als Urform des Männerbundwesens aufzufassen, das sich anderswo so reich entwickelt zeigt.

Die Musikinstrumente, die bei diesen Zeremonien verwendet werden, sind zum Teil recht primitiv. Es sind alles Taktinstrumente. Außer Rasseln[1] verschiedener Art benutzt man Pauken in Form mit Holz überdeckter Erdlöcher oder hohler Holzklötze, auf die man mit den Füßen tritt[2]. Daneben gibt es primitive Toninstrumente, wie Flöten, Pfeifen (auch Panpfeifen) und den Musikbogen[3], der aus einem gewöhnlichen Jagdbogen besteht, dessen eines Ende in den Mund genommen und dessen Sehne mit einem Stäbchen geschlagen wird; die Tonhöhe wird dabei durch Veränderung der Mundöffnung variiert. Als Geräuschinstrument tritt der Kratzstock auf[4].

Die Totengebräuche zeigen ebenfalls ein gewisses Hinausgehen über primitive Verhältnisse. Der Glaube, daß mit dem Tod auch die Seele vernichtet sei, ist nur bei Miwok und Yokuts[5] zu finden. Alle übrigen Kalifornier glauben an ein Weiterleben der Seele[6]. Die natürliche Scheu des Menschen vor der Seele des Toten (und damit vor dem Toten selbst) kommt zum Ausdruck im Verbrennen des Hauses des Toten[7], dem Zerstören seines Eigentums[8] und dem Verlassen des Ortes des Todes auf eine gewisse Zeit[9]. Aber man geht über diese erste Scheu hinaus, wenn man alles vernichtet (verbrennt), was einen an den Toten erinnern kann, und wenn der Name[10] des Verstorbenen nicht genannt werden darf, wenn anders die Familie nicht beleidigt sein soll[11]. Dieses absichtliche Verwischen jeder Erinnerung an den Toten, um damit zugleich auch die Trauer um den Verstorbenen fernzuhalten, bedeutet meiner Meinung nach einen Schritt über die einfache Scheu vor dem toten Körper hinaus. Im übrigen findet der Seelenglaube seinen stärksten Ausdruck in der großen Jahrestotenfeier[12], bei der für

---

[1] Dixon, Shasta, S. 449f.; Maidu, S. 221f.; Mason, Salinas, S. 158; Sparkman, Luiseño, S. 210; Kroeber, Ethnography Cahuilla, S. 62.

[2] Dixon, Maidu, S. 221.

[3] Dixon, Maidu, S. 222—223; Kroeber, Mission record, S. 19 (Salinas); ibid. S. 19, Anm. 47 (Yokuts); Mason, Salinas, S. 157.

[4] Mason, Salinas, S. 158.

[5] Powers, S. 348—349; 383.

[6] Dixon, Shasta, S. 469f.; Goddard, Hupa, S. 73—74; Dixon, Maidu, S. 259—262; Powers, S. 34 (Karok), 58—59 (Yurok), 110 (Mattoal), 144 (Huchnom), 155—156 (Pomo), 181 (Gallinomero), 240 (Wintun), 328 (Nischinam); Mason, Salinas, S. 183; Kroeber, Mission record, S. 10 (Luiseño); Waterman, Diegueño, S. 278.

[7] Kroeber, Religion Californ., S. 322—323; Dixon, Chimariko, S. 302; Goddard, Hupa, S. 73; Powers, S. 240 (Wintun); Dixon, Maidu, S. 243, 244; Mason, Salinas, S. 167, 168; Kroeber, Mission record, S. 13 (Gabrieliño).

[8] Kroeber, Religion Californ., S. 322—323; Dixon, Shasta, S. 466f.; Goddard, Hupa, S. 71; Waterman, Diegueño, S. 279.

[9] Dixon, Maidu, S. 243; Mason, Salinas, S. 167.

[10] Da die Namen häufig Worte sind, die im täglichen Leben gebraucht werden, müssen diese Worte nunmehr durch neue ersetzt werden. Der dadurch bedingte Wandel im Wortschatz der Sprachen hat vielleicht zu einem gewissen Teil die Mannigfaltigkeit der kalifornischen Sprachen verursacht; siehe auch Kroeber, Religion California, S. 323.

[11] Goddard, Hupa, S. 73—74; Powers, S. 33 (Karok), 240 (Wintun); Mason, Salinas, S. 167.

[12] Kroeber, Types culture, S. 84; Religion Calif., S. 335f.; Dixon, Maidu, S. 245—259; Powers, S. 437f. (Maidu), 355f. (Miwok), 384—391 (Yokuts); Dubois, Religion Luiseño,

die im Laufe des Jahres verstorbenen Angehörigen auf großen Scheiterhaufen unter allerlei Zeremonien Gaben an Kleidung, Schmuck, Geräten und Nahrung verbrannt werden, um sie auf diese Weise dem Toten ins Jenseits nachzusenden, eine Maßnahme, die auf recht entwickelten Seelenglauben schließen läßt, was ja auch aus dem Vergeltungsglauben hervorgeht.

Die Religion selbst weist zum Teil recht primitive Formen auf, so den reinen Zauberglauben, wie er sich besonders in den Zauber- und Danksagungstänzen kundgibt, und den mancherlei Maßnahmen beim Fang des ersten Lachses, bei Geburt und Namengebung, Pubertät[1] und Tod, bei Krankheit usw.[2], wobei das Hersagen von Zauberformeln[3] das wichtigste Moment ist. Höher ausgebildet ist das Zauberwesen in Verbindung mit dem Animismus im Schamanismus[4], der hier in reiner Form auftritt. Daneben finden wir ein Vorherrschen des Gesangsrituals, des Wortes[5] überhaupt vor der Tat und vor der symbolischen Handlung, und schließlich in der Mythologie den Glauben an einen Schöpfer[6] in einer reinen Ausgestaltung, wie er sonst in Nordamerika nicht wieder vorkommt und wie er nicht als Ausfluß primitiver Kultur betrachtet werden kann.

Können wir die kalifornische Kultur somit wohl als eine recht primitive Merkmale aufweisende Gesamterscheinung ansprechen, so müssen wir andererseits doch zugeben, daß sie in vieler Hinsicht Formen aufweist, die mehr oder weniger über das primitive Niveau hinausragen. Diese höheren Formen sind teils anscheinend eigene Weiterentwicklungen, die sich aus der Entwicklungsrichtung des betreffenden Elementes ergeben, teils stehen sie in engem Zusammenhang mit gleichen Erscheinungen bei benachbarten Kulturen, ja können und müssen sogar als Einflüsse jener Kulturen (besonders aus Norden und Nordwesten) angesehen werden. Für die einheimische kalifornische Kultur würden also im wesentlichen primitive Züge mit gewisser Fortbildung zu höheren Formen charakteristisch sein.

S. 100—104, 180—183; Sparkman, Luiseño, S. 226—227; Waterman, Diegueño, S. 306—320; Kroeber, Ethnography Cahuilla, S. 65. Sie fehlt bei den Nordwestkalifornien (Kroeber, Types culture, S. 88), bei Pomo und Yuki (ibid. S. 84), bei Salinas (Mason, Salinas, S. 167).

[1] Pubertätszeremonien für Knaben finden sich bei allen Stämmen außer den Nordwestkalifornien und Miwok-Costano (siehe Mason, Salinas, S. 162); Kroeber, Religion Californ., S. 323—324, 336f.; für die nördliche Ausprägung siehe Dixon, Maidu, S. 323ff.; für die südliche Ausprägung siehe Mason, Salinas, S. 162; Dubois, Religion Luiseño, S. 77—93, 176—180; Sparkman, Luiseño, S. 221—224; Waterman, Diegueño, S. 293—305. — Pubertätszeremonien für Mädchen fehlen bei Miwok und Yokuts, sie werden nicht berichtet von Costano, Salinas, Chumasch (siehe Mason, Salinas, S. 161); im einzelnen vergleiche Dixon, Shasta, S. 457—461; Chimariko, S. 301f.; Goddard, Hupa, S. 53f; Powers, S. 85 (Hupa), 235 (Wintun); Dixon, Maidu, S. 232—238; Dubois, Religion Luiseño, S. 93—96, 174—176; Sparkman, Luiseño, S. 224—226; Waterman, Diegueño, S. 285—290; Kroeber, Ethnography Cahuilla, S. 66.

[2] Kroeber, Religion California, S. 321—326.

[3] Goddard, Hupa, S. 71f.; Kroeber, Types culture, S. 88—89; Religion Calif., S. 326, 339.

[4] Kroeber, Religion Calif., S. 327—334; Dixon, Shasta, S. 471f.; Chimariko, S. 303f.; Goddard, Hupa, S. 65f.; Powers, S. 26 (Karok); Kroeber, Types culture, S. 89; Dixon, Maidu, S. 267f.; Mason, Salinas, S. 183—184; Dubois, Religion Luiseño, S. 183; Sparkman, Luiseño, S. 215f.

[5] Kroeber, Religion California, S. 320; Types culture, S. 89; Dixon, Shasta, S. 490.

[6] Besonders bei den Zentralkalifornien; siehe Kroeber, Religion Calif., S. 342—344; Types culture, S. 97, 98; er fehlt bei den Nordwestkalifornien, siehe Kroeber, Types culture, S. 95, und bei den Schasta (Dixon, Shasta, S. 491f.).

Da erhebt sich nun wieder die Frage, wie es kommt, daß in einem Gebiet mit einer so reichen Natur die Kultur sich auf einem verhältnismäßig so niedrigen Niveau halten konnte und warum die Entwicklung zu höheren Formen nicht in stärkerem Maße vor sich gegangen ist. Im allgemeinen nehmen wir an, daß eine Höherentwicklung erst dann möglich ist, wenn die Kräfte der Bewohner eines Landes nicht mehr gänzlich und dauernd für die Beschaffung der Lebensnotdurft in Anspruch genommen, sondern wenn Kräfte für besondere Kulturbetätigung frei werden. In Kalifornien gibt die reiche Natur den Männern die Möglichkeit, frei über einen großen Teil ihrer Zeit zu verfügen. Gleichwohl ist ihre Kultur so primitiv geblieben. Reicht dieses eine Moment also nicht aus? Muß etwa auch die Frau soweit von ihren Pflichten der Nahrungsbeschaffung und -zubereitung und der Kinderfürsorge entlastet werden, daß sie Zeit für andere Betätigungen findet? Oder sind die Ausbildung besonderer Gewerbe für die Männer und damit zusammenhängend besonderer Berufsstände, oder die Ausbildung auf Besitzunterschieden beruhender sozialer Gliederungen weitere notwendige Vorbedingungen? Und welche sonstige Bedingungen sind etwa noch nötig, die ebenfalls in Kalifornien fehlen oder nur in der ersten Entwicklung vorhanden sind? Oder liegt der Fall tatsächlich so, daß sich ein Volk, das sich in einem Lande völlig eingelebt hat, wie es doch bei den Kaliforniern der Fall ist, von sich aus nicht weiter emporentwickeln kann, sondern dazu des Anstoßes von außen bedarf? In diese Richtung weisen die vielen Zusammenhänge mit der höheren Nordwestküstenkultur, besonders die verhältnismäßig etwas höhere Kultur der Nordwestkalifornier und der Chumasch, die wohl jeweils als Ausstrahlungen der nordwestlichen Küstenkultur aufzufassen sind. In diesem Fall läge natürlich nur eine Verschiebung des Problems vor, da wir dann bei einem anderen Volk untersuchen müßten, aus welchen Gründen es eine höhere Kultur aufweist.

Wir sehen: die Betrachtung der kalifornischen Indianer eröffnet uns eine ganze Reihe von Problemen ganz allgemeiner Natur, die vom kalifornischen Material aus vorläufig nicht zu lösen sind, für deren Behandlung aber die Berücksichtigung der dortigen Verhältnisse sehr wesentlich sein wird. Alle die wichtigen Fragen, wie die Bedingungen für die Entwicklung der Kultur aus primitiven Formen heraus, ihre Abhängigkeit von der Umwelt, die Bildung größerer Kulturkomplexe unter Anteilnahme von Völkern verschiedenster Sprachfamilien, die Differenzierung der Kultur einer Sprachgruppe je nach Zusammentreffen mit anderen Komplexen (vergleiche besonders das Beispiel der Schoschonen, die sich im Osten als Komantschen dem Prärieleben angepaßt haben, im inneren Plateau und Felsengebirge als primitive Sammler leben, als Cliffdwellers, Hopi und Paiute zur Maisbaukultur zählen, in Südkalifornien einen Zweig der Kalifornier bilden und schließlich auf den südlichen Sta. Barbara-Inseln als Meeresfischer leben), die Wandlung und Bereicherung durch Einfluß höherer Nachbarkulturen u. a. m., — alle diese Fragen der Ethnologie werden für ihre Lösung mit auf das kalifornische Material angewiesen sein.

Ich hoffe, daß es mir mit meinen Ausführungen gelungen ist, einige dieser Fragen wenigstens in gewissem Maße mit klären zu helfen und im übrigen meine Fachgenossen auf diese interessanten Probleme eindringlich hinzuweisen. Zugleich haben sich dabei, wie ich glaube, neue Gesichtspunkte der Betrachtung

der nordamerikanischen Völker- und Kulturverhältnisse ergeben, die uns manches klarer erkennen lassen als bisher, und die uns insbesondere die Stellung der kalifornischen Kultur im Rahmen der nordamerikanischen Gesamtkulturen in ein neues und um so interessanteres Licht rücken, als jene uns nunmehr als Mittelglied zwischen den beiden großen nordamerikanischen Kulturgruppen, der nördlichen Jäger- und der südlichen Maisbaukultur, erscheint, sozusagen als die Brücke vom Norden nach dem Süden, die uns vielleicht auch zugleich den Weg weist, den die Entwicklung zu höheren Formen gegangen ist.

Verzeichnis der wichtigsten neueren Literatur über die kalifornischen Indianer.

Abkürzungen: A.A.: American Anthropologist, New Series.
Bull. Nat. Hist.: Bulletin of the American Museum of Natural History; New York.
Cal.: University of California Publications, American Archeology and Ethnology; Berkeley.

Kulturverhältnisse.

Allgemein.

Powers, Tribes of California. Bureau of American Ethnology, Contributions to north american Ethnology, vol. III, Washington 1877.

Kroeber, Types of indian culture in California. Cal., vol. II, pt. 3.

Bancroft, The Native races of the Pacific States of North America. Bd. I: Enthält Angabe der älteren Werke über Kalifornien[1].

Merriam, The indian population in California. A.A., vol. VII, 1905, S. 594f.

Merriam, Totemism in California. A.A., vol. X, 1908, S. 558f.

Rust, The obsidian blades in California. A.A., vol. VII, 1905, S. 688f.

Holmes, Anthropological studies in California. An. rept. U. St. National Museum, 1900, Washington 1902, S. 155—187.

Kroeber, Basket designs of the Indians of northwestern California. Cal., vol. II, pt. 4.

Dixon, Basketry Designs of the Indians of northern California. Bull. Nat. Hist., vol. XVII, pt. I, 1902.

Dixon, Basketry Designs of the Maidu Indians of California. A.A., vol. II, 1900, S. 266f.

Barrett, The Pomo Indians Basketry. Cal., vol. VII, pt. 2.

Barrett, Basket designs of the Pomo Indians. A.A., vol. VII, 1905, S. 648f.

Kroeber, Californian basketry and the Pomo. A.A., vol. XI, 1909, S. 233f.

Dixon, Maidu myths. Bull. Nat. Hist., vol. XVII, pt. 2, 1902.

Dixon, The mythology of the Shasta-Achomavi. A.A., vol. VII, 1905, S. 607f.

Kroeber, Indian myths of South Central California. Cal., vol. IV, pt. 4.

Kroeber, The religion of the Indians of California. Cal., vol. IV, pt. 6.

Dubois, Religious ceremonies and myths of the Mission Indians. A.A., vol. VII, 1905, S. 620f.

Dubois, The religion of the Luiseño Indians of Southern California. Cal., vol. VIII, pt. 3.

Waterman, The religious practices of the Diegueño Indians. Cal., vol. VIII, pt. 6.

Nordwestgruppe.

Goddard, Life and Culture of the Hupa. Cal., vol. I, pt. 3.

Goddard, Notes on the Chillula Indians of northwestern California. Cal., vol. X, pt. 6.

Kroeber, Basket designs of the Indians of northwestern California.

---

[1] Von den bei Bancroft zitierten Werken konnte nur ein Teil benutzt werden. Diese Werke sind nicht hier im Literaturverzeichnis aufgeführt, weil es sich meist um Reisewerke und dergleichen handelt, in denen die kalifornischen Indianer nur nebenbei erwähnt werden. Die Werke sind an den betreffenden Stellen in der Anmerkung ausführlich zitiert.

Nordostgruppe.

Barrett, The material culture of the Klamath Lake and Modoc Indians of northeastern California and southern Oregon. Cal., vol. V, pt. 4.

Coville, Wokas, a primitive Food of the Klamath Indians. An. rept. U. St. National Museum, 1902; Washington 1904, S. 725—739.

Dixon, The Shasta. Bull. Nat. Hist., vol. XVII, pt. 5, 1907.

Dixon, The mythology of the Shasta-Achomavi.

Dixon, Notes on the Achomavi and Atsugewi Indians of northern California. A.A., vol. X, 1908, S. 208f.

Dixon, The Chimariko Indians and language. Cal., vol. V, pt. 5.

Zentralgruppe.

Dixon, The northern Maidu. Bull. Nat. Hist., vol. XVII, pt. 3, 1905.

Dixon, Maidu myths. Bull. Nat. Hist., vol XVII, p. 2, 1902.

Dixon, Basketry designs of the Maidu Indians.

Dixon, Basket designs of the Indians of northern California.

Barrett, The ethno-geography of the Pomo and neighbouring Indians. Cal., vol. VI, pt. 1.

Barrett, The Pomo Indians basketry.

Barrett, Basket designs of the Pomo Indians.

Kroeber, Californian basketry and the Pomo.

Barrett, The geography and dialects of the Miwok Indians. Cal., vol. VI, pt. 2.

Kroeber, On the evidence of the occupation of certain regions by the Miwok Indians. Cal., vol. VI, pt. 3.

Kroeber, Indian myths of southern central California.

Südgruppe.

Kroeber, A mission record of the California Indians, from a manuscript in the Bancroft Library. Cal., vol. VIII, pt. 1.

Dubois, Religious ceremonies and myths of the Mission Indians.

Rust, A puberty ceremony of the Mission Indians. A.A., vol. VIII, 1906, S. 28f.

Mason, The ethnology of the Salinas Indians. Cal., vol. X, pt. 4.

Sparkman, The culture of the Luiseño Indians. Cal., vol. VIII, pt. 4.

Dubois, The religion of the Luiseño Indians.

Waterman, The religious practices of the Diegueño Indians.

Dubois, Diegueño mortuary ollas. A.A., vol. IX, 1907, S. 338f.

Kroeber, The ethnography of the Cahuilla Indians. Cal., vol. VIII, pt. 2.

Sprachen.

Allgemeines.

Dixon-Kroeber, The native languages of California. A.A., vol. V, 1903, S. 1f.

Dixon-Kroeber, New linguistic families in California. A.A., vol. XV, 1913, S. 647f.

Dixon-Kroeber, Numeral systems of the languages of California. A.A., vol. IX, 1907, S. 663f.

Kroeber, Phonetic constitutions of the native languages of California. Cal., vol. X, pt. 1.

Nordwestgruppe.

Goddard, The phonology of the Hupa language, pt. I. The individual sounds. Cal., vol. V, pt. 1.

Goddard, The morphology of the Hupa language. Cal., vol. III.

Goddard, Hupa texts. Cal., vol. I, pt. 2.

Sapir, Wiyot and Yurok, Algonkin languages in California. A.A., vol. XV, 1913, S. 617f.

Goddard, Elements of the Kato language. Cal., vol. XI, pt. 1.

Goddard, Kato texts. Cal., vol. V, pt. 3.

Nordostgruppe.

Dixon, The Shasta-Achomavi, a new linguistic stock. A.A., vol. VII, 1905, S. 213f.
Sapir-Dixon, Yana texts and Yana myths. Cal, vol. IX, pt. 1.
Kroeber, The Washo language of East Central California and Nevada. Cal., vol. IV, pt. 5.

Zentralgruppe.

Kroeber, The languages of the Coast of California north of San Francisco. Cal., vol. IX, pt. 3.
Merriam, Distribution and classification of the Mewan stock of California. A.A., vol. IX, 1907, S. 338f.
Kroeber, The Yokuts language of South Central California. Cal., vol. II, pt. 5.

Südgruppen.

Kroeber, The languages of the Coast of California south of San Francisco. Cal., vol. II, pt. 2.
Kroeber, The Chumash and Costanoan languages. Cal., vol. IX, pt. 2.
Kroeber, The Shoshonean dialects of California. Cal., vol. IV, pt. 3.
Kroeber, Notes on Shoshonean dialects of southern California. Cal., vol. VIII, pt. 5.
Sparkman, Sketch of the grammar of the Luiseño language of California A.A., vol. VII, 1905, S. 656f.
Kroeber and Harrington, Phonetic elements of the Diegueño language. Cal., vol. XI, pt. 2.

Altertümer.

Uhle, The Emeryville Shellmound. Cal., vol. VII, pt. 1.
Nelson, Shellmounds of the S. Francisco Bay Region. Cal., vol. VII, pt. 4.
Nelson, The Ellis Landing Shellmound. Cal., vol. VII, pt. 5.
Rust, A cache of stonebowls in California. A.A., vol. VIII, 1906, S. 221f.

Anthropologie.

Hrdlička, Contributions to the physical anthropology of California. Cal., vol. IV, pt. 2.
Boas, Anthropometry of Central California. Bull. Nat. Hist., vol. XVII, pt. 4, 1905.

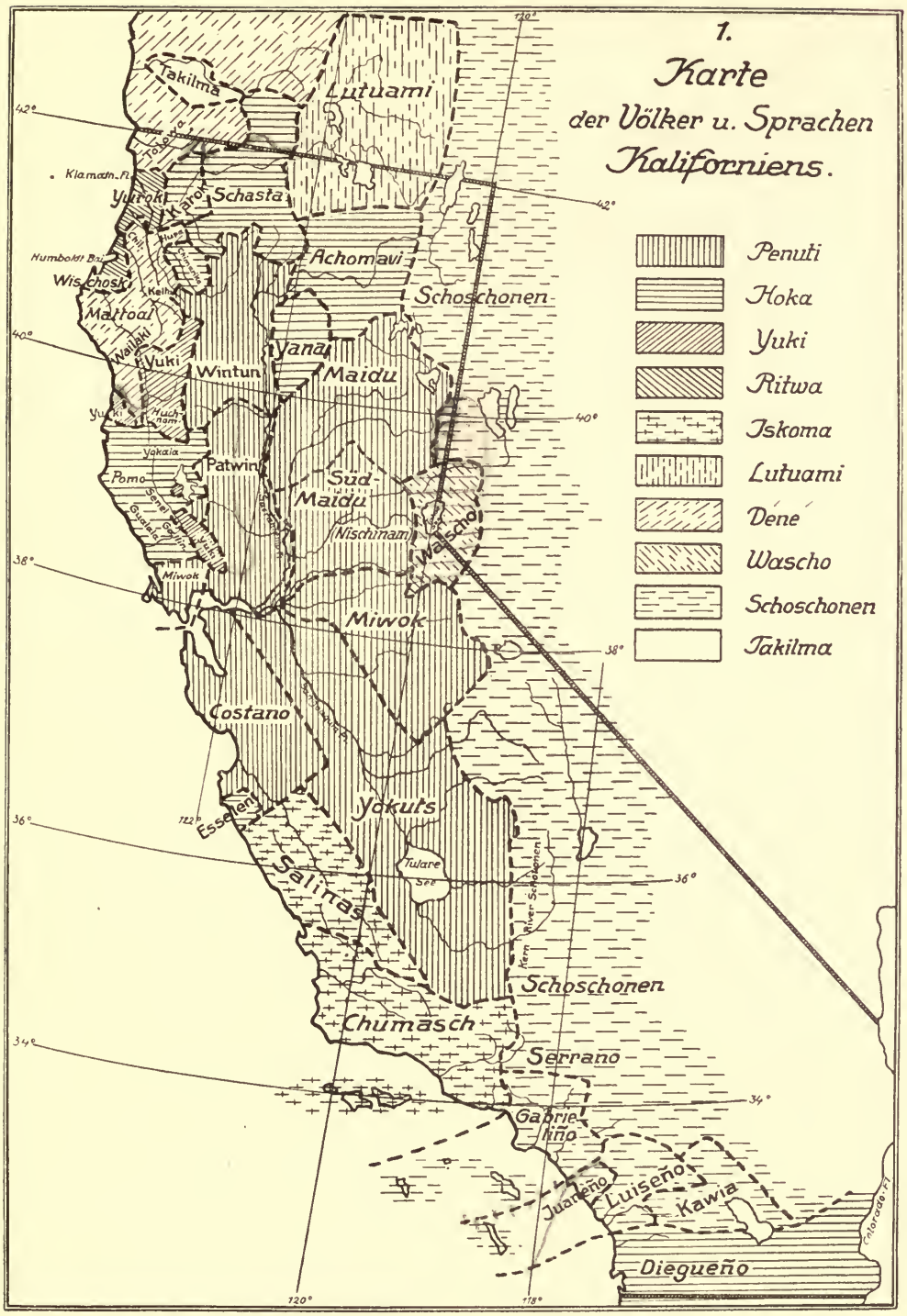
Verzeichnis der Abbildungen.

Tafel 1.	Abb. 1.	Wohnhaus. Hupa.	Goddard, Hupa, Tafel 2, Fig. 1.
	Abb. 2.	Wohnhaus. Yurok-Karok.	Powers, Titelbild.
	Abb. 3.	Haus der Kawia.	Kroeber, Cahuilla, Tafel 14.
Tafel 2.	Abb. 1.	Aufriß des Wohnhauses der Schasta. . .	Dixon, Shasta, Fig. 97, S. 418.
	Abb. 2.	Männerhaus. Yurok-Karok.	Powers, Titelbild.
	Abb. 3.	Männerhaus. Hupa.	Goddard, Hupa, Tafel 2, Fig. 2.
	Abb. 4.	Haus der Gallinomero.	Powers, Fig. 20.
	Abb. 5.	Dorf der Yokuts.	Powers, Fig. 39.
Tafel 3.	Abb. 1.	Halboffene Sommerhütte. Miwok. . . .	Powers, Fig. 37.
	Abb. 2.	Mahlplatzhütte. Nischinam.	Holmes, Studies, Tafel 4A.
	Abb. 3.	Versenkte Kegeldachhütte mit Seiteneingang. Maidu.	Dixon, Maidu, Tafel XLV.
Tafel 4.	Abb. 1.	Dachkonstruktion der versenkten Kegeldachhütte mit Dachtür. NW-Maidu. . .	Dixon, Maidu, Tafel 39, S. 170.
	Abb. 2.	Desgleichen. NO-Maidu.	Dixon, Maidu, Tafel 40, S. 171.
	Abb. 3.	Desgleichen. S-Maidu.	Dixon, Maidu, Tafel 41, S. 173.
	Abb. 4.	Hütte mit Gangtür. Maidu der Hochsierra.	Powers, Fig. 25.
	Abb. 5.	Schematischer Querschnitt durch das Versammlungshaus der Poam Pomo.	
Tafel 5.	Abb. 1.	Versammlungshaus bei Ukiah: Außenansicht. Pomo.	Holmes, Studies, Tafel 16.
	Abb. 2.	Dasselbe: Querschnitt. Pomo.	Holmes, Studies, Tafel 17, 1.
	Abb. 3.	Dasselbe: Dachkonstruktion, von oben gesehen. Pomo.	Holmes, Studies, Tafel 17, 2.
Tafel 6.	Abb. 1.	Versammlungshaus: Außenansicht. Maidu.	Dixon, Maidu, Tafel XLIII.
	Abb. 2.	Versammlungshaus: Innenansicht. Maidu.	Dixon, Maidu, Tafel XLIV.
Tafel 7.	Abb. 1.	Erdhaus. Patwin.	Powers, Fig. 21.
	Abb. 2.	Schwitzbadhaus. Miwok.	Powers, Fig. 34.
	Abb. 3.	Rundes Bretterhaus. Miwok.	Holmes, Studies, Tafel 8.
Tafel 8.	Abb. 1 und 2.	Samenschläger. Maidu.	Dixon, Maidu, Abb. 47 a b, S. 188.
	Abb. 3.	Samenschläger. Hupa.	Goddard, Hupa, Tafel 23, Fig. 2
Tafel 9.	Abb 1 bis 3.	Samenschläger. Kawia.	Kroeber, Cahuilla, Tafel 3.
	Abb. 4	Wokas-Schläger. Lutuami.	Barrett, Klamath and Modoc, Tafel 13, Fig. 2.
Tafel 10.	Abb. 1 bis 3.	Reibsteine für Eicheln. Vorgeschichtliche Funde aus dem Gebiete der Nischinam.	Holmes, Studies, Tafel 2.
Tafel 11.	Abb. 1.	Vorratsbehälter für Eicheln. Miwok. . .	Powers, Fig. 32.
	Abb. 2.	Handreiber für Wokas. Lutuami. . . .	Barrett, Klamath and Modoc, Tafel 21, Fig. 2.
	Abb. 3.	Reibstein für Wokas. Lutuami.	Coville, Wokas, Tafel 7.

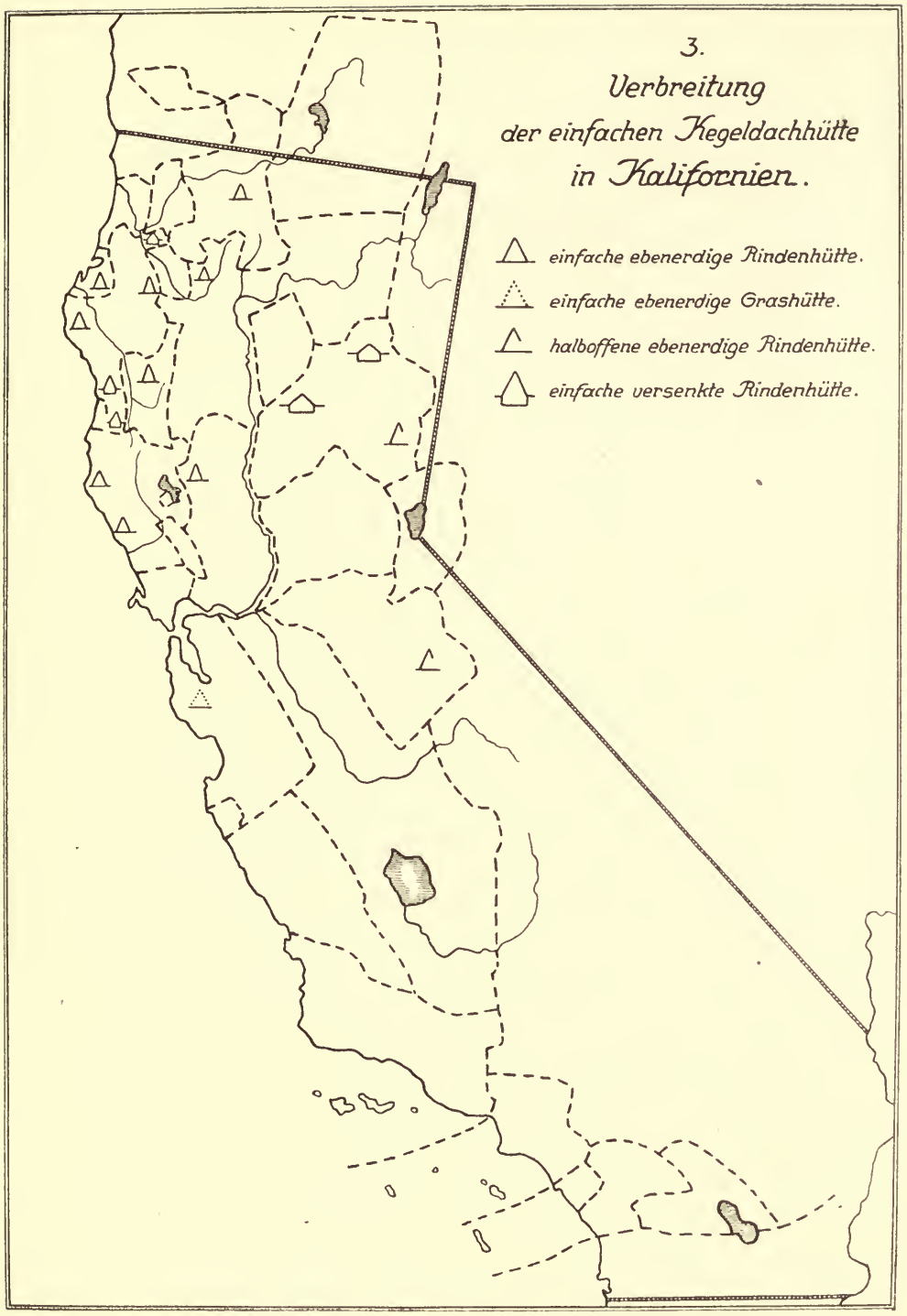
Tafel 12.	Abb. 1.	Eichelmehlbereitung auf flachem Mörserstein ohne Trichter. Miwok.	Holmes, Studies, Tafel 12A.
	Abb. 2.	Eichelmehlbereitung auf flachem Mörserstein mit Trichter. Pomo.	Holmes, Studies, Tafel 22B.
	Abb. 3.	Trichtermörser. Maidu.	Dixon, Maidu, Fig. 44, S. 179.
	Abb. 4.	Trichtermörser. Kawia.	Kroeber, Cahuilla, Tafel 15.
Tafel 13.	Abb. 1.	Felsplatte mit Mörserlöchern. Yokuts. .	Holmes, Studies, Tafel 29.
	Abb. 2 bis 5	Rohe Steinblöcke als Mörser. Salinas.	Mason, Salinas, Tafel 25.
	Abb. 6.	Roher Steinblock als Mörser. Maidu. . .	Dixon, Maidu, Abb. 7, S. 136.
Tafel 14.	Abb. 1.	Abgerundeter Steinblock als Mörser. Miwok.	Holmes, Studies, Tafel 9.
	Abb. 2.	Desgleichen. Yokuts.	Holmes, Studies, Tafel 31.
	Abb. 3.	Desgleichen. Salinas.	Mason, Salinas, Tafel 26, Fig. 1.
	Abb. 4.	Bowlenförmiger vorgeschichtlicher Mörser. Salinas.	Mason, Salinas, Tafel 25.
	Abb. 5.	Entbittern des Eichelmehles. Hupa. . .	Goddard, Hupa, Tafel 15, Fig. 1.

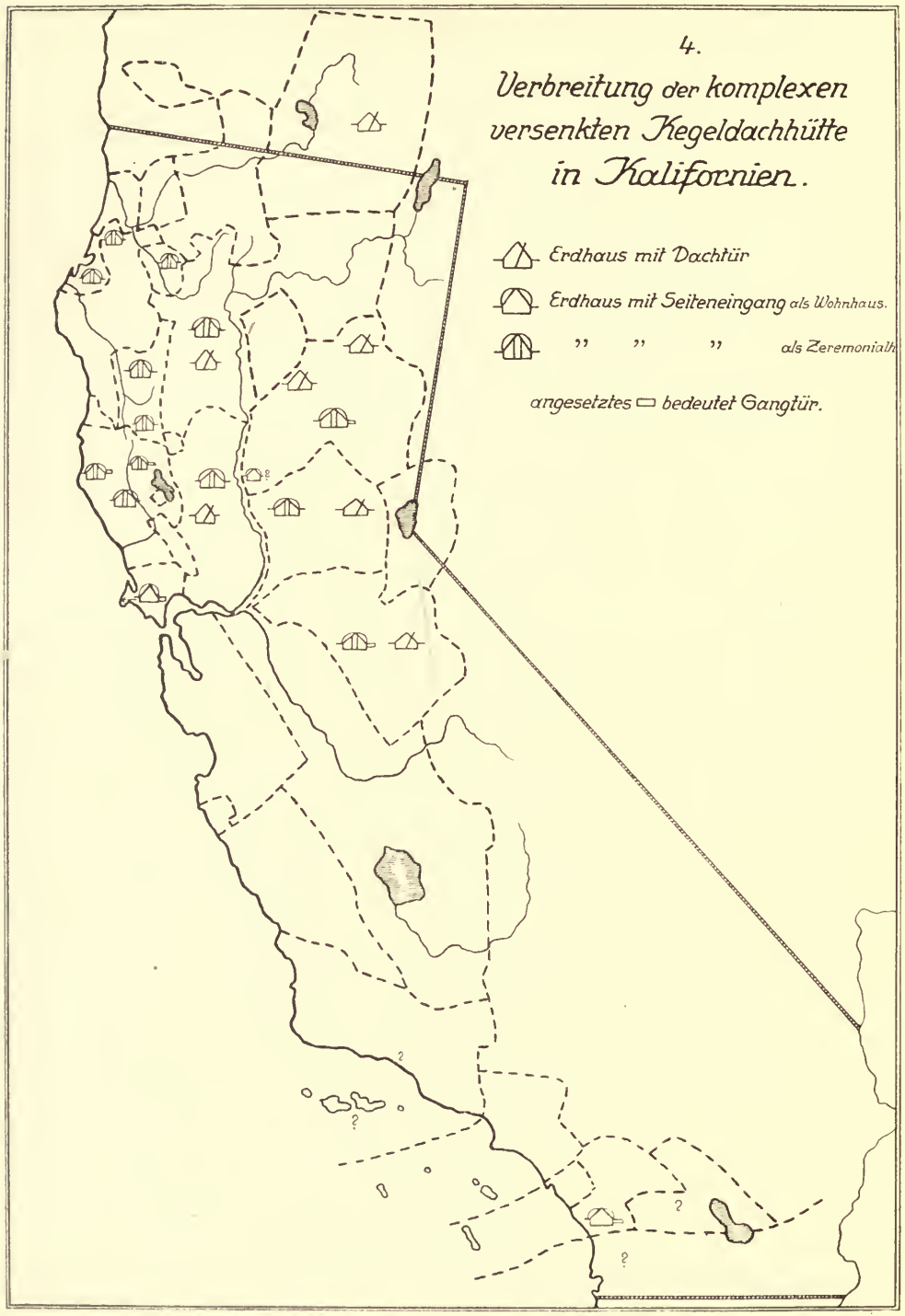
Verbesserung:

Auf Seite 92, Zeile 8 von oben setze: Natur statt Kultur.

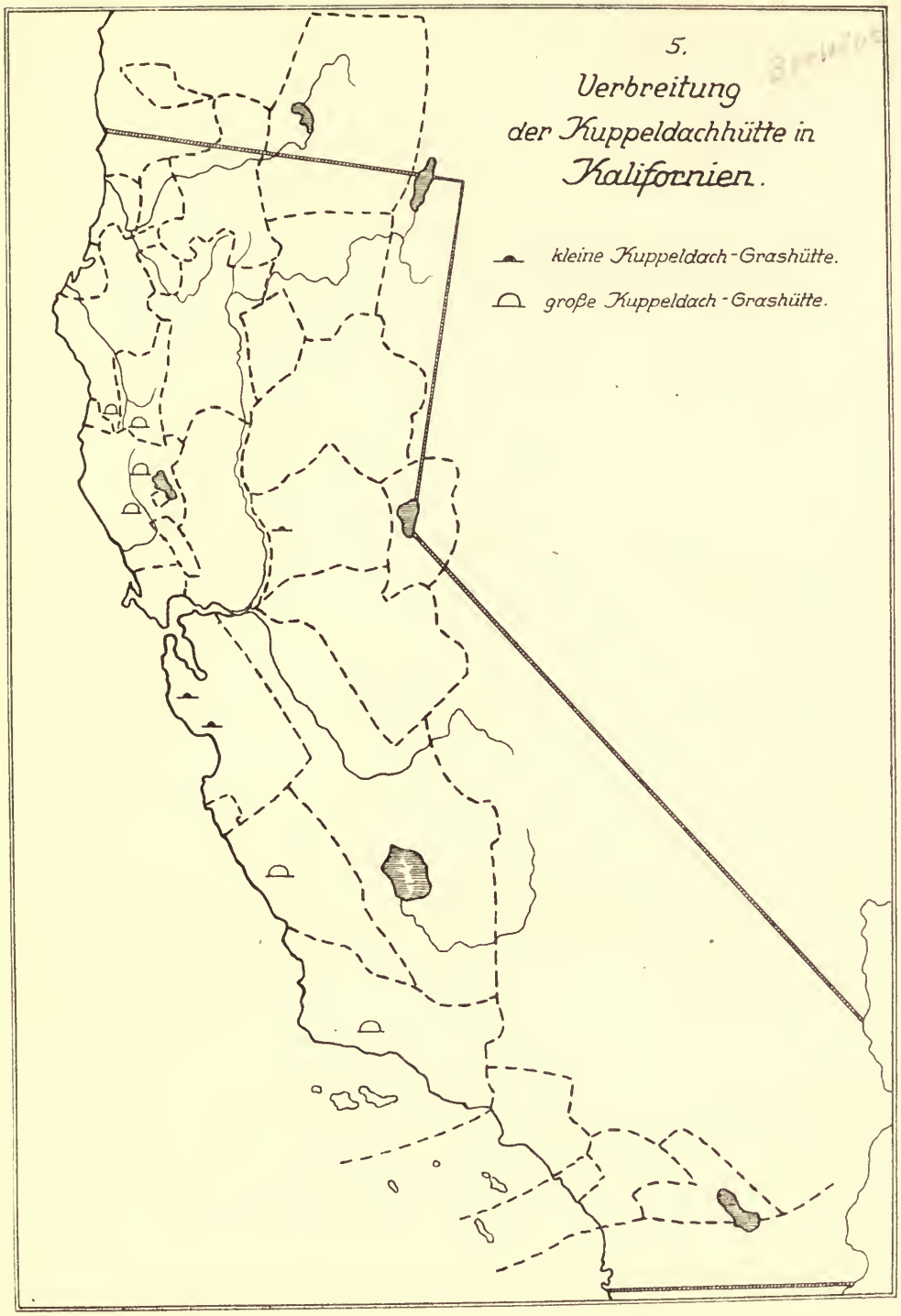

1.
Karte
der Völker u. Sprachen
Kaliforniens.
Penuti
Hoka
Yuki
Ritwa
Iskoma
Lutuami
Dene
Wascho
Schoschonen
Takilma
Takilma
Lutuami
Schasta
Yurok
Karok
Achomavi
Schoschonen
Wischosk
Mattoal
Yuki
Wintun
Yana
Maidu
Patwin
Pomo
Süd-Maidu
Nischinam
Wascho
Miwok
Costano
Yokuts
Esselen
Salinas
Tulare See
Kern River Schoschonen
Schoschonen
Chumasch
Serrano
Gabrieliño
Juaneño
Luiseño
Kawia
Diegueño
Colorado Fl.
Klamath Fl.
Humboldt Bai
Yokaia
Miwok
42°
40°
38°
36°
34°
120°
118°
122°

2.
Verbreitung
des rechteckigen Hauses
in Kalifornien.
versenktes Bretterhaus: Hupa-typus.
versenktes Bretterhaus: Schasta-typ.
versenktes Bretterhaus: Yurok-typ.
Chimariko-Mischtypus.
ebenerdige Giebeldachhütte m. Grasdeckung
Kastenhaus der Makhelchel.
Pyramidenhaus der Salinas.
Giebelhaus der Kawia.
nebengesetztes ▭ bedeutet rechteckige Erdgrube.
nebengesetztes ○ bedeutet kreisförmige Erdgrube.


3.
Verbreitung
der einfachen Kegeldachhütte
in Kalifornien.
einfache ebenerdige Rindenhütte.
einfache ebenerdige Grashütte.
halboffene ebenerdige Rindenhütte.
einfache versenkte Rindenhütte.

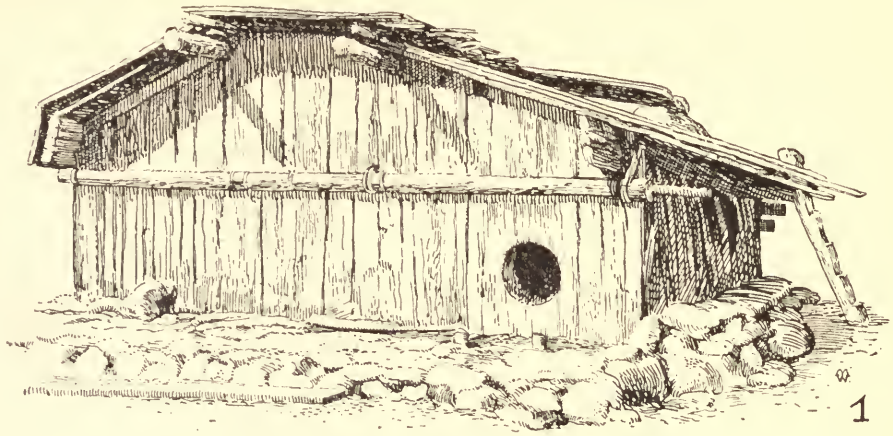

4.
Verbreitung der komplexen versenkten Kegeldachhütte in Kalifornien.
Erdhaus mit Dachtür
Erdhaus mit Seiteneingang als Wohnhaus.
" " " als Zeremonialh
angesetztes ▭ bedeutet Gangtür.

Univ. of California



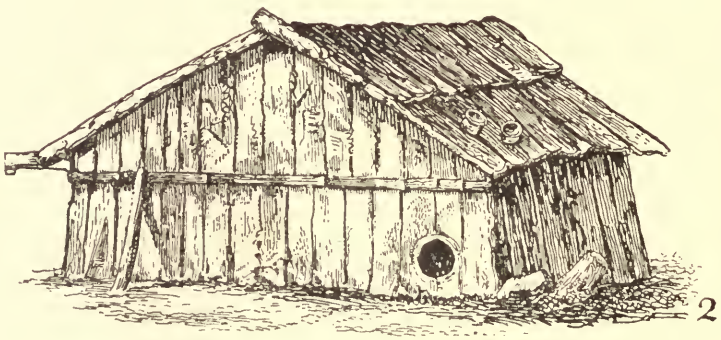
UNIV. OF CALIFORNIA

Tafel



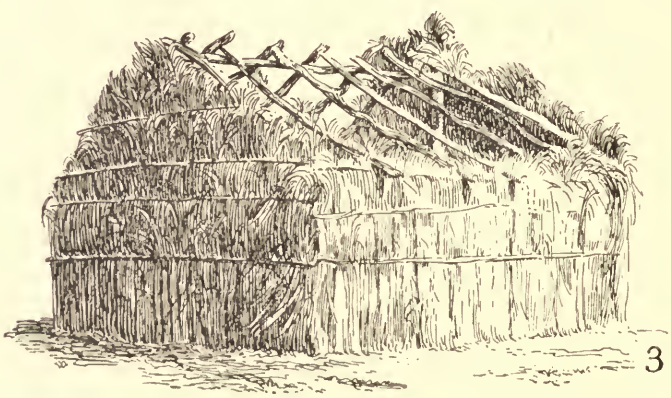
1

Wohnhaus der Hupa.



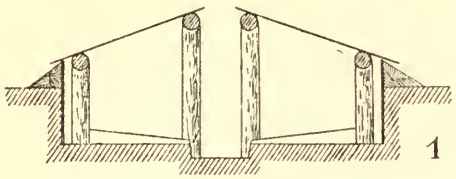
2

Wohnhaus der Yurok-Karok.



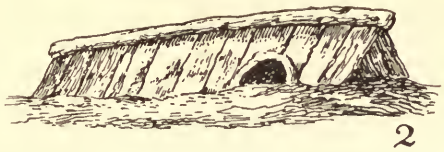
3

Wohnhaus der Kawia.



1

Aufriß des Wohnhauses. Schasta.

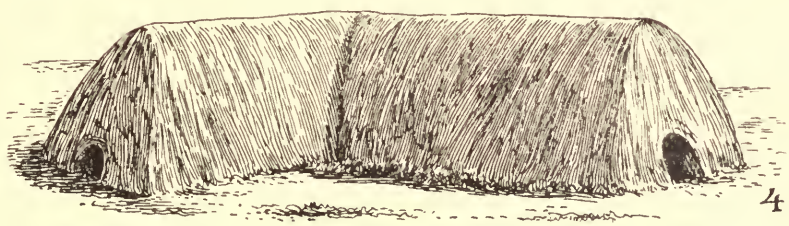


2

Männerhaus. Yurok-Karok.

3

Männerhaus. Hupa.



4

Haus der Gallinomero.

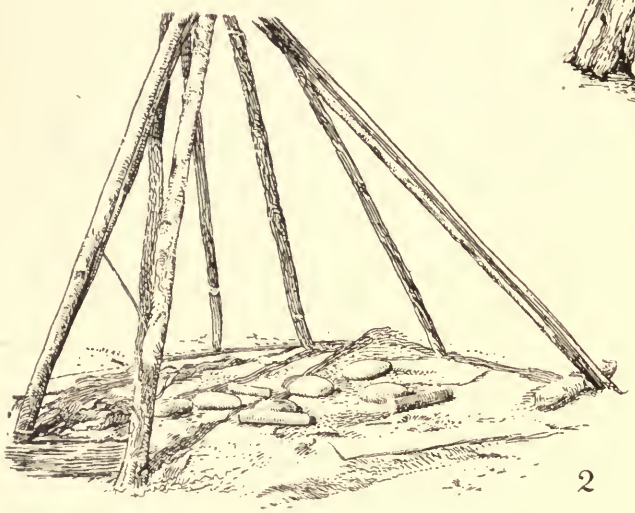
5

Dorf der Yokuts.

Tafel 3.

1. Halboffene Sommerhütte.
Miwok.

1



2

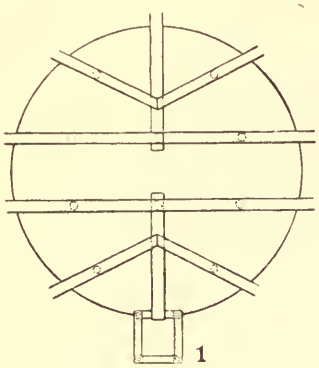
2. Mahlplatzhütte.
Nischinam.

3

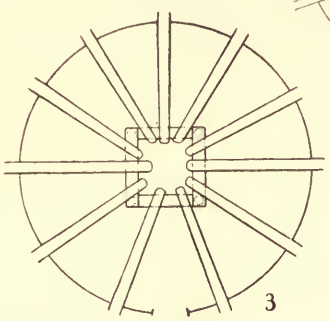
3. Versenkte Kegeldachhütte mit Seiteneingang. Maidu.

UNIV. OF CALIFORNIA

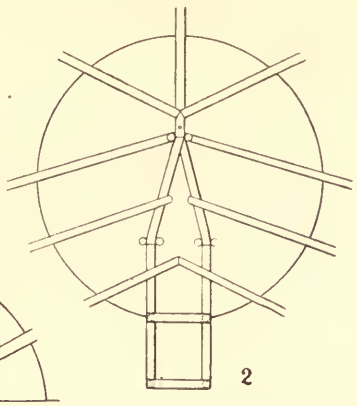
Dachkonstruktionen der versenkten Kegeldachhütte mit Dachtür.



1. Nordwest-Maidu.



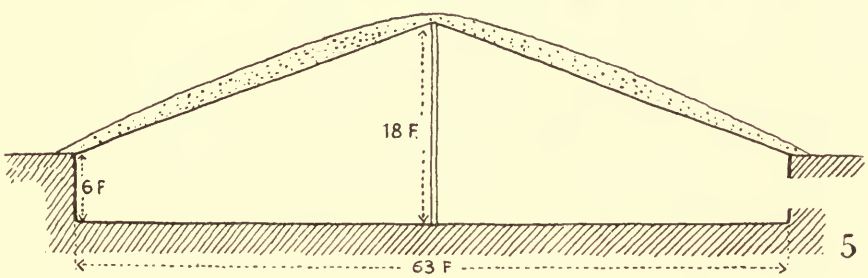
3. Süd-Maidu.
(Nischinam.)



2. Nordost-Maidu.

Hütte mit Gangtür.
Maidu der Hochsierra.

4



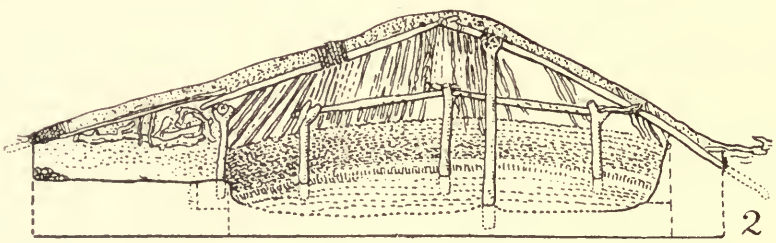
5

Schematischer Querschnitt durch das Versammlungshaus der Poam Pomo.

Tafel 5.

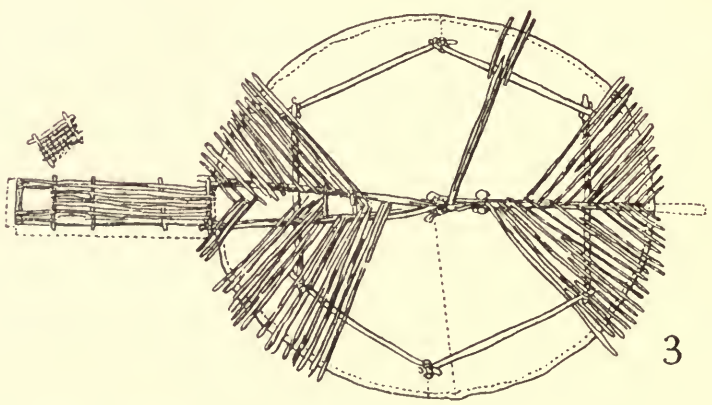
1

Versammlungshaus der Pomo bei Ukiah: Außenansicht.



2

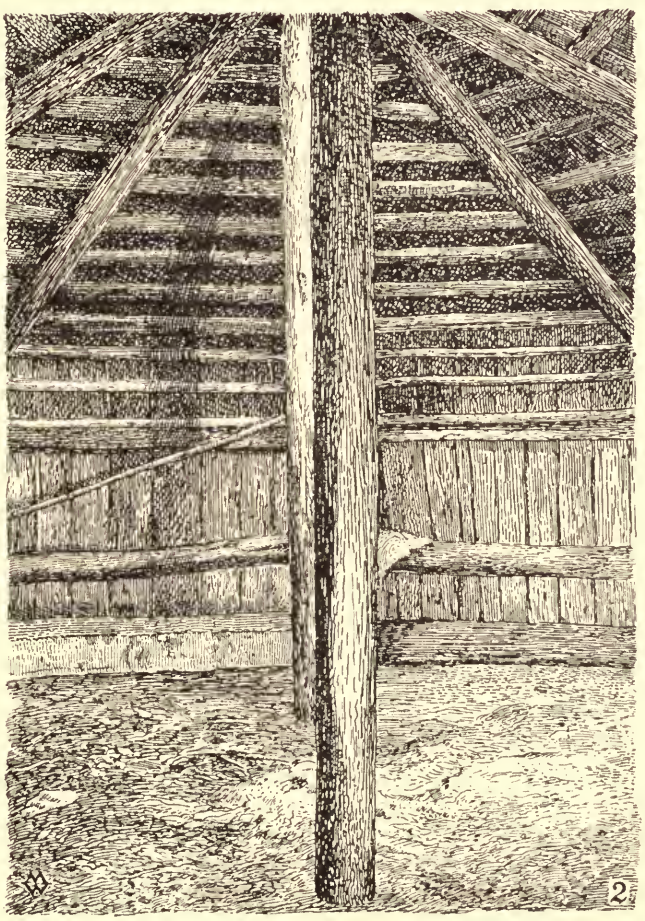
Versammlungshaus bei Ukiah: Querschnitt.



3

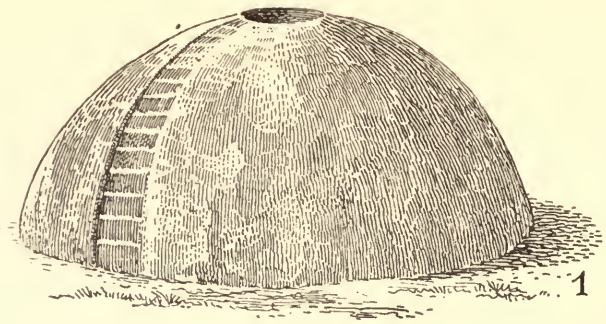
Versammlungshaus bei Ukiah: Dachkonstruktion, von oben gesehen.

Versammlungshaus der Maidu: Außenansicht.

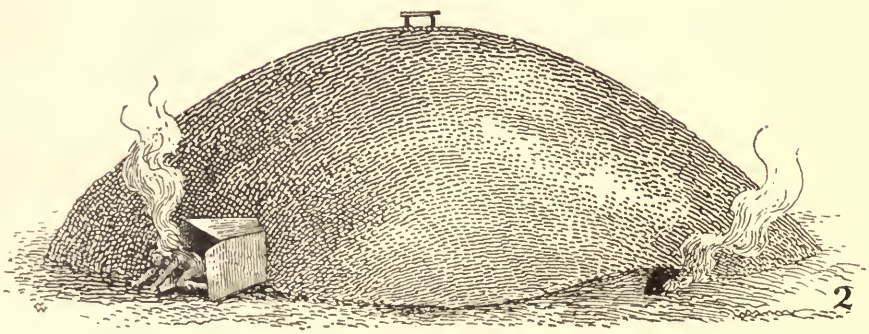


Versammlungshaus der Maidu: Innenansicht.

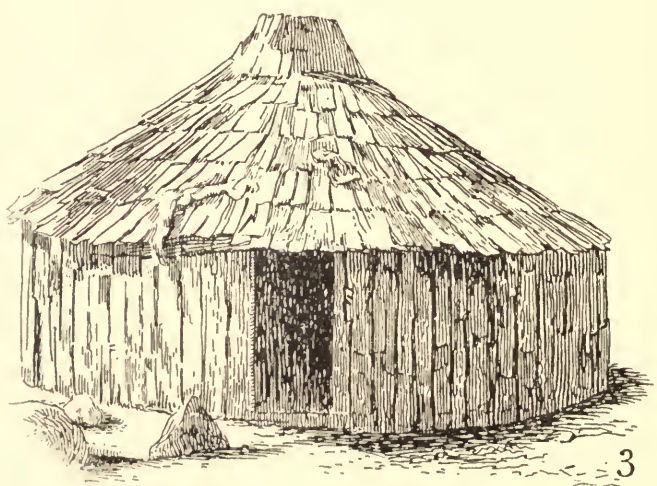
Tafel 7.



Erdhaus. Patwin.



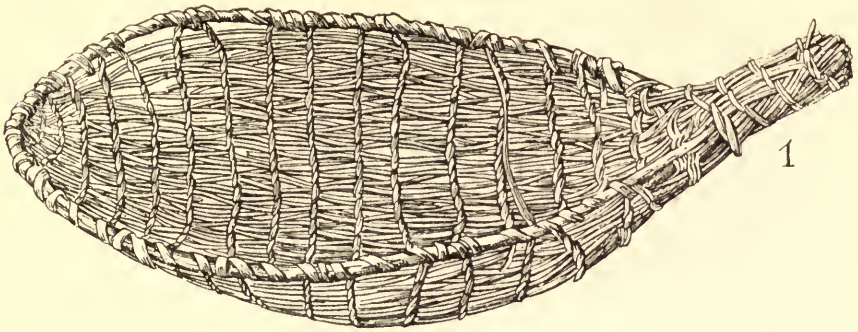
Schwitzbadhaus. Miwok.

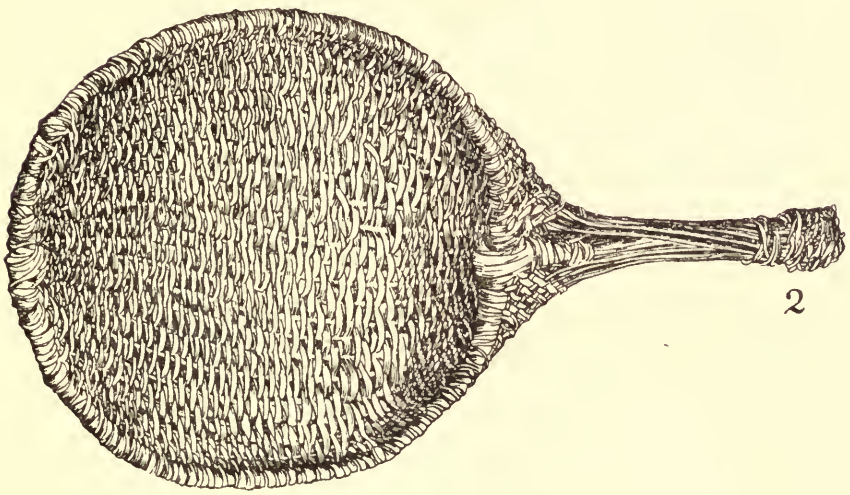


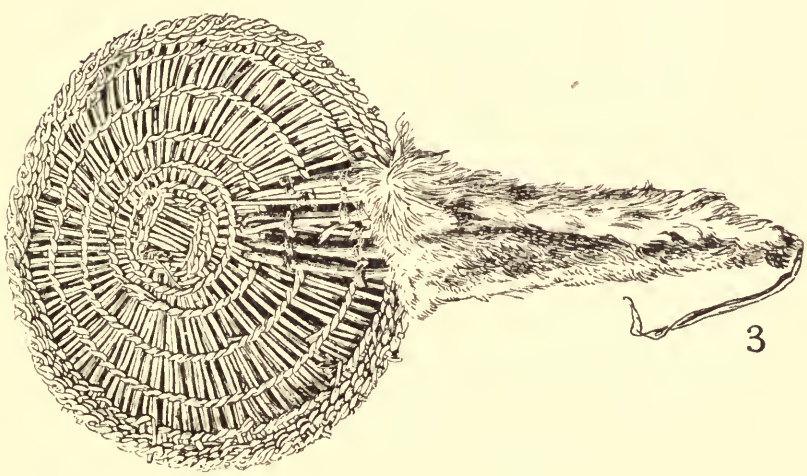
Rundes Bretterhaus. Miwok.

Univ. of California

Tafel 8.

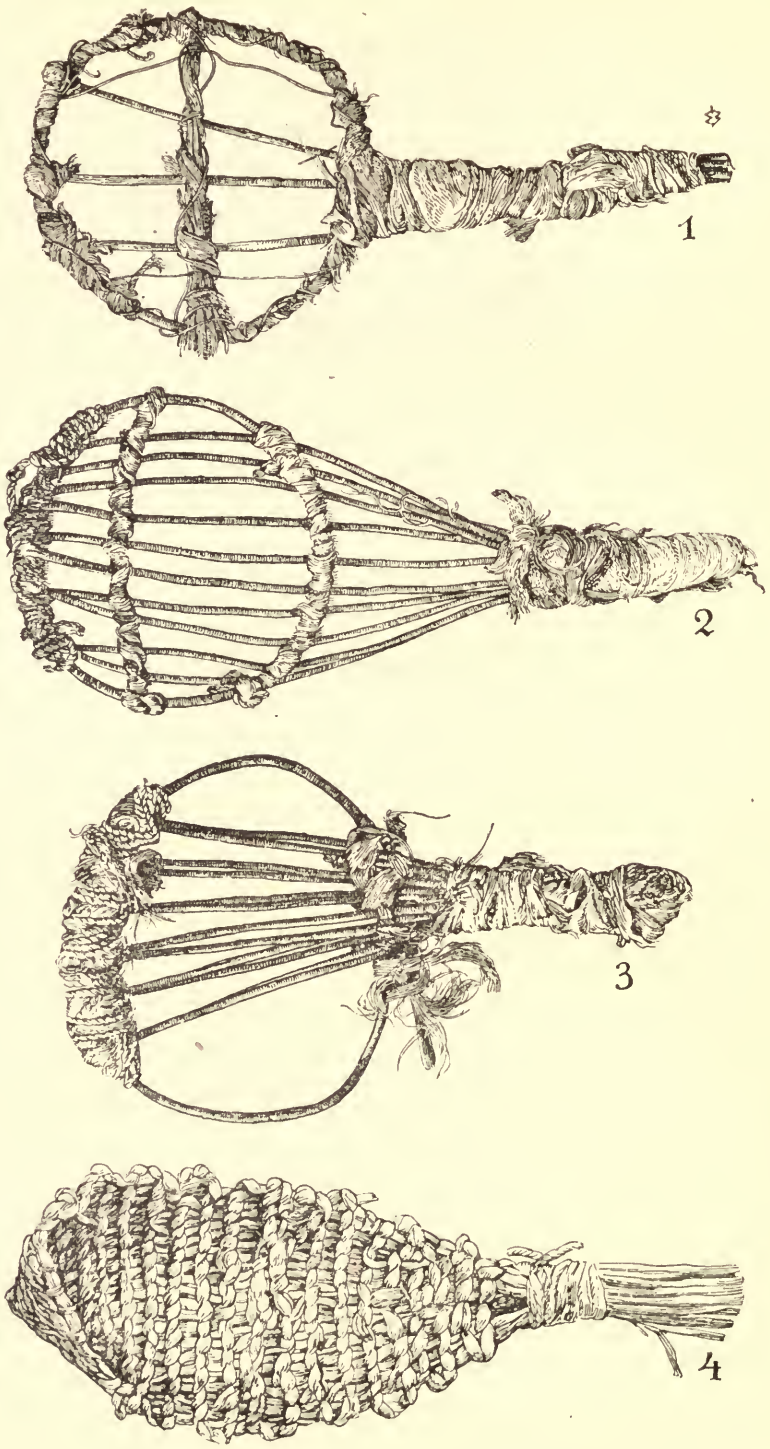




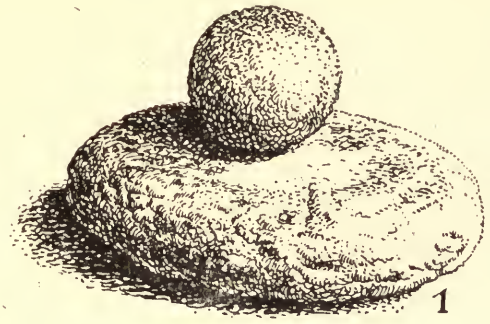


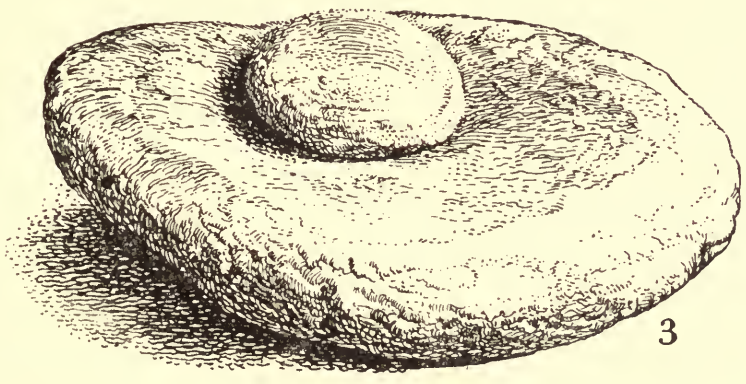
Samenschläger. 1 und 2: Maidu. 3: Hupa.

Tafel 9.



1—3: Samenschläger. Kawia. 4: Wokas-Schläger. Lutuami.



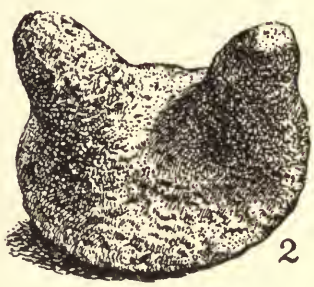


1—3: Reibsteine für Eicheln.
Vorgeschichtliche Funde aus dem Gebiet der Nischinam.

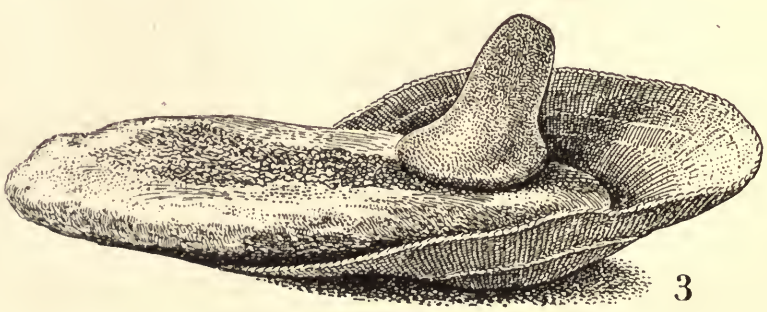
UNIV. OF
CALIFORNIA

Tafel 11.

Vorratsbehälter für Eicheln. Miwok.



Handreiber für Wokas. Lutuami.



Reibstein für Wokas. Lutuami.

UNIV. CALIFORN

1. Eichelmehlbereitung auf flachem Mörserstein ohne Trichter.
Miwok.

2. Eichelmehlherstellung auf flachem Mörserstein mit Trichter.
Pomo.

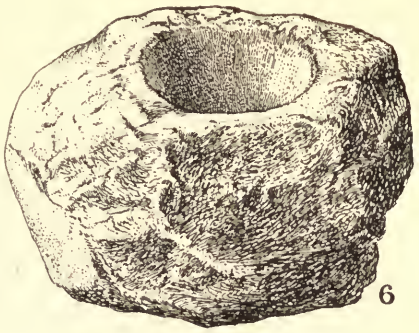
3. Trichtermörser. Maidu.

4. Trichtermörser. Kawia.

Tafel 13.

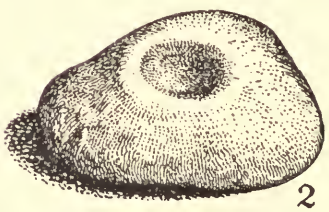
2—5.
Rohe Steinblöcke
als Mörser.

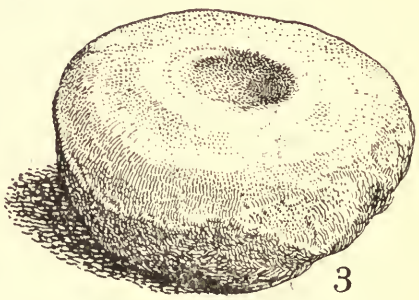
Miwok.

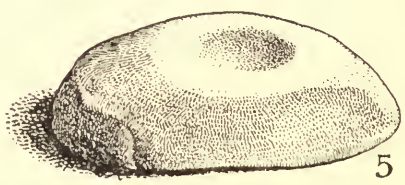


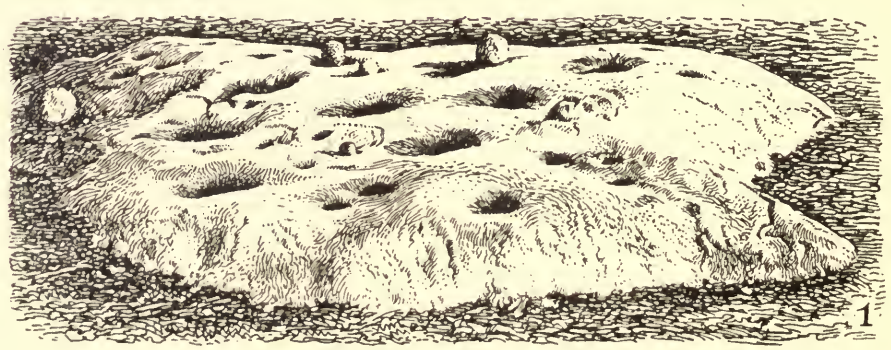
6.
Roher Steinblock
als Mörser.

Maidu.

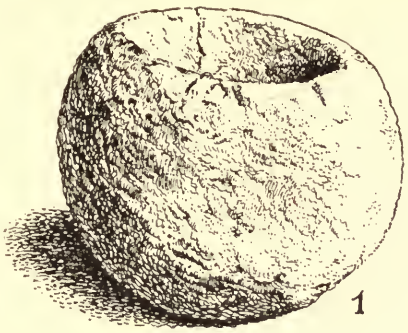






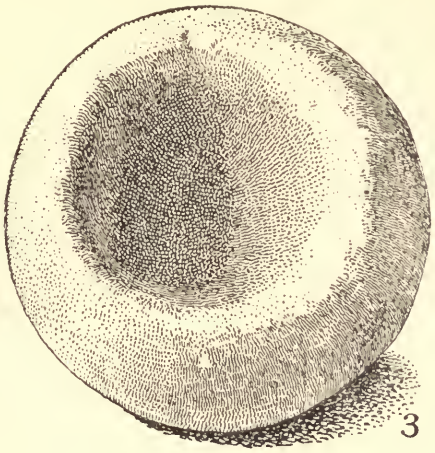


1. Felsplatte mit Mörserlöchern. Yokuts.



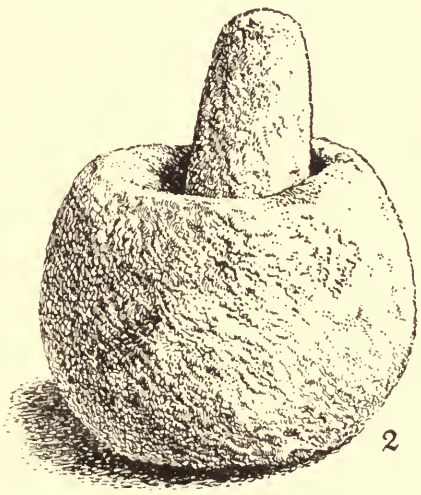
1

Abgerundeter Steinblock als Mörser.
Miwok.



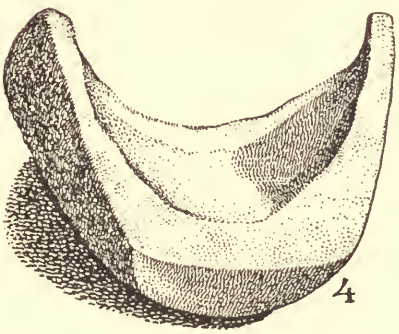
3

Abgerundeter Steinblock als Mörser.
Salinas.



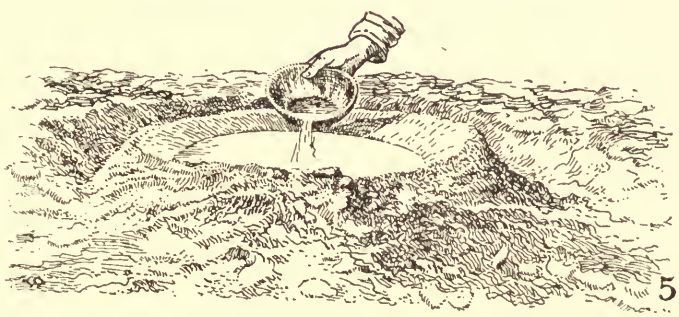
2

Abgerundeter Steinblock als Mörser.
Yokuts.



4

Bowlenförmiger vorgeschichtlicher Mörser.
Salinas.



5

Entbittern der Eichelmehles durch Auslaugen. Hupa.

Druck von Thomas & Hubert, Weida i. Thür.

U. C. BERKELEY LIBRARIES
C08107167b